Geschichte

Philipp's des Zweiten.

Von

William Prescott.

Deutsch

von

Dr. Johannes Scherr.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1856.

Inhalt des ersten Theiles:

Fünftes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Siebentes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

Achtes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

Neuntes Kapitel.

Die letzten Tage Karl's des Fünften.

Geschichte Philipp's des Zweiten.

Erstes Kapitel.

Abdankung Karl's des Fünften.

Einleitende Bemerkungen. — Spanien unter Karl dem Fünften. — Er bereitet sich zur Niederlegung der Krone vor. — Seine Abdankung. — Seine Rückkehr nach Spanien. — Seine Reise nach Yuste.

1555.

In einem früheren Werke habe ich jene Periode zu zeichnen versucht, in welcher die verschiedenen spanischen Provinzen unter der Regierung von Ferdinand und Isabella in ein einziges Reich vereinigt wurden, als durch die weise, wohlthätige Politik derselben die Nation aus dem Dunkel auftauchte, worin sie so lange hinter den Pyrenäen geblieben war, und nun als eines der größten Glieder des europäischen Staatensystems ihren Platz einnahm. Gegenwärtig habe ich mir vorgenommen, eine spätere Geschichtsperiode derselben Nation, die Regierung Philip's des Zweiten, zu untersuchen, in welcher dieselbe mit stark erweiterten Hülfsquellen und einem durch eine glänzende Entdeckungs- und Eroberungsbahn ausgedehnten Territorium die höchste Höhe ihrer Macht erreicht, aber unter einer schädlichen Verwaltungspolitik die Eifersucht der Nachbarn rege gemacht und schon jene Keime innerer Verdorbenheit, die stufenweise zur Zerstückelung und zum Verfall führten, geoffenbart hatte.

Durch die Heirath Ferdinandens und Isabellens wurden die meisten Staaten der Halbinsel unter ein gemeinsames Regiment vereinigt, und 1516 ging das Szepter Spaniens mit seinen Zubehörungen beides in der alten, wie in der neuen Welt in die Hände ihres Enkels, Karl's des Fünften, über, welcher, obwohl er nominell den Thron mit seiner Mutter Johanna theilte, dennoch in Folge ihrer Unfähigkeit der eigentliche Souverain dieses weiten Reiches wurde. Schon vorher hatte er von seinem Vater, Philipp dem Schönen, jenen herrlichen Strich des Herzogthums Burgund geerbt, welcher die Franche Comté und die Niederlande begriff. 1519 ward er zum Kaiser von Deutschland erwählt, und nur wenige Jahre verstrichen, bis seine Herrschaft noch ferner durch die Barbarenländer Mexico und Peru vergrößert wurde. Alsdann bot Spanien zuerst in Wirklichkeit das seitdem so oft wiederholte großartige Prahlwort dar, wonach die Sonne niemals innerhalb der Gränzen seiner Herrschaft unterging.

Indessen stieg die Bedeutung Spaniens nicht mit der Bedeutung seiner Erwerbungen. Es hatte sich gewissermaßen in der Größe dieser Erwerbungen verloren. Einige wetteifernde Nationen Europa's, die Karl's Herrschaft anerkannten, waren von viel größerer Bedeutung, als Spanien, und lenkten viel mehr die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich. In der früheren Regierungszeit dieses Monarchen gab es einen Moment, da ein Streit vom tiefsten Interesse für die Menschheit in Castilien vor sich ging. Leider ward der „Krieg der Comunidades", wie man ihn nannte, schon bald mit dem Ruine der Patrioten beschlossen, und auf dem denkwürdigen Felde von Villalar erhielt die Freiheit Spaniens einen Schlag, wovon sie sich innerhalb Jahrhunderten nicht erholen sollte. Von jener Unglücksstunde an, — der bittern Frucht der Kasteneifersucht und Pöbelsleidenschaften, — herrschte durchs ganze Land eine ununterbrochene Ruhe, eine solche Ruhe, wie nicht von einer freien und wohlgeführten, sondern einer despotischen Regierung ausgeht. Jedoch schlummerte der spanische Geist während dieser politischen Ruhe nicht. Das spanische Volk, durch die Schranke der Pyrenäen vor feindlichem Ueberfall geschützt, durfte die Künste des Friedens pflegen, insofern es sich nicht in die Politik oder Religion, mit andern Worten, in die höchsten Interessen

der Menschheit, mischte; während die Wagsameren für ihren Stolz ein Feld in den europäischen Kriegen, oder in der Ausbeutung der unbegränzten Regionen der westlichen Welt fanden.

Während in Spanien so wenig, um das Auge des Geschichtsschreibers anzuziehen, vorfiel, wurde Deutschland der Schauplatz eines derjenigen gewichtigen Kämpfe, die einen dauernden Einfluß auf die Geschicke des Menschengeschlechts ausgeübt haben. Denn unter dieser Regierung begann man die große Schlacht religiöser Freiheit, und die Aufmerksamkeit und persönliche Anwesenheit Karl's in dem Lande, wo diese Schlacht geschlagen werden sollte, wurde meist mit Nothwendigkeit erheischt. In Vergleich mit der Zeit, welche er in andern Theilen seiner Gebiete verlebte, brachte er nur einen kleinen Theil seines Lebens in Spanien zu. Seine frühzeitige Zuneigung, seine dauernde Sympathie gehörten dem Volke der Niederlande, denn Flandern war das Land seiner Geburt. Die Sprache dieses Landes war ihm geläufiger, als das Castilische, wiewohl er die verschiedenen Sprachen seiner Besitzungen so gut konnte, daß er seine Unterthanen in jedem Gebietstheile in deren vaterländischer Mundart anzureden im Stande war. Auf gleiche Weise vermochte er sich ihren besonderen nationalen Sitten und Gewohnheiten anzupassen. Aber diese Geschmeidigkeit war dem Geiste des Spaniers fremd. Karl brachte von Spanien Nichts mit, als einen religiösen, bis zur Bigotterie gesteigerten Eifer, der in dem melancholischen, von seiner Mutter ererbten Temperamente tiefe Wurzel schlug. Alle seine Lieblingsneigungen waren flämisch. Von dem burgundischen Hofe führte er ein glänzendes Ceremoniell in seinem eignen Palaste und im Haushalte seines Sohnes ein. Er bezog seine be- und vertrautesten Räthe aus Flandern, und das war eine große Ursache zu den Unruhen, welche im Anfange seiner Regierung Castilien zerrissen. Wenig war in der am kaiserlichen Hofe eingenommenen Stellung zur Letzung des spanischen Stolzes vorhanden, und Karl betrachtete Spanien hauptsächlich von der Seite der ihm von daselbst zur Ausführung seiner ehrgeizigen Unternehmungen gebotenen Hülfsquellen. Wenn er dasselbe besuchte, so geschah es gewöhnlich nur, um Gelder von den Cortes zu beziehen. Die Spanier sahen dieß ein, und sie liebten ihn weniger, als sie viele andere Monarchen geliebt hatten, die

doch hinsichts der Eigenschaften, eine solche Liebe zu erwecken, weit unter ihm standen. Kaum betrachteten sie ihn als ihren Landsmann. Und in der That lag nichts Nationales in Karl's Regierung. Die meiste Verwandtschaft hatte er mit Deutschland; auch war er zu seinen Lebzeiten nicht als der König Karl der Erste von Spanien, sondern als der Kaiser Karl der Fünfte von Deutschland bekannt und wird als solcher auf den Seiten der Geschichte erwähnt.

Als Karl zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts den Thron bestieg, dürfte Europa in einer Hinsicht bedeutend in der nämlichen Lage, wie zu Anfang des achten, gewesen sein. Der Türke bedrohte es auf die gleiche Art von Osten aus, wie früher der Araber von Westen aus gethan. Die Stunde, welche entscheiden sollte, ob das Christenthum oder der mahomedanische Glaube die Oberhand behalten sollte, schien rasch herbeizunahen. Die ottomannische Eroberungsfluth schwoll herauf bis unter die Mauern von Wien, und Karl, der als des Reiches Oberhaupt an die Gränzen des Christenthums gestellt war, wurde dieselbe zurückzutreiben aufgerufen. In seinem zweiunddreißigsten Jahre rückte er gegen den fürchterlichen Soliman heran, trieb ihn zu einer schimpflichen Flucht und rettete Europa von feindlicher Ueberziehung mit geringerem Menschenverlust, als oft in einem Scharmützel geopfert wird. Später segelte er über das Meer nach Tunis, das damals von einer Seeräuberbande, der Geißel des Mittelmeeres, innegehalten wurde. Er besiegte die Piraten in einer blutigen Schlacht, erschlug den Anführer derselben und befreite zehntausend Gefangene aus ihren Kerkern. Ganz Europa erscholl von den Lobeserhebungen des jungen Helden, welcher solchergestalt seine Waffen dem Dienste des Kreuzes geweiht hatte und als der ächte Kämpe des Christenthums voranstand.

Aber von dieser hohen Stellung wurde Karl wiederholt zu andern Fehden von einem mehr persönlichen und weit weniger ehrbaren Charakter abberufen. Eine solche war sein langer und blutiger Zwist mit Franz dem Ersten. Es war fast nicht möglich, daß zwei Fürsten, die einander so sehr an Jahren, Macht, Ansprüchen, und vor Allem an Liebe militärischen Ruhmes glichen und deren Besitzungen einander fast in ihrer ganzen Ausdehnung berührten, lange ohne Ursache zu

Rivalität und Kollision bleiben konnten. Eine solche Rivalität war vom Augenblicke an vorhanden, da der große Preis des Kaiserthums Karln zuerkannt wurde; und, mit Ausnahme von einigen wenigen Niederlagen, triumphirte während der ganzen Zeit des langen Kampfes der überlegene Geist des Kaisers über seinen kühnen, aber weniger politischen Widersacher.

Noch gab es einen dritten Kampf, auf welchen durch den größeren Theil seiner Regierung des spanischen Monarchen Kraft freigebig verwandt wurde, das ist sein Kampf mit den lutheranischen Fürsten in Deutschland. Es ist jedoch leichter gegen Menschen als gegen ein großes moralisches Prinzip kämpfen. Das Prinzip der Reformation war zu tief in den deutschen Geist eingedrungen, als daß es durch List oder Gewalt wieder hätte ausgerodet werden können. Eine lange Zeit hindurch war Karl zwar so glücklich, vermittelst einer schlauen Politik den protestantischen Bund zu narren, und schien zuletzt durch die entscheidende Schlacht bei Mühlberg denselben völlig gebrochen zu haben; allein dieser Erfolg führte ihn blos seinem Ruine zu. Der nämliche Mann, welchem er die Siegesbeute zukommen ließ, wandte sich gegen seinen Wohlthäter. Der an Leib und Gemüth kranke Karl mußte sich glücklich schätzen, seinen Feinden unter dem Schleier der Nacht und eines rasenden Sturmes zu entrinnen, und sah sich am Ende zur Unterzeichnung des Passauer Vertrags gezwungen, worin er den Protestanten jene religiösen Freiheiten gewährleistete, gegen welche er seine ganze Regierung hindurch angekämpft hatte.

Nicht lange darauf erfuhr er eine andere erniedrigende Niederlage von Frankreich, das damals von einem jüngeren Rivalen, Heinrich dem Zweiten, dem Sohne Franzens, beherrscht wurde. Der Glücksstern Karl's, der Stern Oesterreichs, schien untergegangen zu sein, und als Karl mit Widerstreben die Belagerung von Metz aufhob, hörte man ihn bitter ausrufen: „Das Glück ist eine Metze, die ihre Gunst blos für die Jugend aufbehält!“

Sein Muth war sehr durch seine Niederlagen herabgestimmt, noch mehr aber durch seinen Gesundheitszustand, der ihn verhinderte, an den gewohnten männlichen und kriegerischen Uebungen theilzunehmen, und somit fühlte er, daß er nicht mehr die alte Kraft, die

Mühsale des Reiches zu bestehen, besaß. Nur wenig über dreißig Jahre alt hatte ihn die Gicht befallen und neuerdings hatte ihn diese Krankheit so übel zugerichtet, daß er den Gebrauch seiner Glieder beinahe verloren hatte. Der nämliche Mann, der, in Stahl eingefaßt, ganze Tage und Nächte im Sattel gleichgültig gegen Wetter und Jahreszeiten gesessen hatte, konnte sich jetzt vermittelst seines Stabes kaum mehr fortschleppen. Tage lang war er ans Bett gefesselt und ganze Wochen lang verließ er sein Zimmer nicht. Seinen Geist drückte die Schwermuth nieder, die, in gewissem Grade, an seiner Konstitution haftete. Sein Hauptvergnügen bestand darin, den Büchern, zumal solchen religiösen Inhalts, zu lauschen. Er versagte sich Alles mit Ausnahme seiner vertrautesten und betrautesten Räthe. Er verlor das Interesse an den Geschäften und weigerte sich, zufolge einem seiner Biographen*), der Zutritt bei ihm hatte, Monate lang, irgend eine öffentliche Mittheilung zu empfangen, oder ein Dokument, oder nur einen Brief zu unterschreiben. Man kann nicht begreifen, wie bei einem solchen Stande der Dinge die Geschäfte der Nation haben geleitet werden können. Nach dem Tode seiner Mutter Johanna drangen in seine Seele jene trüben Phantasien, welche in der ihrigen sich bis zum baaren Wahnsinn gesteigert hatten, noch tiefer ein. Er bildete sich ein, daß er ihre Stimme ihm rufen hörte, ihr zu folgen. Seine Gedanken wendeten sich nun von weltlichen Angelegenheiten denen seiner Seele zu, und er beschloß einen Plan auszuführen, nach welchem er seine Krone niederlegen und, um sich daselbst für sein letztes Stündlein vorzubereiten, sich in religiöse Abgeschlossenheit zurückziehen wollte. Diesen Plan hatte er viele Jahre zuvor in der vollen Höhe eines erfolgreichen Ehrgeizes gefaßt. So widersprechend waren die in dem Charakter dieses außergewöhnlichen Mannes herrschenden Elemente!

Wiewohl er den Ort seiner Zurückgezogenheit gewählt hatte, so war er doch von der unmittelbaren Ausführung seines Vorsatzes durch den unverbesserlichen Zustand seiner Mutter und das zarte Alter seines Sohnes verhindert worden. Durch den Tod Johanna's war jetzt das

*) Sepulveda. — Er war damals am Hofe, hatte häufigen Zutritt zu der Person des Monarchen und spricht daher als persönlicher Beobachter.

erstere Hinderniß beseitigt nach einer Regierung — einer nominellen Regierung — von einem halben Jahrhundert, binnen welchem die Wolke, die sich bei ihres Gemahles Tode über ihren Geist gelagert, niemals zerriß.

Auch das Alter Philipp's, seines Sohnes und Erben, war kein Einwand mehr. Von früher Kindheit war derselbe für die Pflichten seines Standes erzogen und schon sehr jung mit der Regierung Castiliens betraut worden. Sein Vater hatte ihn mit fähigen und erfahrenen Räthen umgeben, und ihr Zögling, der eine über sein Alter weit hinausgehende Umsicht zeigte, hatte von ihren Unterweisungen großen Gewinn gezogen. Er hatte jetzt sein neunundzwanzigstes Jahr angetreten, ein Alter, in welchem der Charakter sich gebildet hat, und worin er, wenn jemals, für geeignet zur Uebernahme der Regierungspflichten gelten konnte. Sein Vater hatte ihm schon die Oberhoheit über Neapel und Mailand bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen mit Maria von England abgetreten. Er war in diesem Lande zu Besuche, als Karl, nachdem er den Akt der Abdankung beschlossen hatte, seines Sohnes Anwesenheit zu Brüssel, wo die Ceremonie verrichtet werden sollte, heischte. Die verschiedenen niederländischen Provinzen wurden gleichfalls Abgeordnete zu senden aufgefordert, und selbige sollten Vollmacht zur Entgegennahme von des Kaisers Resignation und zur Uebertragung ihrer Unterthanentreue auf seinen Nachfolger mitbringen. Als einen vorläufigen Schritt übertrug er am zweiundzwanzigsten Oktober 1555 auf Philipp das ihm selbst als Herren von Flandern zustehende Großmeisteramt des toison d'or, und den Orden des goldnen Vließes von Burgund, die stolzesten und begehrtesten von allen Militärritterorden jener Zeit.

Dann wurden Vorbereitungen getroffen, die Abdankungsceremonie mit dem ganzen, für eine so hehre Gelegenheit passenden Pompe feierlich zu vollziehen. Die große Halle des königlichen Palastes zu Brüssel war als Schaubühne dazu auserkoren. Die Wände des geräumigen Saales waren mit Tapeten behangen, der Boden mit reichen Teppichen belegt. Am einen Ende des Zimmers war ein Gerüste zur Höhe von sechs bis sieben Stufen errichtet. Darauf war ein Thron oder Staatsstuhl nebst sonstigen Sitzen für Philipp und für die fla-

mändischen großen Herren, welche ihrem Souverain aufwarteten, gestellt. Ueber dem Throne war ein glänzender, mit dem Wappen des burgunder Herzoghauses geschmückter Himmel ausgespannt. Vorn, dem Gerüste gegenüber, hatte man Plätze für die von den Provinzen gesandten Abgeordneten angebracht, welch' letztere auf den Bänken je nach den Rechten ihres Ranges zu sitzen hatten.

Am fünfundzwanzigsten Oktober als dem für die Ceremonie angesetzten Tage vollzog Karl der Fünfte ein Testament, wodurch er seinem Sohne die Oberhoheit über Flandern abtrat. Dann wurde die Messe gelesen, und der Kaiser, begleitet von Philipp und einem zahlreichen Gefolge, schritt im Staate nach der großen Halle, wo die Deputirten schon versammelt waren*).

Karl stand jetzt in seinem sechsundfunfzigsten Jahre. Sein Körper war unbedeutend, durch Krankheit mehr als durch die Zeit, gebückt, und auf seinem Antlitz konnte man die Spuren von Heftigkeit und rauher Aussetzung herauslesen. Dennoch trug dasselbe noch jene Majestät des Ausdrucks, die auf seinen von der Meisterhand Titian's gezeichneten Porträts so hervortritt. Sein Haar, einst von einer hellen, ans Gelbe streifenden Farbe, hatte sich, ehe er vierzig zählte, gebleicht und war jetzt, wie auch der Bart, grau. Seine Stirne war breit und hoch; die Nase gebogen. Seine blauen Augen und weiße Gesichtsfarbe bekundeten die teutonische Abkunft. Der einzige entschieden üble Zug in seinem Antlitz war der mit der dicken, schweren Lippe hervorragende Unterkiefer, wie dies bei den Physiognomien des österreichischen Herrscherhauses charakteristisch ist.

In Körperlänge hatte er die mittle Größe. Seine Gliedmaßen waren sehr gedrungen und einst wohl gestaltet, obschon jetzt die Hände und Füße von Krankheit traurig verunstaltet waren. Während der

*) Es ist sonderbar, daß das genaue Datum eines Ereignisses von solcher Notorietät wie die Abdankung Karl's des Fünften bei den Geschichtsschreibern einen Gegenstand der Nichtübereinstimmung bildet. Sehr viele Schriftsteller jener Zeit bezeichnen den im Texte angegebenen Monatstag, der ferner von einem Simancasmanuskripte bestätigt wird, dessen Autor mit der Genauigkeit eines Augenzeugen auf die Einzelheiten der Ceremonie eingeht.

Kaiser sich mit der einen Hand auf einen Stab stützte, ruhte die andere auf Wilhelm von Oranien, der, damals noch jung, später bestimmt war, der furchtbarste Feind seines Hauses zu werden. Den Eindruck von Karl's ernstem Benehmen erhöhte noch seine Kleidung, denn er trauerte um seine Mutter, und das düstere Aussehen seines Anzugs wurde blos durch einen einzigen Zierath, das stolze Halsband des goldnen Bließes, welches ihm um den Hals hing, gemildert.

Hinter dem Kaiser folgte Philipp, der Erbe seiner weiten Besitzungen. Er war mittler Größe, beinahe von denselben Proportionen, wie sein Vater, dem er auch in seinen Zügen glich, nur daß diejenigen des Sohnes einen mehr düsteren und vielleicht unheilverkündenden Ausdruck zeigten, während in seinem Wesen eine Zurückhaltung ihm zum Trotz lag, gleichsam als ob er seine Gedanken der Beobachtung entziehen wollte. Die Pracht seiner Kleidung paßte zu seiner königlichen Stellung und bildete einen Gegensatz zu derjenigen seines Vaters, der so eben den Pomp und die Herrlichkeit der Welt verließ, welche zu betreten der Sohn im Begriff stand.

Zunächst nach Philipp folgte Maria, des Kaisers Schwester, die einstige Königin von Ungarn. Sie hatte beinahe zwanzig Jahre lang in den Niederlanden den Regentenposten ausgefüllt und begrüßte jetzt freudig die Stunde, in welcher sie die Bürde der Herrschaft auf ihren Neffen übertrug und sich, gleich ihrem kaiserlichen Bruder, in's Privatleben zurückzog. Eine andere Schwester Karl's, Eleonore, die Witwe des französischen Königs Franz des Ersten, nahm auch an diesen Feierlichkeiten theil, ehe sie ihre Abreise nach Spanien, wohin sie den Kaiser begleiten sollte, antrat.

Nach diesen Gliedern der kaiserlichen Familie kam der Adel der Niederlande, die Ritter des goldenen Bließes, die königlichen Räthe und die großen Beamten des Haushalts, alle glänzend mit ihrer Staatskleidung geschmückt und stolz die Insignien ihrer Orden zur Schau tragend. Nachdem der Kaiser den Thron bestiegen hatte, mit Philipp zur Rechten, der Regentin Maria zur Linken und mit dem übrigen Gefolge auf den für sie auf dem Altane bereiteten Sitzen: hielt der Rathspräsident von Flandern eine Anrede an die Versammlung. Er setzte kurz den Zweck, warum sie hierher berufen, ausein-

ander, und die Beweggründe, die ihren Herrn zum Rücktritt von der Regierung bewogen hätten, und er schloß, indem er, in ihres Souverains Namen, sie aufforderte, ihre Unterthanentreue von demselben auf Philipp, den Sohn und rechtmäßigen Erben, zu übertragen.

Nach einer Pause erhob sich Karl, um an seine Unterthanen einige Worte des Scheidens zu richten. Er stand nur mit offenbarer Schwierigkeit aufrecht, und ließ die Rechte auf der Schulter des Prinzen von Oranien ruhen, indem er durch diesen Vorzug bei einer so ausgezeichneten Gelegenheit die hohe Gunst, in welcher bei ihm der junge Edle stand, zu erkennen gab. In der andern Hand hielt er ein Papier, welches einige Winke für seinen Vortrag enthielt, und worauf er, um sein Gedächtniß aufzufrischen, gelegentlich die Augen richtete. Er bediente sich der französischen Sprache.

Nicht gern, sagte er, schied er von seinem Volke ohne einige Worte von seinen eignen Lippen. Es seien jetzt vierzig Jahre, seitdem ihm das Szepter der Niederlande anvertraut worden. Kurz nachher wäre er berufen worden, Sorge für ein noch ausgedehnteres Reich beides in Spanien und Deutschland zu tragen, was für Jemand, der noch so jung sei, eine schwere Verantwortlichkeit in sich schlösse. Indessen habe er sich ernstlich bemüht, nach besten Kräften seine Schuldigkeit zu thun. Er sei stets der Interessen seines theuren Geburtslandes, vor Allem aber der Interessen der Christenheit eingedenk gewesen. Sein erstes Bestreben habe darauf abgezielt, dieselben unverletzt gegen die Ungläubigen aufrecht zu erhalten. Hierbei sei er theils durch die Eifersucht der benachbarten Mächte, theils durch die Faktionen der Ketzerfürsten Deutschlands gescheitert.

Bei der Vollbringung seines großen Werkes habe er nie sein persönliches Wohlbefinden befragt. In Krieg und Frieden haben sich seine Expeditionen nach Frankreich, England, Deutschland, Italien, Spanien und Flandern auf nicht weniger, als vierzig, belaufen. Viermal habe er die spanischen Meere, achtmal das Mittelmeer durchsegelt. So lange er die Kraft, es auszuhalten, gehabt, sei er vor keiner Mühe zurückgeschreckt. Aber eine grausame Krankheit habe ihn dieser Kraft beraubt. Im Bewußtsein seiner Unfähigkeit, die Pflichten seiner Stellung zu erfüllen, wäre er schon lange zum Entschlusse ge-

kommen, dieselbe aufzugeben. Davon sei er nur durch die Lage seiner unglücklichen Mutter und durch die Unerfahrenheit seines Sohnes abgelenkt worden. Diese Einwürfe existirten nicht mehr, und er würde ohne Entschuldigung dastehen in den Augen des Himmels oder der Welt, wenn er dabei verharren wollte, die Zügel der Regierung noch zu halten, wenn er unfähig wäre, dieselben zu lenken, — wenn mit jedem Jahre seine Unfähigkeit deutlicher würde.

Er bat sie, zu glauben, daß nur dieß, und kein anderes Motiv, ihn zum Niederlegen des solange geführten Szepters bewogen. Sie seien gegen ihn pflichttreue und liebende Unterthanen gewesen, und solche würden sie, wie er nicht zweifelte, auch gegen seinen Nachfolger sein. Vor allen Dingen flebte er sie an, die Reinheit des Glaubens zu wahren. Wenn aber irgend Einer, in dieser zügellosen Zeit, Zweifel in seine Brust habe eindringen lassen, so möge er solche Zweifel auf der Stelle ausrotten. „Ich weiß wohl," schloß er, „daß ich während meiner langen Verwaltung auf Irrthümer verfallen bin und Unrecht begangen habe, allein es geschah aus Unwissenheit; und wenn Solche, denen ich Unrecht gethan, gegenwärtig sind, so wollen dieselben glauben, daß es nicht beabsichtigt war, und mir ihre Verzeihung gewähren."

Während der Kaiser sprach, herrschte in der ganzen Versammlung eine lautlose Stille. Karl war dem Volke der Niederlande, dem Lande seiner Geburt, immer lieb gewesen. Seine Thaten erfüllten sie mit Nationalstolz, und sie empfanden, daß sein Ruhm einen eigenthümlichen Schimmer auf sie selbst zurückstrahlte. Da sie nun zum letzten Male auf diese verehrte Gestalt blickten, und den scheidenden Ermahnungsworten seiner Lippen lauschten, fanden sie sich tief gerührt, und kein trocknes Auge war in der Versammlung zu sehen.

Nach einer kurzen Zwischenzeit richtete sich Karl an Philipp, welcher mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht seiner Befehle wartend dastand, und redete ihn folgendermaßen an: — „Wenn die weiten Besitzungen, womit Du jetzt ausgestattet wirst, durch Erbrecht auf Dich gekommen wären, so würde ein reichlicher Grund zur Dankbarkeit vorhanden sein. Um wie viel mehr, wenn sie als ein freies Geschenk noch zu den Lebzeiten deines Vaters kommen! Aber, wie groß auch immer die Schuld sein mag, so werde ich sie als ganz zurückbezahlt

erachten, wofern Du nur Deiner Pflicht gegen deine Unterthanen nachkommst. Herrsche so über sie, daß mich die Menschen segnen, und mich nicht um meiner jetzigen Handlung willen tadeln. Fahre fort, wie Du begonnen. Fürchte Gott; lebe rechtschaffen; achte die Gesetze; begünstige vor Allem die Interessen der Religion, und möge Dich der Allmächtige mit einem Sohne segnen, welchem Du, wenn Du alt und von Krankheit getroffen bist, Dein Königthum mit dem nämlichen guten Willen zu übergeben vermagst, wie ich jetzt das meinige an Dich übergebe.''

Als er zu sprechen aufhörte, wollte sich Philipp, tief ergriffen, seinem Vater zu Füßen werfen und ihn des Bestrebens versichern, sein Möglichstes zu thun, diese Güte zu verdienen; allein Karl hob den Sohn auf und umarmte ihn zärtlich, indeß ihm die Thränen dicht die Wangen hinabliefen. Jedermann, selbst der Festeste, war von dieser rührenden Scene ergriffen, ,,und man hörte,'' sagt einer der Anwesenden, ,,durch die ganze Halle Nichts als Schluchzen und schwer unterdrücktes Stöhnen.'' Karl, von seinen Anstrengungen erschöpft und todtenbleich, sank auf seinen Sitz zurück, während er mit schwacher Stimme, indem er auf sein Volk blickte, ausrief: ,,Segne Euch Gott! Segne Euch Gott!''

Nachdem diese Bewegung etwas vorüber war, erhob sich Philipp, und sagte, indem er französisch sprach, in kurzen Worten zu den Abgeordneten, wie sehr er bedauere, daß er nicht fähig sei, sie in ihrer Landessprache anzureden, und sie seiner Gunst und hohen Meinung zu versichern. Das würde für ihn der Bischof von Arras thun.

Dies war Antonius Perennot, bekannter als Kardinal Granvelle, Sohn des berühmten Ministers Karl's des Fünften, und selber zu einer noch größeren Berühmtheit als der Minister Philipp's des Zweiten bestimmt. In klarer, fließender Sprache gab er den Deputirten das Versprechen ihres neuen Souverains, die Gesetze und Freiheiten der Nation zu respektiren, indem er sie in dem Namen desselben anrief, ihn mit ihren Rathschlägen zu unterstützen und als königliche Vasallen die Geltung des Gesetzes in seinen Besitzungen aufrecht zu erhalten. Nach einer passenden Antwort von Seiten der Deputirten, voll von Empfindungen des Bedauerns über den Verlust ihres bisherigen und

von Gefühlen gesetzlicher Ergebenheit gegen den neuen Monarchen, dankte die Regentin Maria förmlich ab und die Sitzung schloß. So endete eine Ceremonie, welche in Anbetracht der Bedeutung ihrer Folgen, des Charakters der handelnden Personen, und der Feierlichkeit der Vorgänge, eine der merkwürdigsten in der Geschichte ist. Daß die Krone eines Monarchen mit Dornen besetzt sei, ist eine abgenutzte Maxime, und es braucht keiner Philosophie, die uns lehre, daß das Glück von keinem Stande abhängt. Dennoch, wie zahlreich auch die Beispiele derer sind, welche durch Meere von Blut nach einem Throne wateten, so gibt es doch nur Wenige, welche, wenn sie einmal die Süßigkeiten der Oberherrschaft gekostet, sich dazu verstanden haben, auf sie wieder zu verzichten; noch weniger aber gibt es, welche, wenn sie dies gethan, die Philosophie besaßen, sich in den Wechsel ihres Standes zu finden und ihn nicht zu bereuen. Wie der Ausgang gezeigt, gehörte Karl zu diesen Wenigen.

Am sechszehnten Tage des Januar 1556 vollstreckte er in Gegenwart des spanischen bei Hofe anwesenden Adels das Testament, wodurch er Philipp Castilien und Arragonien nebst den Zubehörungen übertrug*).

Der letzte Akt, welcher ihm noch zu verrichten übrig blieb, war die Verzichtung auf die deutsche Krone zu Gunsten seines Bruders Ferdinand. Aber er willigte auf das Ansuchen Ferdinand's selbst, der die Gemüther des Kurfürstenkollegiums für die unerwartete Uebertragung des kaiserlichen Szepters erst vorbereiten wollte, ein, diese Handlung zu verschieben. Während jedoch Karl seine Einwilligung gab, für jetzt den Titel Kaiser noch beizubehalten, beruhte die wirkliche Macht und die Last der Souverainetät auf Ferdinand**).

---

*) Auch das Datum dieser Verzichtleistung ist ein Gegenstand der Nichtübereinstimmung bei den zeitgenössischen Geschichtsschreibern, obschon dasselbe durch das Datum des von Sandoval veröffentlichten Instrumentes festzustehen scheint.

**) Fünf Jahre früher hatte Karl den Versuch gemacht, Ferdinanden zu überreden, er möge an Philipp die Ansprüche abtreten, welche er als römischer König auf das Reich hatte. Diese Verhandlung schlug fehl, wie zu erwarten war. Ferdinand war der Welt nicht überdrüssig, und Karl konnte keine Bestechung bieten, die so groß gewesen wäre, um ein Königreich abzukaufen.

Zur Zeit des Rücktritts vom niederländischen Throne war Karl noch mit Frankreich im Kriege begriffen. Er hatte einen dauernden Frieden mit diesem Lande zu vermitteln gesucht, und, obwohl er dabei scheiterte, hatte er doch die Genugthuung, am 5. Februar 1556 einen fünfjährigen Waffenstillstand, der beide Mächte im Besitzstande ihrer respektiven Eroberungen beließ, zu Stande zu bringen. Wie es um diese Eroberungen stand, war der Waffenstillstand keineswegs günstig für Spanien. Allein Karl würde eher sogar noch größere Zugeständnisse gemacht haben, als daß er seinem weniger erfahrenen Nachfolger das Vermächtniß eines Krieges hinterlassen hätte.

Indem er auf diese Weise alle seine Anordnungen, durch die der mächtigste Fürst Europa's in den Rang eines Privatmanns herabstieg, zu Ende gebracht, hatte Karl keinen Grund weiter, seine Abreise zu verschieben, und er begab sich nach dem Platze der Einschiffung. Ihn begleitete ein Zug von flamändischen Hofleuten und fremden Gesandten, welchen letztern er die Interessen seines Sohnes warm empfahl. Eine sechsundfunfzig Segel starke Flotte lag im Hafen von Vlissingen vor Anker, bereit, ihn mit seinem Gefolge nach Spanien überzuführen. Aus dem kaiserlichen Haushalte, der aus siebenhundert und zweiundsechszig Personen bestand, wählte er hundert und funfzig als sein Geleite heraus, und begleitet von seinen Schwestern nahm er zärtlichen Abschied von dem durch Geschäfte in Flandern zurückgehaltenen Philipp und lief am 13. September aus dem Hafen von Vlissingen aus.

Es war eine unruhige Fahrt, und Karl, der sehr von seinem alten Feinde, dem Podagra, litt, landete am achtundzwanzigsten des Monats zu Laredo in Biscaya. Kaum hatte er das Schiff verlassen, als ein wüthender Sturm über die Flotte herfiel und die Schiffe des Hafens beschädigte. Der fromme Spanier sah darin den Finger der Vorsehung, die keinen Harm über das Geschwader hatte kommen lassen, als bis die königliche Fracht desselben glücklich an die Küste gebracht war *).

---

*) Favor sin duda del Cielo, sagt Sandoval, der dem Ereigniß ganz einen wundervollen Anstrich gibt, indem er hinzufügt, daß des Kaisers Schiff dem Andrange des Sturmes entgegenfuhr und im Hafen scheiterte. Aber diese und andere von dem Geschichtsschreiber über Karl's Landung erzählten Einzelheiten, die von keinem einzigen Augenzeugen bestätigt sind, können unter die Reisemythen gerechnet werden.

Beim Landen beklagte sich Karl, und zwar mit einigem Grunde, über die Dürftigkeit der für ihn gemachten Vorbereitungen. Philipp hatte mehrmals an die Regentin, seine Schwester, geschrieben, indem er ihr anbefahl, Alles für den Kaiser bei seiner Ankunft bereit zu halten*). Zu dem Zwecke hatte Johanna deßhalb ihre Befehle ertheilt. Allein Promptheit und Pünktlichkeit sind keine Tugenden des Spaniers. Für ihre Versäumniß im gegenwärtigen Falle mag wohl eine Vertheidigung gefunden werden; indem nämlich Karl seine Reise von den Niederlanden so oft selbst verschoben hatte, daß, als dieselbe endlich erfolgte, die Leute gewissermaßen überrascht waren. Daß die Vernachlässigung nicht beabsichtigt war, wird aus ihrem spätern Benehmen klar**).

Karl, den seine Gebrechlichkeit zwang, sich in einer Sänfte tragen zu lassen, ward überall unterwegs wie ein in seine Besitzungen heimkehrender Herrscher begrüßt. Es war Abend, als er die alte Stadt Burgos erreichte, und, wie er durch ihre illuminirten Straßen passirte, läuteten freudig zu seiner Bewillkommnung die Glocken. Er blieb drei Tage daselbst, um die Gastfreundschaft des Großconstables zu erfahren und die Huldigungen der nördlichen Edeln, wie die des Volks zu empfangen, das sich auf der von ihm eingeschlagenen Straße drängte. Unter denen, welche zu Torquemada kamen, ihrem früheren Herrn die Aufwartung zu machen, war auch Gasca, der gute Präsident von Peru. Er war nach Amerika zur Unterdrückung des Aufstandes des Gonzalo Pizarro und zur Herstellung der Ruhe im Lande gesandt wor-

---

*) Der letzte Brief Philipp's, datirt vom 8. September, wird ganz wiedergegeben in dem Manuskripte von Don Tomas Gonzales (Retiro, Estancia, y Muerta del Emperàdor Carlos Quinto en el Monasterio de Yuste), was zu Mignet's interessanter Erzählung von Karl dem Fünften die Unterlage bildet.

**) Unter andern Ausfällen war auch der von viertausend Dukaten, die dem Kaiser bei seiner Landung zu behändigen Johanna befohlen hatte. Dieß wird klar aus einem Briefe von des Kaisers Sekretär Gaztelu an Vasquez de Molina vom 6. Oktober 1556. „El emperador tovo por cierto que llegado aqui, hallaria los cuadro mil ducados que el rey le dijo habia mandado proveer, y visto que non se ha hecho, me ha mandado lo escribiese luego á Vuestra Merced, para que se haya, porque son mucho menester.“

den. Die Ausführung dieses heikligen Auftrags gelang ihm so wohl, daß ihn der Kaiser nach seiner Rückkehr auf den Bischofsitz von Placencia erhob, und der ausgezeichnete Mann lebte nun in seiner Diözese, wo er bei der friedlichen Ausübung seines bischöflichen Amtes wahrscheinlich eine weit größere Zufriedenheit genoß, als er von dem blendenden, aber schweren Posten eines amerikanischen Vicekönigs geärntet haben könnte.

Von Torquemada schritt Karl langsam nach Valladolid vor, wo seine Tochter, die Regentin Johanna, damals Hof hielt. Es wurden Vorbereitungen getroffen, ihn in einer seinem früheren Range entsprechenden Weise zu empfangen. Aber Karl lehnte diese Ehren rundweg ab, und bewahrte sie für seine beiden Schwestern, die verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungarn auf, die demzufolge ihren Einzug in die Hauptstadt am Tage, nachdem ihr königlicher Bruder mit der Einfachheit eines einfachen Bürgers eingezogen war, mit großem Staate abhielten.

Hier blieb er einige Zeit, um sich von der Ermüdung der Reise zu erholen, und obwohl er wenig Antheil an den Festivitäten des Hofes nahm, so gab er doch seinen alten Ministern und denjenigen castilischen Großen, welche ihm ihren Gehorsam bewiesen, Audienz. Am Hofe hatte er auch Gelegenheit, seinen Enkel Carlos, den Erben der Monarchie, zu sehen, und sein scharfes Auge soll in dieser kurzen Zeit genug in des Prinzen Betragen bemerkt haben, was ihn mit düsteren Ahnungen erfüllte.

Karl verlängerte seinen Aufenthalt in Valladolid auf vierzehn Tage, während welcher Zeit sich sein Befinden durch die Reinheit und Trockenheit der Atmosphäre sehr verbesserte. Bei seiner Abreise wollten ihm seine königlichen Schwestern Gesellschaft leisten, und sogar ihren dauernden Aufenthalt in der Nähe des seinigen aufschlagen. Allein, dieß wollte er nicht zugeben, und, indem er ein zartes Lebewohl von einem jeden Gliede seiner Familie — wie Einer, der sie nie wiedersehen sollte, — nahm, nahm er seine Reise wieder auf.

Der Platz, den er für seine Zurückgezogenheit ausersehen hatte, war das Kloster Yuste in der Provinz Estremadura, nur wenige Meilen von Placencia. Auf seinem Wege dahin blieb er fast drei Monate zu

Jarandilla, der Residenz des Grafen von Oropesa, indem er daselbst die Vervollständigung von einigen im Kloster gemachten Reparaturen, wie die Zustellung einer ansehnlichen Summe Geldes abwartete, auf die er täglich lauerte. Er brauchte dieselbe hauptsächlich zur Tilgung von Rückständen, die er einigen von seinen alten Freunden schuldete, und das Ausbleiben der Sendung hat auf Philipp einigen Schatten geworfen, weil derselbe schon so bald der Verpflichtungen gegen seinen Vater uneingedenk sich zeigen konnte. Aber der Tadel sollte eher Philipp's Minister, als ihn selbst treffen, da er damals nicht im Lande und unfähig persönliche Kenntniß von der Sache zu nehmen war. Pünktlichkeit in den pekuniären Verpflichtungen war eine Tugend, auf welche weder Karl, noch Philipp — die Herren von Indien — zu irgend einer Zeit Anspruch machen konnten. Allein, wenn man dem letztern Sparsamkeit oder gar Gleichgültigkeit in seinen Beziehungen zu seinem Vater schuld gibt, so wird dieß völlig durch die spätere Geschichte dieses Monarchen im Kloster Yuste widerlegt*).

Dieser Ort soll seine Augen viele Jahre zuvor, als er diesen Landestheil besuchte, auf sich gelenkt haben, und Karl kor ihn zu seinem künftigen Wohnsitze aus. Das Kloster war besetzt mit Mönchen der strengsten Regel St. Jeromes. Indeß, wie streng auch immer ihre Regel sein mochte, so bewiesen die guten Väter doch viel Geschmack bei der Auswählung ihres Bodens, wie bei der Verschönerung desselben. Er lag in einer wildromantischen Gegend, eingeschlossen von den Bergen, die sich längs der nördlichen Gränze von Estremadura hinziehen. Das sehr alte Gebäude war von seinen Bewohnern mit bebauten Gärten und mit Orangen-, Citronen- und Myrthenhainen umgeben worden,

*) Die Briefe von Jarandilla aus dieser Zeit zeigen die Verlegenheiten, welche der Kaiser aus Geldmangel litt. Seine Kasse war in der That so erschöpft, daß er einmal hundert Realen für seine gewöhnlichen Ausgaben von seinem Majordomus borgen mußte. „Los ultimos dos mil ducados que trujo el criado de Hernando Ochoa se han acabo, porque cuando llegáron, se debian ya la mitad, de manera que no tenemos un real para el gasto ordinario, que para socorrer hoy he dado yo cien reales, ni se sabe de donde haberlo.“ Carta de Luis Quixada á Juan Vazquez, ap. Gachard, Retraite et Mort de Charles-Quint, (Bruxelles, 1854) tom. I., p. 76.

deren Duft durch die erfrischende Kühle der in Fülle von den felsigen Seitenwänden herabschäumenden Gewässer gemildert ward. Es war ein köstlicher Zufluchtsort, der wegen seiner stillen Abgeschlossenheit und des Charakters seiner umgebenden Natur wohlgeeignet war, den Geist von dem Geräusch der Welt abzulenken und zu ernster Betrachtung zu stimmen. Hier beschloß der Monarch, nach einem Leben ruhelosen Ehrgeizes, den kurzen Rest seiner Tage zuzubringen und ihn der Rettung seiner Seele zu widmen. Er konnte jedoch, wie die Folge bewies, sein Herz nicht gegen alles Mitgefühl mit dem Menschengeschlechte verschließen, noch sich enthalten, an den großen, damals die Welt bewegenden Fragen theilzunehmen. Karl war kein Meister in jener unedlen Philosophie, die den Diocletian sich mit Zufriedenheit von den Sorgen um ein Kaiserreich einem Kohlgarten zuwenden ließ. — In dieser Zurückgezogenheit müssen wir nun den königlichen Klausner lassen, indeß wir der beginnenden Laufbahn des Fürsten folgen, dessen Regierung der Gegenstand der gegenwärtigen Geschichte ist.

Zweites Kapitel.

Die frühe Lebenszeit Philipp's.

Geburt Philipp's des Zweiten. — Seine Erziehung. — Betraut mit der Regentschaft. — Heirathet Maria von Portugal. — Besuch in Flandern. — Oeffentliche Festlichkeiten. — Ehrgeizige Pläne. — Kehrt nach Spanien zurück.

1527—1551.

Philipp der Zweite wurde am 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren. Seine Mutter war die Kaiserin Isabella, die Tochter Emanuel's des Großen von Portugal. Durch seinen Vater stammte er von den Herzogshäusern Burgund und Oestreich her. Durch den Vater sowohl, wie durch die Mutter konnte er seine Herkunft von Ferdinand und Isabella den Katholischen von Spanien geltend machen. Wie er

dem Blute nach ein halber Spanier war, so zeigte er sich dem Temperamente und Charakter nach als einen ganzen.

Die Taufceremonie ward mit der ganzen gebührenden Feierlichkeit von Tavera, dem Bischof von Toledo, am fünf und zwanzigsten Juni verrichtet, da denn das königliche Kind den Namen Philipp nach dem Großvater von Vaters Seite, Philipp dem Schönen, erhielt, dessen kurze Regierung — die er seiner Verbindung mit Johanna, der wirklichen Königin von Castilien dankte — ihm kaum einen Platz in der Reihe castilischer Herrscher gesichert hat.

Die Geburt eines Sohnes — des Erben eines so herrlichen Reiches — ward sowohl von Karln, wie von der ganzen Nation, die das Ereigniß auf eine würdige Weise zu feiern sich vorbereitete, mit Entzücken begrüßt, als Kunde von der Gefangennahme des Papstes Clemens des Siebenten und von der Plünderung Roms durch die spanischen Truppen unter dem Constable von Bourbon, eintraf. Die Nachricht dieses Ereignisses und die von den Eroberern verübten Gräuel erfüllten das ganze Europa mit Entsetzen. Selbst die Protestanten, die doch gewiß keine überflüssige Sympathie mit den Leiden des Papstes hegten, waren empört über die begangenen Rohheiten, mit denen verglichen das Benehmen des Attila und Alarich fast für gnädig gehalten werden könnte. Was für Verantwortung nun auch immerhin an Karln haften mag in Betracht der Expedition, so würde man ihm doch Unrecht anthun, wollte man voraussetzen, daß er die allgemeine Entrüstung über die Art, in welcher sie geleitet wurde, nicht getheilt hätte. In jedem Falle aber konnte er kaum wagen, die Gefühle der Christenheit soweit zu verletzen, daß er den gegenwärtigen Augenblick der öffentlichen Freude gewidmet hätte. Befehle wurden auf der Stelle ausgegeben, die bezweckten Festlichkeiten aufzugeben, freilich zum großen Leidwesen des Volkes, das keineswegs geneigt war, seiner Sympathie mit dem Papste halber den Ausdruck seiner Unterthanentreue auf diese Weise zu beschränken, und welches aus der Verrechnung den mißlichen Vorbotungsschluß zog, daß die Regierung des jungen Prinzen für die katholische Religion nichts Gutes bedeute.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis dem Volk von Castilien, bei Gelegenheit von Philipp's Anerkennung als des gesetzlichen Erben der

Krone, ein günstiger Fall zur vollen Entwickelung seines Enthusiasmus geboten wurde. Die Ceremonie wurde mit großem Gepränge und Glanze, als er erst elf Monate alt war, am neunzehnten April 1528 in den Cortes zu Madrid vollzogen. Der Prinz lag in den Armen seiner Mutter, die bei der Gelegenheit mit dem Kaiser anwesend war, während die Edlen, die Geistlichkeit und die Gemeinden dem königlichen Kinde als dem Nachfolger zu der castilischen Krone den Lehnseid schworen. Kaum war der Huldigungsakt veröffentlicht, als die Nation, gleichsam um sich für die Vergangenheit bezahlt zu machen, sich einem allgemeinen Jubelfeste überließ. Illuminationen und Feuerwerke gab es in allen Städten und Dörfern, indeß man überall Tänze, Stiergefechte, Riedstechen und die übrigen Nationalspiele dieses ritterlichen und romanischen Landes gewahren konnte.

Kurz darauf ward Karl durch seine Geschäfte in andere Theile seines weit ausgedehnten Reiches gerufen, und er überließ seinen Sohn Infanten der Sorgfalt einer portugiesischen Dame, der Donna Leonore Mascareñas, oder besser, der Sorge der Kaiserin Isabella, deren Klugheit und mütterlicher Wachsamkeit er sicher vertrauen konnte. Bei des Kaisers Rückkehr nach Spanien war sein Sohn kaum sieben Jahre alt, und Karl errichtete für ihn eine besondere Erziehungsanstalt und erwählte zwei Personen zu dem verantwortlichen Amte, die Erziehung desselben zu überwachen.

Eine dieser Persönlichkeiten war Juan Martinez Siliceo, derzeit Professor am Colleg in Salamanca. Er war ein frommer und gelehrter Mann von einem fügsamen und zwar, wie aus einem von Karl's Briefen hervorgeht, einem nur zu fügsamen Temperamente, für das Wohl seines Zöglings, wenn auch, wie es scheint, nicht für das eigene Wohl, seitdem er solche Gunst bei dem Prinzen fand, daß er in der Folge aus einem einfachen Geistlichen einer der höchsten Würdenträger der Kirche wurde.

Unter ihm ward Philipp in den alten Klassikern unterrichtet und machte im Lateinischen solche Fortschritte, daß er dasselbe im spätern Alter mit Leichtigkeit und Korrektheit schreiben konnte und häufig wirklich schrieb. Er studirte auch die italienische und französische Sprache. Von der erstern scheint er wenig gewußt zu haben, allein das Fran-

zösische konnte er halbwegs wohl, obschon er selten geneigt war, es über seine Zunge zu bringen. Er zeigte einen entschiedenen Geschmack für die Wissenschaft, besonders aber für Mathematik. Sorgfältig studirte er die Grundsätze der Baukunst, und die Frucht dieses Studiums kann man an einigen der edelsten Denkmäler, die in jenem blühenden Zeitalter der Künste errichtet wurden, sehen. Auch in der Holzschnitzkunst und Malerei machte er einige Fortschritte und war im spätern Alter — wenigstens für einen Monarchen — kein verachtungswerther Kritiker.

Der andere mit Philipp's Erziehung beauftragte Beamte war Don Juan Zuñiga, Commendador mayor von Castilien. Er lehrte seinen Zögling fechten, reiten, an Lanzenstechen und Turnieren theilnehmen, kurz sich in den ritterlichen Uebungen, die bei Kavalieren seiner Zeit gäng und gäbe waren, auszeichnen. Er ermuthigte Philipp, seinen Körper durch die rauhen Jagdvergnügungen zu kräftigen; indeß war derselbe, als er größer wurde, ihnen nur wenig zugethan.

Aber, von seinen persönlichen Vorzügen abgesehen, war Niemand besser, als Zuñiga geeignet, seinen Zögling in den seinem königlichen Stande angehörenden Pflichten zu unterrichten. Er war ein Mann aus einer alten Familie und hatte einen großen Theil seines Lebens an Höfen zugebracht. Jedoch besaß er nichts von jener Doppelzüngigkeit oder Geschmeidigkeit, die so oft den Charakter des Hofmanns ausmacht. Ihm wohnte ein zu hohes Ehrgefühl inne, als daß er mit der Wahrheit gespielt hätte. Er sprach seine Gedanken einfach, manchmal für den Geschmack seines Zöglings zu einfach aus. Karl, der den Charakter des Zuñiga verstand, schrieb seinem Sohne, ihn zu ehren und zu lieben. „Wenn er Dich einfach behandelt," sagte Karl, „so ist es aus Liebe zu Dir. Wenn er Dir schmeicheln und bloß für die Aufwartung Deiner Wünsche bekümmert sein wollte, so würde er gleich allen übrigen Leuten sein, und Du würdest Niemanden nahe haben, der Dir die Wahrheit sagte, — und ein schlimmeres Ding kann keinem Menschen, mag er alt oder jung sein, passiren: vor Allem aber dem jungen wegen seines Mangels an Erfahrung, die Wahrheit vom Irrthume zu unterscheiden." Der weise Kaiser, welcher wußte, wie selten es ist, daß sich die Wahrheit einen Weg zu königlichen Ohren bahnen

darf, legte einen gerechten Werth auf den Mann, welcher den Muth sie zu sprechen hatte.

Unter dem Einflusse dieser Lehrer, und noch mehr der Umstände, in welche er gesetzt war, — den mächtigsten von allen Lehrern, — nahm Philipp an Jahren zu und entfaltete langsam die besonderen Eigenschaften seines Wesens. Er schien vorsichtig und zurückhaltend in seinem Benehmen, und langsam zum Sprechen; doch, was er sagte, trug den Charakter einer frühen Reife des Verstandes. Zu keiner Zeit enthüllte er jenen leichten Muth des Geistes, oder ließ sich zu jenen Zornausbrüchen hinreißen, die einer kühnen, wagsamen, und oft edeldenkenden Seele angehören. Sein Betragen charakterisirte ein Ernst, welcher Manchem nach Schwermuth schmecken könnte. Er hatte sich so in der Gewalt, daß er sich selbst als Knabe nur selten gehen ließ.

Der Kaiser, den seine Angelegenheiten bei weitem den größern Theil seiner Zeit von Spanien abberiefen, vermochte nicht, die Erziehung seines Sohnes persönlich zu überwachen. Traurig genug für den letzteren starb seine ausgezeichnete Mutter schon, als er erst zwölf Jahre alt war. Karl, der seine Gemahlin liebte, wie es ein Mann mit einer von gränzenlosem Ehrgeiz erfüllten Seele fähig ist, befand sich zu Madrid, als er Kunde von ihrer Krankheit erhielt. Er eilte in aller Hast nach Toledo, wo damals die Königin war, gelangte aber bloß zeitig genug dort an, um ihre kalten Ueberreste zu umarmen, ehe dieselben in der Gruft beigesetzt wurden. Der vereinsamte Monarch überließ sich einem Anfall von Schmerz, und wurde nur mit Schwierigkeit durch seine Aufwartung von dem Zimmer fortgezogen, um sich seinem einsamen Kummer im benachbarten Kloster La Sisla zu überlassen.

Isabella verdiente wohl von ihrem Gemahl betrauert zu werden. Sie war, nach allen Berichten, eine Frau mit vielen hohen und edlen Eigenschaften. Ihre Stärke war solchergestalt, daß man die Kaiserin zur Zeit ihrer Entbindung nie ächzen hörte. Sie schien jede Kundgebung des Leidens als eine Schwäche zu betrachten, und ließ das Zimmer verdunkeln, damit ihre Aufwärter nicht den auf ihr Gesicht gemalten Kummer sehen möchten. Mit dieser Beständigkeit des Muthes vereinigte sie viele weibliche Tugenden. Unter ihrem Gesetz wurde der Palast eine Schule der Thätigkeit. Anstatt ihre Mußestunden in leicht-

fertigen Vergnügungen zu verschwenden, konnte man sie vielmehr nebst ihren Damen emsig mit den eleganten Arbeiten des Webstuhls beschäftigt sehen; und, gleich ihrer Vorgängerin, der guten Königin Isabella, der Katholischen, schickte sie mehr als ein Stück Teppiche, von ihrer eigenen Hand gewirkt, zum Schmuck der Altäre von Jerusalem. Diese ausgezeichneten Eigenschaften wurden durch so anziehende Sitten gesteigert, daß ihr Bildniß auf Metall geprägt ward, mit einer Figur der drei Grazien auf der Rückseite, die das Motto trug: Has habet et superat.

Isabella war zur Zeit ihres Todes erst sechs und dreißig Jahre alt. Karl war noch nicht vierzig. Er heirathete nie wieder. Indeß scheint die Beraubung wenig Macht gehabt zu haben, um seine Gemüthsart sanft, oder ihn zu Nachsicht bei Verstößen, oder zu Mitleid mit dem Unglück Anderer geneigt zu machen. Es war bloß einige Monate nach dem Tode seiner Gemahlin, als er, auf Anlaß des Aufstandes in Gent, eine Durchreise durch das Gebiet seines alten Feindes in Frankreich suchte, auf die sündigende Stadt herabkam und eine solche Rache an ihren elenden Einwohnern nahm, daß ganz Europa von seiner Grausamkeit wiederhallte*).

Philipp war jetzt noch zu jung, um an der Verwaltung des Königreichs während seines Vaters Abwesenheit theilzunehmen. Aber ihn umgaben fähige Staatsmänner, die ihn mit den Begriffen der Regierung bekannt machten, indem sie ihn herbeizogen, das Arbeiten der Maschinerie, die er eines Tags leiten sollte, zu besichtigen. Karl wünschte, daß sich die Aufmerksamkeit seines Sohnes selbst in der Kindheit auf jene Angelegenheiten richten möchte, die das große Geschäft seines zukünftigen Lebens bilden sollten. Demnach scheint es sogar, daß der Kaiser frühzeitig — in dieser Periode geistiger Beklommenheit — den Plan pflegte, der natürlichen Folge seiner Krankheit zuvorzukommen, indem er seine Besitzungen auf die Hände Philipp's, sobald als dieser zum Beherrschen derselben geeignet sein würde, übertrüge.

Kein Vorfall trübte während der Abwesenheit des Kaisers von diesem Lande, in das er im Winter 1541 zurückkehrte, die Ruhe Spa-

---

*) „Tomo la posta vestido en luto come viudo,“ sagt Sandoval.

niens. Es war nach seiner unglücklichen Expedition gegen Algier, der unglücklichsten von allen, die er je unternommen hatte. Dort sah er seine Flotte durch den Sturm untergegangen oder zerstreut, und war zufrieden, daß er mit seinen geschädigten Ueberbleibseln im Hafen von Carthagena eine Zuflucht fand. Bald nach der Landung erhielt er einen Brief von Philipp, der ihm über die Verluste sein Beileid bezeugte, und ihn durch den Gedanken zu erheitern suchte, daß dieselben nicht von seinen Feinden, sondern von den Elementen herbeigeführt worden wären. Mit diesem philosophischen Tone waren Ausdrücke der Theilnahme gemischt, und Karl mag mit der Epistel zufriedengestellt gewesen sein, — wenn er glauben konnte, daß sie wirklich die Arbeit seines Sohnes war. Kurz darauf machte Philipp eine Reise nach dem Süden; und in der Gesellschaft desjenigen, welcher gegenwärtig der Hauptgegenstand seiner Wünsche war, mag der Kaiser für seine Unfälle den besten Trost gefunden haben.

Die Franzosen hatten die Gelegenheit benutzt, um einen Handstreich auf Roussillon zu machen, und der Dauphin lag mit ziemlicher Macht vor den Thoren von Perpignan. Der Kaiser nahm dieß als eine günstige Gelegenheit für Philipp, den ersten Unterricht im Kriege zu empfangen. Demgemäß eilte Philipp nach Valladolid. Schnell war eine beträchtliche Mannschaft gemustert, und Philipp, unterstützt von einigen von seines Vaters besten Generälen, übernahm das Kommando und marschirte rasch der Küste zu. Aber der Dauphin ließ sich nicht angelegen sein, auf sein Herankommen zu warten, sondern brach sein Lager ab und zog sich, ohne einen Schlag zu thun, in aller Hast über die Berge zurück. Philipp zog mit Triumph in die Stadt ein und kehrte mit den unbefleckten Lorbeeren des Sieges bald darauf zurück, um seines Vaters Beglückwünschungen zu empfangen. Die Promptheit seiner Bewegungen bei dieser Gelegenheit gewann ihm das Zutrauen der Spanier, und der glückliche Erfolg schien eine günstige Vorbedeutung für die Zukunft zu bieten.

Nach seiner Rückkehr ward der Prinz zum Vorsitz über die Cortes in Monzon berufen, — einer Centralstadt, wo die Deputirten von Aragonien, Catalonien und Valencia sich besonders zu versammeln fortfuhren, nachdem diese Provinzen lange schon mit Castilien vereinigt

worden waren. Philipp erhielt hier als Nachfolger zu der Krone von Aragonien, mit allen in der Konstitution vorgeschriebenen Formen, die Huldigung der versammelten Vertreter.

Der Krieg mit Frankreich, der, nach einer zeitweiligen Unterbrechung, mit größerer Heftigkeit als je, wieder ausgebrochen war, erlaubte dem Kaiser nicht, sein Verweilen auf der Halbinsel lang zu machen. Es schien in der That seinen spanischen Unterthanen, als ob er sie nur selten besuchte, und nicht anders, als wenn seine Kasse zur Ausführung seiner rastlosen Unternehmungen des Wiederfüllens bedürftig wäre, und daß er nicht länger bliebe, als zur Erreichung dieses Zweckes nöthig wäre. Als er das Land verließ, betraute er Philipp mit der Regentschaft unter der allgemeinen Leitung eines aus dem Herzog von Alva, dem Kardinal Tavera und dem Commendador Cobos bestehenden Rathes. Etwas später und während er sich noch in Catalonien aufhielt, schickte Karl vor seiner Einschiffung seinem Sohne einen Brief, worin er im Betreff der Richtung seiner Politik Rathschläge gab und freimüthig die Charaktere der mit Philipp in der Regierung verbundenen großen Herren kritisirte. Der Brief, welcher ganz und gar ein merkwürdiges Schriftstück ist, enthält auch einige heilsame Ermahnungen für Philipp's Privatleben. „Der Herzog von Alva," schrieb der Kaiser mit Nachdruck, „ist der fähigste Staatsmann und beste Soldat, welchen ich in meinen Besitzungen habe. Ziehe ihn vor Allem in militärischen Angelegenheiten zu Rathe; aber verlaß Dich in diesen und andern Dingen nicht ganz auf ihn. Verlaß Dich auf Niemanden, als auf Dich selbst. Die Granden werden nur allzu froh sein, wenn sie sich Deiner Gunst versichern und durch Dich das Land regieren können. Indeß wird es Dein Ruin sein, wenn Du Dich also regieren lässest. Schon der bloße Verdacht, daß dieß sei, wird Dir unendlichen Schaden bringen. Mache von ihnen Allen Gebrauch, aber lehne Dich an Keinen ausschließlich. In Deinen Verlegenheiten vertraue immer Deinem Schöpfer. Laß ihn Deine einzige Sorge sein." Der Kaiser macht dann einige Bemerkungen über den Commendador Cobos, weil derselbe zu vergnügungssüchtig sei, und weiset zugleich Philipp auf die Folgen eines ungezügelten Lebenswandels hin, die, sagt er ihm, für beide, Leib und Seele, verderblich sind. Zu dieser Ermahnung scheint einiger Grund

vorhanden gewesen zu sein, da der junge Prinz eine Anlage zur Galanterie gezeigt hatte, die er im spätern Leben nicht verlor. „Jedoch im Ganzen,“ sagt der Monarch, „will ich zugeben, daß ich viel Ursache habe, mit Deinem Benehmen zufrieden zu sein. Allein ich möchte Dich vollkommen wissen, und, um offen zu sein, Du hast noch manche Dinge zu verbessern, was auch immer andere Leute Dir sagen mögen. Dein Beichtvater,“ fährt er fort, „ist jetzt Dein alter Präceptor, der Bischof von Carthagena,“ — auf welchen Bischofssitz der würdige Professor neuerdings erhoben worden war. „Er ist, wie Jedermann weiß, ein guter Mann; aber ich hoffe, er wird für Dein Gewissen besser Sorge tragen, als er hinsichtlich Deiner Studien trug, und daß er nicht ganz ein so fügsames Temperament in Bezug auf das erstere zeigen möge, wie er es hinsichtlich der letzteren that.“

Auf die Rückseite des Couvertes dieser merkwürdigen Epistel schrieb der Kaiser für seinen Sohn die Weisung, dieselbe keiner lebendigen Seele zu zeigen, sondern, wenn er sich irgend einmal unwohl befinden sollte, den Brief zu zerstören oder denselben unter Couvert an ihn einzusiegeln. Es würde in der That diese Hofleute, die in der königlichen Gunst am höchsten zu stehen sich einbildeten, erbaut haben, zu sehen, wie bis auf die untersten Tiefen ihre Charaktere sondirt, und wie klar ihre ehrgeizigen Entwürfe dem Auge ihres Herrn bloßgelegt waren. Es war diese wunderbare Durchdringung der Charaktere, welche Karln befähigte, regelmäßig den rechten Mann zur Ausführung seiner Pläne herauszufinden und auf diese Weise das Gelingen derselben zu sichern.

Der Brief aus Palamos ist einer unter vielen ähnlichen Beweisen von der Sorgfalt, womit Karl selbst in der Entfernung über seines Sohnes Richtung wachte und den Charakter desselben zu bilden suchte. Der erfahrene Schiffer wollte dem jugendlichen Steuermann eine Karte liefern, womit derselbe ohne weitere Hülfe durch die fremden und ihm unbekannten Meere segeln könnte. Indeß war in dieser Periode wenig Gefahr für die Schifffahrt vorhanden, denn Spanien lag in tiefer Ruhe, ungekräuselt von einem Odem des rauhen Sturmes, welcher in andern Theilen Europa's Fürsten auf ihren Thronen unsicher machte.

Jetzt sollte ein Wechsel in Philipp's häuslichen Verhältnissen

stattfinden. Seine glänzenden Erwartungen machten ihn, in den Augen der Welt, zur besten Heirathspartie in Europa. Sein Vater hatte sich lange den Fall von seines Sohnes Vermählung überlegt. Er bezweckte erst für ihn eine Verbindung mit Margarethe, der Tochter Franz' des Ersten, wodurch die Fehde mit seinem alten Rivalen auf immer geheilt werden konnte. Allein Philipp's Neigung war auf eine Verbindung mit Portugal gerichtet. Diese letztere ward endlich von Karln angenommen, und im December 1542 wurde Philipp mit der Infanta Maria, der Tochter von Johann dem Dritten und von Katharinen, welche letztere des Kaisers Schwester war, verlobt. Die Verlobte war folglich Geschwisterkind mit Philipp. Zur nämlichen Zeit wurde Karl's jüngste Tochter Johanna dem ältesten Sohne Johann des Dritten und dem Erben seiner Krone versprochen. Die Zwischenheirathen der königlichen Häuser von Castilien und Portugal waren so häufig, daß die verschiedenen Glieder in vervielfachten und sehr verschlungenen Graden der Verwandtschaft zu einander standen.

Johanna war acht Jahre jünger, als ihr Bruder. Karl hatte noch ein anderes Kind, Maria, die ein Jahr nach Philipp geboren war. Als Braut des zukünftigen Kaisers von Deutschland war sie zu einem glänzenderen Geschick, als ihre Schwester, bestimmt. Da Philipp und die portugiesische Prinzessin nun beide über sechszehn Jahre zählten, indem sie beide fast im nämlichen Alter standen, so ward beschlossen, daß ihre Vermählung nicht länger verschoben werden sollte. Der zur Ceremonie bestimmte Ort war die alte Stadt Salamanca.

Im Oktober 1543 verließ die portugiesische Infantin ihres Vaters Palast in Lissabon und reiste nach Castilien ab. Sie war von einem zahlreichen Gefolge von Adeligen bedient, an deren Spitze sich der Erzbischof von Lissabon befand. Eine glänzende Gesandtschaft ward ausgesandt, sie an der Gränze zu treffen und nach Salamanca abzuholen. An der Spitze derselben stand der Herzog von Medina Sidonia, der Anführer der Guzmans und der reichste, mächtigste Herr in Andalusien. Er hatte zur Bewirthung der Prinzessin seinen Palast zu Badajoz im köstlichsten und aufwandsvollsten Style aufputzen lassen. Die Wandbekleidungen waren von Gold gewirkt; die Ruhebetten, Seitenbretter und manch anderes Hausgeräthe von polirtem Silber. Der Herzog

selbst fuhr in einer stolzen Sänfte, und die Maulthiere, welche sie zogen, waren mit Gold beschlagen. Die Glieder seines Haushaltes und seine Klienten stiegen bis zur Zahl von dreitausend, alle wohlberitten und die Livreen, wie die Erkennungszeichen ihres Herrn tragend. Unter ihnen war des Herzogs Privatbande, darunter mehrere Eingeborene von Indien — damals keine gewöhnliche Erscheinung in Spanien; — sie trugen auf ihrer Brust breite silberne Schilde, worauf das Wappen der Guzmans angebracht war. Der Chroniker ist weitläufig in seinem Berichte von dem Empfang der Infantin; aus ihm sollen für Solche, welche an spanischer Sitte und Gewohnheit des sechszehnten Jahrhunderts ein Interesse nehmen, einige Einzelheiten ausgewählt werden.

Die Infantin war fünf Monate jünger, als Philipp. Sie war von mittler Größe, mit einer guten Gestalt, obwohl etwas zu embonpoint geneigt, und war ausgezeichnet durch eine reizende Haltung, wie durch einen gefälligen Gesichtsausdruck. Ihr Kleid war von Silber gewirkt und mit Goldblumen gestickt. Sie trug einen capa oder castilischen Mantel von violettfarbigem Sammet mit Goldfiguren und einen Hut von demselben Stoffe mit einer weißen und himmelblauen Feder. Die Hausungen des Maulthiers waren von reichem Brocate, und Maria ritt in einem silbernen Sattel.

Da sie Salamanca nahete, kam ihr der Rektor zusammt den Professoren der Universität, alle in ihrer akademischen Tracht, entgegen. Zunächst folgten die Richter und regidores der Stadt in ihren Amtsgewändern von hochrothem Sammet mit fleckenlos weißen Hosen und Schuhen. Nach diesen kam das Militär — Reiterei und Fußgänger — in ihren verschiedenen Rotten, die mit ihren munteren Uniformen einen glänzenden Anblick boten, und die, nachdem sie ihre verschiedenen Evolutionen durchgemacht hatten, sich in die Eskorte für die Prinzessin umgestalteten. Auf diese Weise, inmitten der Klänge von Musik und des Jubelgeschreies der Menge, zog der schimmernde Triumphwagen durch die Thore der Hauptstadt ein.

Die Infantin wurde daselbst unter einem, von den Magistratspersonen der Stadt getragenen Baldachin empfangen. Der letzte nach Portugal geschickte Gesandte, Don Luis Sarmiento, der über den

Heirathsantrag verhandelt hatte, führte ihr Maulthier am Zaume; und in diesem Aufzuge gelangte sie in dem für ihre Aufnahme in Salamanca bestimmten Palaste des Herzogs von Alva an. Hier ward sie in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft von Kavalieren und adeligen Damen von der Herzogin mit aller Ehre empfangen. Jeder der Damen wurde von der Infantin gnädig erlaubt, ihre Hand zu küssen; aber die Herzogin wurde, wie uns zu berichten der Chronikschreiber Sorge trägt, durch die Ehre einer Umarmung von ihr ausgezeichnet.

Die ganze Zeit über war Philipp in Gegenwart der Infantin gewesen, ohne daß es diese gewußt hätte. Ungeduldig seine bestimmte Braut zu sehen war der junge Fürst mit einigen seines Gefolges in der Verkleidung von Jägern bis fünf oder sechs Meilen weit von der Hauptstadt ausgeflogen. Er trug auf seinem Haupte einen Sammethut mit breiter, herabhängender Krämpe, und sein Angesicht war wirksam unter einer Seidenflormaske verborgen, so daß er sich unter den großen Haufen zur Seite der Infantin mischen und seine eigne Musterung abhalten konnte, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Auf diese Weise begleitete er die Prozession während der ganzen fünf Stunden, die sie dauerte, bis die Dunkelheit angebrochen war, „wenn man," sagt der Chroniker, „von Dunkelheit sprechen könnte, wo der Schimmer von zehntausend Kerzen ein Licht, stärker als der Tag, ausgoß."

Die folgende Nacht, der zwölfte November, war zur Vermählung angesetzt. Der Herzog und die Herzogin von Alva standen zu Heirathszeugen, und die Verbindungsceremonie ward von Tavera, dem Erzbischof von Toledo, verrichtet. Die Festlichkeiten dauerten noch eine ganze Woche fort. Die Salons waren voll der Schönheit von Castilien. Die stolzeste Aristokratie von Europa wetteiferte unter sich in der Entfaltung von Pracht beim Banket und Tournier, und Töne der Freude folgten der Ruhe, welche so lange in den eingeklosterten Schatten von Salamanca geherrscht hatte.

Am neunzehnten des Monats trugen die Neuvermählten ihren Wohnsitz nach Valladolid über, einer Stadt, glücklich und verderblich für die Prinzessin zugleich. Wohl darf sie der Chroniker „verderblich"

nennen; denn, in weniger als zwei Jahren, am 8. Juli 1545, gebar sie dort einen Sohn, den berühmten Don Carlos, dessen geheimnißvolles Schicksal ein so fruchtbares Thema zu Vermuthungen geboten hat. Wäre ihr Leben verschont geblieben, so hätte vielleicht die Sorge der Mutter seinem Charakter, und dadurch seinem Geschick, eine verschiedene Richtung geben können. Die Ueberreste der Infantin, die erst im Dome von Granada beigesetzt waren, wurden später nach dem Escorial gebracht, jenem prächtigen, von ihrem Gemahle für das Königthum Spaniens bereiteten Mausoleum.

Im folgenden Jahre starb Tavera, der Erzbischof von Toledo. Er war ein ausgezeichneter Mann und stand beim Kaiser hoch angeschrieben, welch' letzterer wohl ein genügendes Enkomium auf seinen Werth abgab, als er erklärte, daß „durch seinen Tod Philipp einen größeren Verlust, als durch den Mariens erlitten habe; denn er könnte wohl eine zweite Gemahlin, nicht aber einen zweiten Tavera bekommen." Seine Stelle wurde mit Siliceo, Philipp's früherem Lehrer, ausgefüllt, welcher, nachdem er auf den Erzbischofssitz von Toledo erhoben worden war, von Rom einen Kardinalshut erhielt. Das fügsame Wesen des guten Geistlichen hatte unzweifelhaft einigen Einfluß auf sein rasches Emporrücken von einem armen Lehrer in Salamanca zu dem höchsten Posten, — da der Stuhl von Toledo mit seinen unermeßlichen Einkünften und seinem Ansehen als der Papsteswürde in der christlichen Kirche am nächsten stehend betrachtet werden kann.

Einige Jahre hindurch störte kein bedeutendes Ereigniß die Ruhe der Halbinsel. Aber der Kaiser war im Auslande auf eine stürmische Bahn gezogen, worin seine Waffen zuletzt durch die entscheidende Schlacht bei Mühlberg mit Erfolg gekrönt wurden.

Dieser Sieg, welcher ihm die Person seines größten Feindes in die Hände lieferte, setzte ihn in die Lage, den protestantischen Fürsten Deutschlands Bedingungen zu diktiren. Hierauf hatte er sich nach Brüssel zurückgezogen, wo er eine Gesandtschaft von Philipp, der ihn wegen des Erfolges seiner Waffen beglückwünschte, empfing. Karl wünschte seinen Sohn zu sehen, von dem er nun beinahe sechs Jahre getrennt gewesen war. Er wünschte ferner, ihn in die Niederlande einzuführen, und ihn persönlich mit dem Volke bekannt zu machen,

über welches er eines Tages herrschen sollte. Demzufolge sandte er an Philipp die Weisung, so bald nach Flandern aufzubrechen, als die zu seinem Ersatz in der Regierung bestimmte Person in Castilien angekommen sein würde.

Das vom Kaiser zu diesem Amte ausersehene Individuum war Maximilian, der Sohn seines Bruders Ferdinand. Er war ein junger Mann von guten Anlagen, richtigem Urtheile und volksthümlichen Sitten und ungeachtet seiner Jugend wohlgeeignet zu dem ihm zuerkannten Posten. Er war, wie schon erwähnt, mit des Kaisers ältester Tochter, seiner Cousine Maria, verlobt, und die Regentschaft sollte bei der Vermählung der beiden Theile in seine Hände gelegt werden.

Philipp erhielt seines Vaters Befehle, während er in den Cortes zu Monzon den Vorsitz führte. Er fand die aragonische Gesetzgebung keineswegs so willfährig, wie die castilische. Die Deputirten von den aragonischen Bergen und von der Seeküste Cataloniens waren auf gleiche Weise halsstarrig in ihrer Weigerung, fernere Geldzuschüsse für jene ehrgeizigen Unternehmungen zu leisten, welche, so viel Ruhm sie auch ihrem Souverain einbringen möchten, doch ihnen selbst wenig Nutzen eintrügen. Das unabhängige Volk dieser Provinzen drang auf seine eigenen Ansprüche mit einer Hartnäckigkeit und kritisirte das Betragen seiner Herrscher mit einer rohen Aufrichtigkeit, die dem Ohre der Majestät wenig angenehm war. Die Berufung der aragonischen Cortes in den Augen des Königs von Spanien war das Nämliche, was in den Augen des Papstes die Berufung eines allgemeinen Konzils, — eine Maßregel, zu der man bloß aus unbedingter Nothwendigkeit griff.

Bei der Ankunft Maximilian's in Castilien wurde seine Vermählung mit der Infantin Maria augenblicklich gefeiert. Die Ceremonie fand mit dem ganzen herkömmlichen Pompe in der Hofstadt Valladolid statt. Unter den darauf folgenden Festlichkeiten ist die Aufführung eines Lustspiels des Ariosto zu erwähnen, — ein Beweis dafür, daß die schöne italienische Literatur, die einen sichtbaren Einfluß auf die Erzeugnisse der großen castilischen Dichter jener Zeit ausgeübt, sich gegenwärtig in einem gewissen Grade dem Volksgeschmacke empfohlen hatte.

Ehe Philipp das Land verließ, nahm er, seines Vaters Befehlen gemäß, einen Wechsel in seiner häuslichen Einrichtung vor, die er auf dem burgundischen Fuße herstellte. Dieser war ceremonieller und meist kostbarer, als der ursprüngliche Brauch Castiliens. Eine Menge neuer Stellen wurden geschaffen und die bedeutendsten mit den Granden der höchsten Klasse ausgefüllt. Der Herzog von Alba wurde zum mayordomo mayor gemacht; Antonio de Toledo, sein Verwandter, zum Marschall; Figueroa, der Graf von Feria, zum Kapitän der Leibgarde. Unter den Kämmerern war Ruy Gomez de Silva, Fürst von Eboli, eines der bedeutendsten Mitglieder des Kabinets unter Philipp. Sogar die Bedientenämter, die mit der Person und der Tafel des Fürsten in Verbindung standen, wurden von Männern von Rang eingenommen. Eine Garde ward in den Palast gelegt. Philipp dinirte öffentlich im großen Staate, bedient von seinen Wappenkönigen und von einer Schaar Spielleuten und Musikern. Man wird an die prangende Etikette des Hofes von Ludwig dem Vierzehnten gemahnt. Alles dieß jedoch behagte den Spaniern nicht, die nicht begreifen konnten, warum der Fürst die einfachen Gebräuche seines eignen Landes für die burgundischen Moden fahren lassen sollte. Auch war es nicht nach dem Geschmacke Philipp's selbst; aber es stimmte zu dem seines Vaters, welcher wünschte, daß sein Sohn den Flamändern durch die Annahme eines Staates schmeicheln möchte, an den sie in ihren burgundischen Provinzen gewöhnt worden waren.

Nachdem Philipp mit seinen Anordnungen fertig geworden war und die Regentschaft in die Hände seines Schwagers gelegt hatte, hatte er keinen Grund zur längern Aufschiebung seiner Reise. Er ward vom Herzoge von Alva, Enriquez, dem Großadmiral von Castilien, von Ruy Gomez, dem Fürsten von Eboli und einem langen Zuge von Personen aus dem höchsten Stande begleitet. Daneben gab es eine Menge junger Kavaliere von Familie. Die stolzesten Edlen des Landes stritten um die Ehre, ihre Söhne an der Expedition Theil nehmen zu lassen. Die Zahl wurde noch ferner durch eine Gesellschaft von Künstlern und Männern der Wissenschaft vergrößert. Der Kaiser wünschte, daß Philipp ein Auftreten machen sollte, das die Phantasie der Leute, unter welche er käme, blenden möchte.

Mit dieser glänzenden Gesellschaft trat Philipp im Herbste 1548 seine Reise an. Er schlug die Straße nach Saragossa ein, machte eine Exkursion zur Besichtigung der Festungswerke von Perpignan, brachte seine Gebete am Altare Unserer Lieben Frau zu Montserrat dar, verzog einen Tag oder zwei in Barcelona, indem er das in den angenehmen Citronengärten des Kardinals von Trident ihm bereitete Fest genoß, und reiste von da nach dem Hafen von Rosas, wo eine genuesische Flotte, über welcher stolz das kaiserliche Banner flatterte, vor Anker lag und seine Ankunft abwartete. Sie bestand aus acht und funfzig von Genua, Sicilien und Neapel gelieferten Fahrzeugen und ward befehligt von dem berühmten Andreas Doria, dem Veteranen von hundert Schlachten.

Philipp erfuhr auf seiner Ueberfahrt etwas rauhes Wetter. Der Doge und die vorzüglichen Senatoren kamen in einer prächtigen Galeere aus dem Hafen, ihn zu empfangen. Der Fürst landete unter dem Donner der Kanonen der Mauern und anstoßenden Fortifikationen, und er ward sofort nach dem Wohnhause Doria's gebracht, das, selbst in dieser Stadt der Paläste, wegen seiner architektonischen Pracht hervorragte.

Während seines Aufenthalts in Genua erhielt Philipp alle die Aufmerksamkeiten, welche eine elegante Gastfreundschaft an die Hand geben konnte. Aber seine Stunden waren nicht gänzlich dem Vergnügen aufbewahrt. Er empfing jeden Tag von den verschiedenen italienischen Staaten Gesandtschaften, worunter eine vom Papste Paul dem Dritten, mit seinem Neffen Ottavio Farnese an der Spitze, kam. Ihr besonderer Zweck war, des Prinzen Fürsprache bei seinem Vater für die Rückgabe von Parma und Placentia an den Heiligen Stuhl zu gewinnen. Philipp antwortete zwar in gefälligen Ausdrücken, aber, sagt der Historiker, „in Betreff des Wesentlichen hinlänglich zweideutig.“ Er hatte schon seinen ersten Unterricht in der Königskunst empfangen. Nicht lange darauf sandte ihm der Papst ein geweihtes Schwert und den von Seiner Heiligkeit am Weihnachtsabende getragenen Hut, begleitet von einem eigenhändig geschriebenen Briefe, worin er, nach einer weitläufigen Erörterung über die mystische Wichtigkeit seines Geschen-

kes, seine Zuversicht ausdrückte, daß er eines Tages in Philipp den aufrichtigen Kämpen der Kirche finden werde.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen trat der königliche Reisende wieder seinen Weg an. Er überschritt das berühmte Schlachtfeld von Pavia, und man zeigte ihm die Stelle, wo sich Franz der Erste gefangen gab, und wo der spanische Hinterhalt hervorbrach und die Schlacht entschied. Sein Busen schwoll von Wonne, da Philipp über den Boden ritt, welcher durch den glänzendsten, von seinem Vater erfochtenen Sieg merkwürdig geworden war, — einen Sieg, welcher den Weg zu dem unversöhnlichen Hasse des überwundenen Rivalen desselben und zu Meeren von Blut bahnte.

Von Pavia reiste er nach Mailand, der blühenden Hauptstadt der Lombardei: — dem schönsten Theile der spanischen Besitzungen in Italien. Mailand stand damals Neapel bloß an Volkszahl nach, aber es stand keiner Stadt an Eleganz seiner Gebäude, am Glanze seiner Aristokratie und an Wohlhabenheit und mechanischem Scharfsinne seiner Bürgerschaft nach. Zu gleicher Zeit war es berühmt wegen seiner feinen Seidenfabriken und wegen seiner nett gearbeiteten und mit Gold und Silber ausgelegten Rüstungen. In allen Künsten des Luxus und materieller Civilisation wurde es von keiner der Hauptstädte der Christenheit übertroffen.

Da der Fürst der Vorstadt nahte, kam ein zahlloser Häufen Volkes heraus, ihn zu begrüßen. Denn funfzehn Meilen weit, ehe er in die Stadt einzog, war der Weg mit Triumphbogen überspannt, mit Blumen und Früchten bekränzt und mit Inschriften, beides im Lateinischen und Italienischen, versehen, die voll waren von den Lobsprüchen des Vaters und den Prophezeihungen der zukünftigen Größe des Sohnes. Unter der Menge konnte man auch die adeligen Damen von Mailand sehen in verzierten wunderlichen Wägen, von Goldbrocat schimmernd und mit theuren Schabracken für ihre Pferde. Als er der Stadt nahe war, kamen zweihundert berittene Herren heraus, ihn in den Platz zu geleiten. Sie waren in den vollständigen Panzer von der feinen mailändischen Arbeit gekleidet, und hinter ihnen kamen gegen funfzig Pagen in flimmernder Livree, die während des Fürsten Anwesenheit in Mailand zur besondern Aufwartung bei seiner Person bestimmt waren.

Philipp zog in die Thore ein unter einem Staatsbaldachin, mit dem Kardinale von Trident zu seiner Rechten und Philibert, dem Fürsten von Piemont, zu seiner Linken. Bei seinem Eintritt wurde er vom Gouverneur des Platzes und den Senatsmitgliedern in Amtstracht empfangen. Die Häuser zu beiden Seiten der langen Straße, wodurch die Procession ging, waren mit Teppichen und mit Gemälden von den großen italienischen Meistern behangen. Die Balkone und um die Häuser gehenden Säulengeländer wimmelten von Zuschauern, begierig ihr zukünftiges Oberhaupt zu sehen und die Luft mit ihren Zurufen zerreißend. Die Empfangsceremonie ward am Abend mit einer prächtigen Entfaltung von Feuerwerken — worin sich die Mailänder hervorthaten — und mit einer glänzenden Illumination der Stadt beschlossen.

Während seines Aufenthalts zu Mailand verstrich Philipp's Zeit in einer ununterbrochenen Reihe von Banketten, fêtes und Schauspielen jeder Art, die der Geschmack und Scharfsinn des Volkes für die Ergötzung seines hohen Gastes an die Hand zu geben vermochte. Keine Unterhaltungen gefielen ihm besser, als diejenigen des Theaters, welche in Italien mit größerer Eleganz und Läuterung, als in irgend einem Lande jenseits der Alpen aufgeführt wurden. Auch war er bei diesen Festlichkeiten nicht immer ein passiver Zuschauer. Er liebte besonders den Tanz, wobei seine leichte und behende Gestalt sich auszeichnen konnte. In Damengesellschaft verlor er viel von seiner gewöhnlichen Zurückhaltung und die veredelte Höflichkeit seiner Manieren scheint auf die schönen Damen Italiens, denen wahrscheinlich eben so sehr die Entfaltung seiner Freigebigkeit gefiel, einen günstigen Eindruck gemacht zu haben. Der Gemahlin des Gouverneurs, die ihn mit einem glänzenden Balle unterhalten hatte, schenkte er einen Diamantring zum Werthe von fünftausend Dukaten, und ihrer Tochter gab er ein Rubinenhalsband zum Werthe von dreitausend. Aehnliche Geschenke von geringerem Werthe machte er an Andere vom Hofe, indem er seine Freigebigkeit sogar auf die Musiker und niedrigern Personen, die zu seiner Unterhaltung beigetragen hatten, ausdehnte. Den Kirchen gab er noch substantiellere Beweise seiner Generosität. Kurz, er zeigte bei allen Gelegenheiten einen freigebigen, seines königlichen Standes würdigen Sinn.

Er ließ es sich ferner etwas angelegen sein, die empfangenen Höflichkeiten durch Wiederunterhaltung seiner Gäste auszugleichen. Er war besonders erfreut, ihnen ein artiges Schauspiel bieten zu können, das selbst bei diesem vergnügungsliebenden Volke das seltene Verdienst der Neuheit besaß. Dieß war das anmuthige, von den spanischen Arabern in Castilien eingeführte Tournier. Die höchsten Adeligen aus seinem Gefolge übernahmen dabei die Leitung. Die Kavaliere waren in sechs Quadrillen oder Faktionen aufgestellt, indem eine jede ihre unterschiedenen Livreen und Kennzeichen trug, während das Haupt von Shawls oder Turbanen, die man um dasselbe nach maurischer Manier geschlungen, gedeckt war. Sie waren beritten à la gineta, das heißt, saßen auf dem leichten Zelter Andalusiens, einer Kreuzungsart des arabischen. In ihren Händen schwangen sie ihre schlanken Lanzen, an welche lange Wimpel von lebhafter Farbe zur Bezeichnung der besondern Faktion des Kavaliers befestigt waren. Solchergestalt leicht ausgerüstet und beritten machten die spanischen Ritter die niedlichen Manoeuvres des maurischen Riedstechens durch, zeigten eine leichte Reitkunst und verrichteten Thaten der Behendigkeit und Anmuth, welche die Italiener ergötzten, denn obschon die letzteren dem Schönen mit Leib und Seele zugethan, so waren sie bisher doch nur an die schwerfälligen und plumpen Uebungen der europäischen Tournierkunst gewöhnt gewesen.

Nach einigen Wochen verließ Prinz Philipp die gastfreundlichen Mauern Mailands und brach nach dem Norden auf. Ehe er den Platz verließ, stieß zu ihm eine Kompagnie von zweihundert berittenen Büchsenschützen, die seine eigne gelbe Uniform trugen und vom Herzoge von Archot kommandirt wurden. Sie waren ihm von seinem Vater als Eskorte geschickt worden. Er reiste durch Tyrol und nahm den Weg über München, Trident und Heidelberg u. s. w. nach Flandern. Auf der ganzen Reise war die königliche Partie von Mengen aus den beiden Geschlechtern umringt, die sich drängten, um von dem jungen Fürsten, der eines Tages das mächtigste Szepter in Europa führen sollte, einen Blick zu erhaschen. Die Obrigkeiten der Städte, wodurch er kam, bewillkommneten ihn mit schmeichelnden Adressen und mit Geschenken, letztere häufig in der Form von silbernen, mit Golddukaten gefüllten Urnen oder Bechern. Philipp empfing die Ehrengeschenke mit einer

gnädigen Herablassung, und in der That kamen sie in dieser Zeit des verschwenderischen Verausgabens nicht ungelegen. Auf die Adressen antwortete gewöhnlich der zu des Prinzen Seite reitende Herzog von Alva. Die ganze lange Reise wurde zu Pferde verrichtet: — die einzige sichere Transportmethode in einem Lande, wo die Wege für Wägen nur selten befahrbar sind.

Zuletzt kam die königliche Reitertruppe nach einer Reise von vier Monaten in die Nähe der Stadt Brüssel. Ihre Annäherung an eine große Stadt war ersichtlich aus den Massen, die herauskamen sie zu bewillkommnen, und Philipp ward mit einem stürmischen Enthusiasmus begrüßt, so daß er fühlte, daß er jetzt in der That unter seinem eignen Volke sei. Das Gedränge wurde bald durch Militärtruppen vergrößert, und mit dieser königlichen Eskorte hielt Philipp unter dem Donner der Artillerie und dem Läuten der Glocken, welches fröhlich von jedem Thurme und jeder Kirchspitze ertönte, seinen ersten Einzug in die Hauptstadt Belgiens.

Die Regentin Maria hielt daselbst ihren Hof, und der Kaiser, ihr Bruder, wohnte mit ihr im Palaste zusammen. Es dauerte nicht lange, bis der Vater die Genugthuung hatte, seinen Sohn, von welchem er so viele Jahre getrennt gewesen war, zu umarmen. Die von der Zeit in Philipp's Aeußerem bewirkte Veränderung muß ihm gefallen haben. Philipp war jetzt ein und zwanzig Jahre alt und zeichnete sich durch eine persönliche Lieblichkeit aus, die von mehr als Einem, der in seine Gegenwart kam, bemerkt wurde. Der Bericht wird durch die von der Hand Titian's herrührenden Bildnisse bestätigt; dieselben wurden abgenommen, ehe die Frische der Jugend in das blasse kranke Aussehen verbleicht war, und als Sorge und Angst seinen Mienen noch nicht einen düstern, vielleicht tückischen Ausdruck gegeben hatte.

Er hatte eine weiße, sogar zarte Gesichtsfarbe. Haar und Bart waren leicht gelb. Seine Augen waren blau, die Augenbrauen etwas zu sehr in einander verwebt. Die Nase war dünn und gebogen. Der Hauptmakel in seinem Antlitz war die dicke östreichische Lippe. Sein Unterkiefer trat sogar noch mehr, als derjenige seines Vaters, hervor. Er glich seinem Vater wirklich sehr in seinen Mienen, obschon die Philipp's von einem weniger intellektuellen Gusse waren. An Größe

war er etwas unter der mittlen Höhe, besaß eine dünne, ebenmäßige Gestalt und hatte wohlgeformte Glieder. Auf seine Kleidung, die reich und elegant, aber ohne die Ziererei des Herausputzens war, verwandte er Sorgfalt. Sein Benehmen war ernst, mit jener charakteristisch castilischen Ceremonien-Beobachtung, die für Philipp's langsames und phlegmatisches Temperament als der natürliche Ausdruck angesehen werden kann.

Während Philipp's langer Anwesenheit in Brüssel erhielt Karl Gelegenheit, von seines Sohnes Erziehung die eine Seite — die Regierungswissenschaft — die noch mangelhaft war, zu überwachen. Und sicherlich hätte kein Lehrer von größerer Erfahrung aufgefunden werden können, als der Mann, der im letzten Viertel eines Jahrhunderts bei allen großen politischen Bewegungen in Europa an der Spitze gestanden hatte. Philipp verbrachte jeden Tag einige Zeit in seines Vaters Kabinet, indem er sich über öffentliche Angelegenheiten mit Karln unterhielt, oder den Sitzungen des Staatsrathes beiwohnte. Es kann kaum bezweifelt werden, daß Karl bei seinem Privatunterrichte seinem Sohne zwei Grundsätze einprägte, die während der ganzen Verwaltung Philipp's hervortreten: — einmal nämlich, das königliche Ansehen in seiner vollen Ausdehnung aufrecht zu erhalten, und dann, eine strenge Uebereinstimmung mit der römisch-katholischen Kirche zu erzwingen. Es ist wahrscheinlich, daß er an seinem Sohne einen geeigneten und gelehrigen Zögling fand. Philipp erlangte wenigstens solche Gewohnheiten eines ausdauernden Fleißes und der Wachsamkeit über die Ausführung seiner eigenen Pläne, wie dieselben nur wenige Fürsten besessen haben *).

Der große Zweck von Philipp's Besuche in den Niederlanden war gewesen, dem Volke der verschiedenen Provinzen sich vorzustellen,

---

*) Marino Cavallo, Gesandter am kaiserlichen Hofe, welcher die im Text erwähnten Thatsachen berichtet, drückt einen vernünftigen Zweifel aus, ob Philipp mit all seiner Erziehung je seinem Vater gleichkommen werde. „Nelle cose d'importanza facendolo andare l'imperatore ogni giornio per due or tre hore nella sua camera, parte in Consiglio et parte per ammaestrarlo da solo a solo, dicesi che fin hora a

den eigenthümlichen Charakter desselben auf dessen eignem Boden zu studiren und von ihm als sein zukünftiger Herrscher anerkannt zu werden. Nach einem langen Aufenthalte in Brüssel brach er zu einer Rundreise durch die Provinzen auf. Er war begleitet von der Königin Regentin und von dem nämlichen glänzenden Gefolge wie bei seinem Einzuge mit dem Zusatze einer großen Anzahl flamändischer Edlen.

Die Niederlande waren von Karl immer mit besonderer Gunst behandelt worden, und wiewohl unter seinem königlichen Schutze das Land seine Hülfsquellen nicht so entwickelte, wie unter seinen eignen, freien Institutionen einer spätern Periode, so war es doch zu großem Wohlstande gekommen. Es war dicker besetzt mit Gewerbsstädten, als irgend ein anderes Land von ähnlicher Ausdehnung in Europa, und seine blühenden Gemeinden nahmen an Reichthum, Gewerbfleiß und kommerzieller Unternehmung, so wie auch durch den von seiner Aristokratie beobachteten glänzenden Fuß zu leben, den ersten Rang ein. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit wetteiferten diese Kommunen mit einander in ihren loyalen Kundgebungen gegen den Prinzen und in der Pracht des ihm bereiteten Empfanges. Einer vom königlichen Gefolge, Estrella, hat ein Werk zusammengestellt, worin die Philipp auf seiner ganzen Tour bereiteten Ehren dargelegt werden, und diese Reise hat sogar mehr, als seine frühere, den Anblick eines Triumphfortschrittes. Das Buch wuchs unter den Händen seines patriotischen Verfassers auf die Dicke eines massenhaften Foliobandes an, welcher, obschon interessant für seine Zeitgenossen, doch für das gegenwärtige Geschlecht nur eine schwache Anziehung besitzen würde. Die Inschriften allein, womit die Triumphbogen und öffentlichen Gebäude geschmückt waren, erstrecken sich über eine Menge Seiten. Sie waren sowohl lateinisch, wie in der Landessprache, und weissagten die glücklichen der Nation aufbewahrten Tage, wenn dieselbe unter dem wohlwollenden Szepter

---

fatto profitto assai, et da speranza di proceder piu oltre, ma la grandezza di suo padre et l'esser nato grande et non haver fin qui provato travaglio alcuno, non lo farà mai comparirse à gran giunta eguale all' Imperatore." Relatione di Marino Cavallo, Ms.

Philipp's die Süßigkeiten der Ruhe und Freiheit genießen würde. Glückliche Weissagungen, die bewiesen, daß der Prophet nicht mit dem Geiste des Wahrsagens begabt war! *)

Auf diese Feierlichkeiten verwandte Antwerpen allein funfzig tausend Pistolen. Aber kein Ort konnte sich mit Brüssel messen an Kostbarkeit und Glanz seiner Festlichkeiten, wovon die merkwürdigste ein Tournier war. Unter ihren burgundischen Fürsten waren die Flamänder mit diesen ritterlichen Schauspielen vertraut gewesen. Das Zeitalter des Ritterthums welkte freilich vor dem Gebrauche des Schießpulvers und anderer Fortschritte in der Kriegswissenschaft schnell dahin; aber es ward zugegeben, daß seit den Tagen Karl's des Kühnen kein Tournier mit so viel Pracht und ritterlichem Stolze aufgeführt worden war. Die Erzählung des alten Chronikers von dem Ereignisse, wie die Seiten Froissart's scheinen voll des Geistes eines feudalen Zeitalters zu sein. Ich will einige Einzelheiten geben, auf die Gefahr hin, denjenigen geringfügig vorzukommen, welche etwa meinen, daß wir lange genug bei den Schauspielen der Höfe von Castilien und Burgund verweilt haben. Aber solche Schauspiele bilden natürlicherweise einen begleitenden Theil eines malerischen Zeitalters, und die von ihnen gebotenen Aufhellungen der Sitten der Zeit können für den Geschichtstreibenden ein Interesse haben.

Das Tournier wurde auf einem geräumigen Platze abgehalten, der zu dem Zwecke dem großen brüsseler Palaste gegenüber abgegränzt worden war. Vier Ritter waren vorbereitet, das Feld gegen alle Ankommenden zu behaupten, und Preisjuwelen standen für die Sieger zu erwarten. Die vier Herausforderer waren der Graf Mansfeldt, Graf Hoorne, Graf Aremberg und der Sieur de Hubermont; unter den Richtern war der Herzog von Alva, und in der Liste siegreicher Kämpfer finden wir die Namen: Prinz Philipp von Spanien, Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, und Graf Egmont. Dieß sind

---

*) Man betrachte die folgenden Muster, wovon das erstere eine der Inskriptionen von Arras ist und das letztere über dem Dortrechter Thore stand:

„Clementia firmabitur thronus ejus.“

„Te duce libertas tranquilla pace beabit.“

in der Geschichte berühmte Namen. Es ist interessant zu beobachten, wie die Männer, die bald in tödtlicher Fehde mit einander begriffen sein sollten, auf diese Weise im Scherz zusammentrafen, um den Zeitvertreib des Ritterthums zu feiern.

Es war ein günstiger Tag, und die Säume waren mit Bürgern von Brüssel, wie mit dem Volke aus der Umgegend vollgedrängt. Die Gallerien, welche die Kampfbahn einschlossen, waren beehrt von dem Range und der Schönheit der Hauptstadt. Ein Baldachin, geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen in Carmoisin und Gold, zeigte den Platz an, welcher von Karl dem Fünften und seinen Schwestern, der Regentin der Niederlande und der verwittweten Königin von Frankreich, eingenommen wurde.

Mehrere Stunden hindurch wurde von den vier Herausforderern das Feld tapfer behauptet gegen jeden Ritter, der den Ehrgeiz besaß, seine Tapferkeit in der Gegenwart einer so hohen Versammlung zu beweisen. Endlich bliesen die Trompeten und kündigten die Ankunft von vier Kavalieren an, deren glänzender Gefolgezug sie als Personen von hoher Abkunft ankündigte. Die vier Ritter waren: Prinz Philipp, der Herzog von Savoyen, Graf Egmont und Juan Manriquez de Lara, Hausmeier des Kaisers. Sie waren völlig in Panzer gesteckt, worüber sie violettfarbige, sammtne Oberröcke trugen, während die Schabracken ihrer Pferde aus Gold gewirkt waren.

Philipp nahm den ersten Anlauf. Sein Widersacher war der Graf Mansfeldt, ein flamändischer Kapitän mit großem Ruhme. Beim festgesetzten Zeichen sprengten die beiden Ritter gegen einander, und trafen in der Mitte der Schranken zusammen mit einem Stoße, der ihre Lanzen bis selbst auf den Griff zertrümmerte. Beide Ritter schwankten in ihren Sätteln, aber keiner verlor seinen Sitz. Die Kampfbahn erschallte von der Zuschauer Beifallsbezeugungen, die nicht weniger aufrichtig waren, weil einer der Kämpfenden der rechtmäßige Erbe war.

Dann brachen andere Kavaliere mit verschiedenem Erfolge Lanzen. Es folgte ein allgemeines Tournier, woran ein jeder Ritter Theil nahm, der bei dieser billigen Gelegenheit eine Lanze zu brechen wünschte, und manche Waffenthat, die unzweifelhaft lange im An-

denken der Bürger von Brüssel blieb, wurde verrichtet. Am Ende der siebenten Stunde kündigte Trompetengeschmetter den Schluß des Kampfes an, und die Versammlung brach in bewundernswürdiger Ordnung auf, indem die Ritter sich zurückzogen, um ihre schweren vollen Rüstungen mit den leichteren Kleidern des Ballsaals zu vertauschen. Von der Municipalität war ein Banket in einem glänzenden, der königlichen Gäste würdigen Style bereitet worden. Der Kaiser sammt seinen Schwestern beehrte es mit seiner Gegenwart und war Zeuge bei der Vertheilung der Preise. Unter diesen ward ein glänzender Rubin, der Preis für die lança de las damas (die „Damenlanze" in der Sprache des Ritterthums), dem Prinzen Philipp von Spanien durch die gesetzlichen Richter zuerkannt.

Auf das Banket folgte Tanz, und die hochgebildete Ritterlichkeit des Prinzen empfahl sich eben so im Ballsaale, wie sich seine Tapferkeit in den Schranken empfohlen hatte. Unter die Tanzenden mischten sich Masken im orientalischen Costüme, einige in türkischer, andere in albanischer Tracht. Die munteren Lustbarkeiten dauerten nicht über die Mitternachtsstunde hinaus, da denn die Gesellschaft aufbrach, indem sie beim Fortgehen laut den guten Genuß rühmte, welcher ihr von den gastfreundschaftlichen Bürgern von Brüssel geboten worden war.

Philipp gewann bei einer andern Gelegenheit den Preis, als er mit einem tapfern Ritter, Namens Guiños, tournierte. Nicht so glücklich war er in einem Zusammentreffen mit dem Sohne seines alten Lehrers Zuñigo, wobei er mit solcher Gewalt an den Kopf getroffen ward, daß er, nachdem ihn sein Roß ein Stück fortgetragen hatte, bewußtlos aus dem Sattel fiel. Die Bestürzung war groß, allein der Unfall ging ohne ernstliche Folgen vorüber*).

Es hat Leute gegeben, die ihm in der Führung der Lanze die

*) „Ictum accepit in capite galeaque tam vehementem, ut vecors ac dormienti similis parumper invectus ephippio delaberetur, et in caput armis superiorem corporis partem gravius deprimentibus caderet. Itaque semianimis pulvere spiritum intercludente jacuit, donec a suis sublevatus est." Sepulvedae Opera, vol. II. p. 381.

Fertigkeit abgesprochen haben. Marillac nämlich, der französische Gesandte am kaiserlichen Hofe, sagt, indem er von dem, von Philipp zu Ehren der Prinzessin von Lothringen in Augsburg gegebenen Tourniere spricht, daß er in seinem ganzen Leben keinen schlechtern Lanzenstecher gesehen habe. Ein ander Mal behauptet er, daß der spanische Prinz seinen Gegner nicht einmal treffen könne. Es mußte aber ein sehr handgreiflicher Stoß sein, wenn denselben ein Franzose bemerken sollte. Die Franzosen betrachteten die damaligen Spanier auf die gleiche Weise, wie sie in einer frühern Periode die Engländer betrachteten, oder wie sie dieselben in einer spätern zu betrachten fortfuhren. Die lange Nebenbuhlerschaft der französischen und spanischen Monarchen hatte der Brust ihrer Unterthanen solche Gefühle gegenseitiger Abneigung eingeflößt, daß die Meinungen beider Nationen in Bezug auf einander im sechszehnten Jahrhunderte mit dem größten Mißtrauen aufgenommen werden müssen.

Allein, wie auch immer der Erfolg Philipp's bei diesen ritterlichen Schauspielen gewesen sein mag, so ist es doch ganz sicher, daß sie nicht nach seinem Geschmacke waren. Er nahm bloß an ihnen Theil, um sich den Wünschen seines Vaters und der Laune des Zeitalters zu fügen. Obschon er in seiner Jugend manchmal jagte, so war er doch weder ein Freund von Jagdvergnügungen, noch von den athletischen Uebungen des Ritterthums. Sein Körperbau war weit davon entfernt, robust zu sein. Er suchte denselben weniger durch Uebung als durch Diät zu stärken. Er beschränkte sich fast gänzlich auf Fleisch als das nahrhafteste Nahrungsmittel, indem er sich der Fische, wie des Obstes enthielt. Außer seiner Unaufgelegtheit zu thätigen Uebungen, hatte er an den schimmernden, in jenem romantischen Zeitalter so gäng und gäbe gewordenen Schauspielen auch keine Lust. Die Rolle, welche er auf seiner langen Tour bei den Festen gespielt hatte, war nicht von ihm begehrt worden. Wiewohl er ceremoniell war und von denen, die in seine Nähe kamen, Unterwürfigkeit forderte, so war er dennoch kein Liebhaber von dem Gepränge und dem Paradiren eines Hoflebens. Er zog es vor, seine Stunden in der Einsamkeit seines eignen Zimmers hinzubringen, wo er Vergnügen an der Unterhaltung Einiger fand, die er mit seiner Achtung beehrte.

Der Kaiser konnte ihn nur mit Schwierigkeit dazu bringen, seine Zurückgezogenheit zu verlassen, sich im Audienzzimmer zu zeigen, oder ihn auf seinen Höflichkeitsbesuchen zu begleiten.

Diese Neigungen Philipp's zur Zurückhaltung und Stille empfahlen ihn bei den Flamändern keinesweges, da dieselben an das Gepränge und den verschwenderischen Glanz des burgundischen Hofes gewöhnt waren. Ihre freien, gesellschaftlichen Gemüther fühlten kalt bei seinem abgemessenen Benehmen. Sie hielten demselben das leutselige Betragen seines Vaters gegenüber, welcher sich so gut den Sitten der verschiedenen Nationen unter seinem Szepter anpassen konnte, und der vollkommen ihre Charaktere zu verstehen schien: — die verschlagene Politik des Italieners, die hausbackene Einfachheit des Deutschen und den castilischen Anstand und Ehrenpunkt. Bloß mit dem letzten hatte Philipp Alles gemein. Er war in jeder Hinsicht Spanier. Er sprach von Nichts, schien an Nichts zu denken, als an Spanien. Die Niederlande waren ihm ein fremdes Land, mit dem er wenig Sympathie hegte. Seine Räthe und Gesellschafter waren durchaus Spanier. Das Volk von Flandern fühlte, daß ihm unter Philipp's Herrschaft wenig Gunst erwiesen werden würde, und es sah im Voraus die Zeit, da im eignen, heimischen Lande alle bedeutenden Stellen an Castilianer auf die nämliche Weise vergeben werden würden, wie in dem frühen Leben Karl's des Fünften diejenigen Castiliens an Fleminger vergeben worden waren.

Indeß merkte der Kaiser seines Sohnes Unbeliebtheit so wenig, daß er gerade jetzt Anstalten traf, ihm die Kaiserkrone zu sichern. Er berief die Kurfürsten und großen Herren des Reiches zu einem Tage in Augsburg im August 1550 zusammen. Daselbst machte er den Vorschlag, Philipp's Wahl zum römischen König, sobald als er seines Bruders Ferdinand Abtretung dieser Würde erlangt hätte, sicher zu stellen. Aber Karl zeigte in alle Dem nicht seine gewöhnliche Menschenkenntniß. Die Herrschsucht für seines Sohnes Rechnung — obschon er den Besitz der Macht im eignen Falle nicht als zum Glück führend gefunden hatte — scheint ihn ganz verblendet zu haben.

Er begab sich mit Philipp nach Augsburg, wo sie Ferdinand und die Glieder des deutschen Bundes trafen. Allein nur vergebens ver-

langte Karl von dem Bruder, daß derselbe seinen Anspruch auf die Nachfolge im Reich zu Gunsten seines Neffen aufgäbe. Weder Forderungen, noch Gründe unterstützt von Bitten, selbst nicht, wie es heißt, die Thränen ihrer gemeinsamen Schwester, der Regentin Maria, konnten Ferdinand zur Entäußerung der glänzenden Erbschaft vermögen. Nicht erfolgreicher war Karl, als er seinen Boden änderte und bei seinem Bruder darauf drang, sich in Philipp's Wahl zu seinem Nachfolger in der römischen Königswürde, oder wenigstens darein zu ergeben, daß derselbe diese Würde — was bisher ohne Beispiel war — mit seinem Vetter Maximilian, dem Sohne Ferdinand's, theilen sollte, denn der letztere war, wie man voraussetzte, von den Kurfürsten zur Nachfolge seines Vaters bestimmt.

Dieser junge Fürst, welcher mittlerweile nach Augsburg berufen worden war, war so wenig, als Ferdinand es gewesen, geneigt, den Vorschlägen seines zu gierigen Schwiegervaters zuzustimmen, obschon er als den Grund seiner Weigerung höflich anführte, daß er kein Recht habe, der Entscheidung der Kurfürsten zu nahe zu treten. Er konnte seine Sache getrost ihrer Entscheidung überlassen. Dieselben fühlten kein Verlangen, das kaiserliche Szepter in der Linie der castilischen Monarchen zu verewigen. Sie hatten genug von der despotischen Laune Karl's des Fünften zu erleiden gehabt, und hatten keinen Grund zur Voraussetzung, daß diese Laune in der Person Philipp's gemildert werden würde. Sie wünschten zu ihrem Herrscher einen Deutschen, Einen, welcher den deutschen Charakter verstände und von Herzen auf die Gefühle seines Volkes einginge. Maximilian's Geradheit in dem, was er wollte, und seine freundliche Gemüthsart hatten ihm im hohen Grade die Zuneigung seiner Landsleute gewonnen, und bewiesen nach ihrer Meinung, daß er des Thrones würdig sei.

Philipp dagegen stieß die Deutschen sogar noch mehr, als die Fleminger ab. Es war vergebens, wenn er bei ihren Gelagen zwei oder dreimal so viel trank, als er sonst gewohnt war, bis ihm der Kardinal von Trident versicherte, daß er rasch bei dem Volke in Gunst gerathe. Der natürliche Hochmuth seiner Seele zeigte sich bei zu vielen Gelegenheiten, als daß er verkannt werden konnte. Wenn Karl in seinen Palast zurückkehrte, begleitet, wie es gewöhnlich war, von einem

Gefolge Edler und Fürsten des Reichs, faßte er dieselben wohl bei der Hand und nahm beim Abschiede den Hut ab. Allein von Philipp sah man bei gleichen Gelegenheiten, daß er direkt in den Palast hineinspazierte, ohne sich nur noch einmal umzudrehn oder sich herabzulassen, auf irgend eine Weise von den Höflingen, welche ihn begleitet hatten, Notiz zu nehmen. Dieß hieß so viel, wie sich höher stellen, als selbst sein Vater gethan. Wirklich sagte man von ihm, daß er sich für größer, als seinen Vater hielt, insofern der Sohn eines Kaisers größer wäre, als der Sohn eines Königs! — eine närrische Prahlerei, die nichtsdestoweniger seinen Charakter anzeigte, wenn sie für ihn auch von den Deutschen wahrscheinlich erfunden worden war. Kurz, Philipp's Manieren, die, nach der Sprache eines Zeitgenossen, den Italienern wenig gefielen und den Flemingern geradezu mißfielen, waren den Deutschen völlig verhaßt.

Ebensowenig war den Spaniern selbst an Philipp's Wahl gelegen. Diese Nation war lange genug als ein Anhängsel zum Kaiserreiche angesehen worden. Ihr Stolz war verwundet worden durch das Licht, worin sie bei Karln gestanden, der auf Spanien wie auf eine königliche Domäne zu blicken schien und den Werth derselben hauptsächlich nach den Mitteln abtarirte, die sie ihm leistete, damit er seine Rolle auf der großen Bühne von Europa spielen könne. Der stolze Castilianer des sechszehnten Jahrhunderts, im Bewußtsein seiner höheren Ansprüche, konnte diese Erniedrigung schlecht ertragen. Er seufzte nach einem in Spanien gebornen und erzogenen Fürsten, der zufrieden wäre, wenn er sein Leben in Spanien zubrächte, und der keinen Ehrgeiz hegte, ohne daß derselbe mit Spaniens Wohlstande und Ruhme verflochten sei. In diesem Punkte waren die Spanier sogar noch zäher, als die Deutschen. Ihre aparte Lage machte sie ausschließlicher, strenger national und gegen fremden Einfluß weniger tolerant. Sie verlangten zu ihrem Herrscher einen Spanier. Ein solcher war Philipp, und sie sehnten die Stunde herbei, wenn Spanien von dem Kaiserreiche getrennt, und wenn es unter dem Szepter eines patriotischen Fürsten zu seinem verdienten Vorrange unter den Nationen steigen würde.

Indeß war Karl weit entfernt nachzugeben, sondern drang auf diesen Punkt mit solcher Hartnäckigkeit, daß ein offener Bruch zwischen den

verschiedenen Zweigen der Familie mit Wahrscheinlichkeit bevorzustehen schien*). Eine Zeit lang blieb Ferdinand in seinem Zimmer und hatte mit Karln oder seiner Schwester keinen Umgang. Allein am Ende gewann das Genie oder die Hartnäckigkeit Karl's insofern über seinen Bruder die Oberhand, als derselbe in einen Privatvertrag willigte, wonach man übereinkam, daß, während der Bruder im Besitze der Kaiserkrone bliebe, Philipp ihm als römischer König nachfolgen, und daß Maximilian auf Philipp folgen sollte. Ferdinand riskirte wenig durch Zugeständnisse, die von dem Kurfürstenkollegium nie sanktionirt werden konnten. Die Schläge, welche im folgenden Jahre des Kaisers Waffen trafen, zerstörten jeden Einfluß, den er in diesem Wahlkörper besitzen konnte, und er scheint seine Pläne zur Vergrößerung seines Sohnes mit der Sicherstellung desselben in der Erbfolge im Reiche nie wieder von Neuem belebt zu haben.

Philipp hatte jetzt den großen Zweck seines Besuchs erfüllt. Er hatte sich dem Volke der Niederlande vorgestellt und ihre Huldigung als Erbe des Königreichs empfangen. Seine Reise war in mancher Hinsicht von Nutzen gewesen. Es war fast unmöglich, daß ein junger Mann, der bisher immer innerhalb der engen Gränzen seines eignen Landes gesteckt hatte und stets denselben lokalen Einflüssen ausgesetzt gewesen war, seine Begriffe durch die Reise ins Ausland und durch den Verkehr mit verschiedenen Nationen nicht bedeutend erweitert haben sollte. Besonders wichtig war es, daß Philipp sich, wie allein ein Landesbewohner vermag, mit dem Charakter und den Institutionen derjenigen Nationen vertraut machte, über welche er eines Tages herrschen sollte. Indeß war sein Besuch der Niederlande nicht von den glücklichsten Erfolgen begleitet gewesen. Denn augenscheinlich machte er auf das Volk keinen günstigen Eindruck. Je mehr sie ihn sahen,

*) Vergleiche den charakteristischen Brief Karl's an seine Schwester, die Regentin der Niederlande, vom 16. Dezember 1550, voll von ärgerlichen Ausdrücken gegen Ferdinanden wegen dessen Undankbarkeit und Betrügerei. Nach Karl's Ansichten von der Sache war der Plan auf den Vortheil beider Theile berechnet: — „ce que convenait pour establir noz maisons." — Lanz, Korrespondenz des Kaisers Karl V., Leipzig 1846, B. III., Seite 18.

desto weniger schienen sie ihn gern zu haben. Gewöhnlich sind solche Eindrücke gegenseitig, und Philipp scheint mit geringem Bedauern das Land verlassen zu haben. So konnte man schon bei dem ersten Ansichtigwerden zwischen dem zukünftigen Monarchen und seinen Unterthanen die Symptome jener Entfremdung gewahren, welche sich später zu einem dauernden und nicht wieder gut zu machenden Bruche erweiterte.

Philipp, sehnsüchtig, Castilien zu erreichen, beschleunigte seine Reise, ohne Halt zu machen um die ihm überall auf seinem Wege angebotenen Höflichkeiten zu empfangen. Er machte eine einzige Ausnahme mit Trident, wo das geistliche Koncil die denkwürdige Sitzung abhielt, welche in den Annalen der Kirche eine so große Rolle spielt. Bei seiner Annäherung an die Stadt kamen der Kardinallegat, begleitet von den Prälaten der Mitra, und andere Würdenträger des Koncils als Deputation heraus, um ihn zu empfangen. Während seines dasigen Verweilens ward er mit Maskeraden, Tanz, theatralischen Vorstellungen und Tournierspielen, entworfen, um Scenen aus dem Ariosto darzustellen, unterhalten. Diese Zerstreuungen der ehrwürdigen Väter bildeten einen wunderlichen Kontrast und vielleicht eine willkommene Erleichterung zu ihrer feierlichen Beschäftigung mit dem Ordnen eines Glaubensbekenntnisses für die christliche Welt.

Von Trident verfolgte Philipp seinen Weg mit aller Hast nach Genua, wo er sich unter der Flagge des Veteranen Doria, der ihn von Spanien gebracht hatte, einschiffte. Er landete zu Barcelona am zwölften Tage des Juli 1554 und reiste direkt nach Valladolid, wo er wieder die Regierung des Königreiches übernahm. Er wurde unterstützt durch einen von Augsburg datirten Brief seines Vaters mit zahlreichen Instruktionen für die zu befolgende Politik und mit freien Erörterungen sowohl über die auswärtigen, wie einheimischen Beziehungen des Landes. Der Brief, der sehr lang ist, zeigt, daß der faßliche Geist Karl's, so wenig Zeit er auch den Angelegenheiten der Monarchie schenken konnte, ihren innern Zustand und den Betrag ihrer Hülfsquellen vollkommen begriff.

Die folgenden Jahre waren für Karln Jahre der Erniedrigung; Jahre, gekennzeichnet durch die Flucht von Innsbruck und die unheil-

volle Belagerung von Metz, — da geschlagen von den Protestanten, übermeistert von den Franzosen die Unfälle des Kaisers schwer auf sein stolzes Herz drückten und wahrscheinlich mehr, als alle Homilien seines geistlichen Lehrers dazu beitrugen, ihm die Welt und ihre Eitelkeiten zu verleiden.

Indeß machten diese Unfälle in Spanien wenig Eindruck. Die Kriegstöne verklangen, ehe sie den Fuß der Pyrenäen erreichten. Zwar sandte Spanien von Zeit zu Zeit seine Söhne zum Dienste unter dem Banner Karl's und in dieser Schule nur vervollkommnete sich das bewundernswürdige System der Disciplin und Taktik, welches vom großen Kaptän eingeführt wurde und die spanische Infanterie zur gefürchtetsten in Europa machte. Aber die große Masse des Volks fühlte wenig Interesse bei dem Erfolge dieser entlegenen Unternehmungen, wovon ihr der Gewinn keinen Nutzen brachte. Nicht daß der Geist Spaniens unthätig oder von jener Lethargie niedergedrückt lag, welche sich in einer spätern Zeit einnistete. Im Gegentheil war große intellektuelle Thätigkeit vorhanden. Spanien ward freilich von einer Willkürherrschaft verhindert, seine Spekulationen auf die Gebiete theologischer oder politischer Wissenschaft auszudehnen. Allein dieß war bis zu einem gewissen Grade mit den meisten benachbarten Nationen der Fall und es hielt sich für diese Verhinderung schadlos an einer fleißigern Pflege der schönen Literatur. Das Gestirn des Genies hat schon angefangen sich über dem Horizont zu zeigen, welches über die Mittagshöhe und den Untergang von Philipp's Regierung Ruhm ausstrahlen sollte. Die Hofpoeten unter der Regierung seines Vaters hatten den Einfluß italienischer Muster zugestanden, die von den neuerdings gemachten Landerwerbungen in Italien herrührten. Aber der Nationalgeschmack behauptete wieder seine Ueberlegenheit, und der modische Dichtungston wurde nach und nach mehr und mehr dem alten castilischen Banner angepaßt.

In Spanien würde ein Abweichen von dem nationalen Banner unmöglich lange geduldet worden sein, da dort die Sprache, Sitten, die Kleidung und die Gebräuche des Landes fast ganz dieselben waren, die sie Menschenalter hindurch gewesen — und die sie Menschenalter hindurch blieben, nachdem lange zuvor Cervantes den Spiegel der

Fiktion emporgehalten hatte, um die Züge des nationalen Wesens lebhafter wiederzustrahlen, als es auf den Seiten des Chronikers erlaubt ist. In den rohen romances des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts kann der Castilier des sechszehnten seinen Lebensweg schon mit erträglicher Genauigkeit abgezeichnet finden. Der verliebte Kavalier klimperte noch seine Guitarre bei Mondenscheine unter dem Balcone seiner Gebieterin oder trug ihre Gunstbezeugungen beim maurischen Riedstechen. Die gemeinen Leute sangen noch ihre lebhaften seguidillas, oder drängten sich zu den fiestas de toros (den grausamen Stiergefechten), oder zu den noch grausameren autos de fé. Dieß letzte Schauspiel von vergleichsweise jungem Ursprunge aus der Zeit Ferdinand's und Isabellens war die begründete Folge der langen Kriege mit den Moslems, Kämpfe, welche die Spanier gegen religiösen Unglauben intolerant machten. Wie barbarisch es auch in einem humaneren und aufgeklärteren Zeitalter scheinen mag, so ward jenes Schauspiel doch von dem alten Spanier für ein dem Himmel angenehmes Opfer angesehen, bei welchem er im Begriff stand, das schlummernde Feuer seiner eigenen religiösen Entzündbarkeit wieder anzufachen.

Das Aufhören der langen maurischen Kriege durch den Fall von Granada bewirkte den bedeutendsten Wechsel in dem Zustande der Spanier. Sie fanden jedoch einen Ausweg für ihren ritterlichen Fanatismus in einem Kreuzzuge gegen die Heiden der Neuen Welt. Die von ihren Wanderungen Heimkehrenden brachten nach Spanien wenig von fremden Gebräuchen und Sitten mit; denn der Spanier war der einzige civilisirte Mensch, den sie in den Wildnissen von Amerika fanden.

Auf solche Weise verstrich das häusliche Leben des Spaniers in demselben unveränderten Kreislauf von Gewohnheiten, Meinungen und Vorurtheilen, mit Ausschluß und wahrscheinlich Verachtung alles Fremden. Nicht daß diese Gewohnheiten in den verschiedenen Provinzen nicht verschieden gewesen wären, sondern ihre unterscheidbaren Eigenheiten erbten mit traditioneller Genauigkeit vom Vater zum Sohne fort. Aber, unter diesen gab es eine große gemeinschaftliche Grundlage des Nationalcharakters. Wahrscheinlich existirte, mit Ausnahme der Juden, niemals ein Volk, das sich durch eine so starke Nationalität ausgezeichnet hätte. Unter einem solchen Volke nun und unter solchen

Einflüssen war Philipp geboren und erzogen. Seine Gemüthsart und seine Geistesverfassung machten ihn für die Aufnahme dieser Einflüsse geeignet, und als er an Jahren zunahm, sahen die Spanier mit Stolz und Genugthuung in ihrem zukünftigen Herrscher den vollkommensten Ausdruck des nationalen Charakters.

Drittes Kapitel.

Die englische Allianz.

Zustand Englands. — Der Charakter Mariens. — Philipp's Heirathsvorschläge. — Heirathsartikel. — Aufstand in England.

1553, 1554.

Im Sommer 1553, drei Jahre nach Philipp's Rückkehr nach Spanien, fiel ein Ereigniß vor, welches einen beträchtlichen Einfluß auf seine Umstände ausüben sollte. Dieß war der Tod Eduard's des Sechsten von England nach einer kurzen, aber wichtigen Regierung. Ihm folgte seine Schwester Maria, jene unglückliche Fürstin, deren Beiname „Bloody" (die Blutige) ihr eine traurige Auszeichnung unter den Herrschern des Hauses Tudor gibt.

Die Regierung ihres Vaters, Heinrich's des Achten, hatte der religiösen Umwälzung, deren Wirkungen dauernd sein sollten, den Weg gebahnt. Indeß zeigte Heinrich mehr seine Stärke im Wankendmachen alter Institutionen, als in der Beschaffung neuer. Durch die Abschaffung der Klöster brach er jene spirituelle Miliz ab, welche ein wirksames Instrument zur Aufrechthaltung der Autorität Roms gewesen war, und er vollendete das Werk der Unabhängigkeit, indem er sich selbst kühn auf den Stuhl St. Peter's setzte und die Autorität des Hauptes der Kirche annahm. So wurde, während die Oberhoheit des Papstes verworfen ward, die katholische Religion in ihren wesentlichen

Punkten unbeeinträchtigt beibehalten. Die Nation blieb, mit andern Worten, nicht Papisten, sondern Katholiken.

Der von Heinrich dem Achten gegebene Anstoß wurde unter seinem Sohne Eduard dem Sechsten bis zu bedeutenderen Konsequenzen verfolgt. Die besonders in Bezug auf die äußeren Formen und die Disciplin der Gottesverehrung beträchtlich veränderten Meinungen der deutschen Reformatoren fanden bei den Ministern des jungen Monarchen eine herzliche Aufnahme. Der Protestantismus wurde die Religion des Landes und die Kirche von England erhielt großentheils jene eigenthümliche Organisation, welche sie bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Allein Eduard's Regierung war zu kurz, als daß sie die neuen Meinungen in den Herzen des Volkes hätte tiefe Wurzel schlagen lassen. Der größere Theil der Aristokratie zeigte bald, daß sie, welch' einen religiösen Eifer sie auch affektirt haben mochte, nicht dazu bereit war, irgend ein Opfer von ihren weltlichen Interessen zu bringen. Nachdem eine katholische Königin den Thron bestiegen hatte, wurde eine Reaktion sichtbar. Man empfand einige Verlegenheit bei der Rückkehr zum früheren Glauben hinsichtlich der Restitution des eingezogenen Eigenthums der Mönchsorden, die die Rückkehr natürlich in sich zu schließen schien. Aber die politischen Zugeständnisse Roms erließen den neuen Proselyten diese erste Probe der Aufrichtigkeit, und nachdem England seine Ketzereien verstoßen hatte, wurde es in die Pferche der römisch-katholischen Kirche wieder aufgenommen und noch einmal unter die Jurisdiktion von deren Hohenpriester gestellt.

Nach den gegebenen Proben von bereiter Fügsamkeit, womit die damaligen Engländer ihren religiösen Glauben dem Glauben ihres Souveräns anbequemten, können wir uns kaum über den beißenden Tadel des venetianischen Gesandten wundern, welcher zur Zeit der Königin Maria am Hofe zu London residirte. „Das Beispiel und die Autorität des Herrschers", sagt er, „sind dem Volke dieses Landes in Glaubenssachen ihr Eins und Alles. Wie er glaubt, glauben sie; Judenthum oder Mohamedanismus, Alles ist ihnen eins. Sie schmiegen sich leicht seinem Willen an, wenigstens insofern, als die äußere Form in Betracht kommt; am leichtesten aber thun sie es, wo es mit ihrem eignen Vergnügen und Nutzen zusammentrifft."

Der Gesandte Giovanni Micheli war einer aus dem Stande jener Kaufmannsfürsten, die von Venedig bei seinen auswärtigen Missionen verwandt wurden; das waren Männer, deren Bekanntschaft mit den Geschäften sie befähigte, die Quellen des Landes, wohin sie geschickt, so wie die Intriguen des Hofes zu begreifen. Ihre Beobachtungen wurden zu fleißigen Berichten ausgearbeitet, welche, bei der Rückkehr nach Venedig, öffentlich vor dem Dogen und dem Senate vorgelesen wurden. Die so zu Stande gekommenen Dokumente bilden einige von den schätzenswerthesten und authentischsten Materialien für die Geschichte von Europa im sechszehnten Jahrhundert. Micheli's Bericht ist weitläufig über die Lage Englands unter der Königin Maria, und einige Bemerkungen werden für den Leser der Gegenwart Interesse haben, da sie ihm einen Anhalt zum Vergleiche der Vergangenheit geben *).

London preist er als eine der feinsten Städte in Europa, die mit den Vorstädten gegen einhundertundachtzigtausend Seelen enthält **). Die großen Herren verbrachten, wie die in Frankreich und Deutschland, den größten Theil ihrer Zeit auf ihren Landgütern.

Das Königreich, wenn vereinigt, war stark genug, um es mit irgend einem vom Auslande gemachten Angriffe aufzunehmen. Doch

---

*) Soriano bemerkt das höfliche Benehmen und die Gewandtheit seines Landsmannes Micheli, die denselben allgemein an den Höfen, wohin er gesandt würde, beliebt machten. „Il Micheli e gratissimo a tutti fino al minore, per la dimestichezza che havea con grandi, et per la dolcezza et cortesia che usava con gl'altri, et per il giudicio che mostrava con tutti." Relatione di Michele Soriano, Ms. Exemplare von Micheli's interessanter Erzählung sind in verschiedenen öffentlichen Bibliotheken Europa's zu finden; unter Anderm in der Sammlung der Cottonischen Manuskripte, und der Lansdowne-Manuskripte im Britischen Museum, so wie in der Barberinibibliothek zu Rom. Das in meinen Händen befindliche Exemplar ist aus der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Sir Henry Ellis hat in der zweiten Reihenfolge seiner „Original Letters" einen Abriß des Cottonischen Manuskriptes gegeben.

**) Dieß stimmt mit dem Lansdowne-Manuskripte überein. Das Cottonische, wie es von Sir Henry Ellis wiedergegeben wird, schlägt die Bevölkerung auf 150,000 an.

war seine Flotte gering, indem sie durch Nachlässigkeit und übelberechnete Oekonomie bis auf nicht mehr, als vierzig Kriegsschiffe zusammengeschrumpft war. Aber die Handelsmarine konnte noch zweitausend liefern, die in kurzer Frist wohl ausgestattet und segelfertig gemacht werden konnten. Die Armee war vorzüglich stark an Artillerie und mit allem Kriegsbedarf versehen. Die hauptsächlich geschätzte Waffe war der Bogen, in dessen Gebrauch das englische Volk von früher Jugend eingeschult wurde. Die Reiterei war sehr mangelhaft. Zwar gab es Pferde in Fülle, aber sie brauchten Pflege. Meistentheils waren sie leicht, schwach und mit Gras gefüttert. Die Nation war vor Allem wegen der Leichtigkeit der öffentlichen Lasten zu beneiden. Es lagen keine Abgaben auf Wein, Bier, Salz, Tuch oder überhaupt auf den übrigen Artikeln, welche in andern Ländern die größten Hülfsquellen für die Einnahme abgaben. Das ganze Einkommen belief sich gewöhnlich nicht über zweihunderttausend Pfund. Parlamente wurden selten berufen, ausgenommen wenn sie dem Könige aus Verlegenheit helfen oder seinen Absichten ein Mäntelchen umwerfen sollten. Niemand wagte dem königlichen Willen zu widerstehen: servil kamen die Parlamentsglieder an und servil blieben sie. — Ein Engländer des neunzehnten Jahrhunderts mag lächeln, wenn er den Kontrast einiger dieser Bemerkungen mit der gegenwärtigen Lage vergleicht, obschon im Punkte der Besteuerung der Kontrast eher geeignet sein dürfte, einen Seufzer hervorzurufen.

Der venetianische Gesandte malt die Königin Maria mit etwas andern Farben, als dieselbe gewöhnlich von englischen Geschichtsschreibern gezeichnet wird. Zur Zeit ihrer Thronbesteigung war sie gegen sechsunddreißig Jahre alt. Ihre Größe war etwas unter mittler Länge — nicht hoch, wie es bei ihren beiden Aeltern der Fall war, — und sie hatte eine ausnehmend gute Gestalt. „Ihre Porträts," sagt Micheli, „bewiesen, daß sie in ihrer Jugend nicht nur hübsch, sondern sogar schön gewesen sein muß; — wiewohl ihr Antlitz, als er sie sah, Spuren früher Bekümmerniß und Krankheit zeigte." Aber, was sie auch an körperlichen Reizen verloren hatte, so ward dasselbe durch ihre geistigen vollkommen ersetzt. Sie hatte ein schnelles Begriffsvermögen und ihr standen, wie auch ihrer jüngern Schwester Elisabeth, ver-

schiedene Sprachen zu Gebote, von denen sie drei, Französisch, Spanisch und Lateinisch, sprechen konnte, und zwar das Latein geläufig. Allein in diesen Fertigkeiten wurde sie von ihrer Schwester übertroffen, die das Griechische wohl verstand und das Italienische mit Leichtigkeit und Eleganz sprechen konnte. Indeß sprach wie schrieb Maria ihre Muttersprache in einer einfachen, geraden Weise, die einen Gegensatz bildet mit den zweideutigen Phrasen und kalten Gedanken, worin Elisabeth gewöhnlich ihre Gefühle überlieferte, oder besser, versteckte.

Maria hatte das Unglück, mit einer chronischen Schwäche behaftet zu sein, die sie Wochen, ja Monate lang jedes Jahr an ihr Zimmer fesselte, und die zusammen mit ihren häuslichen Sorgen ihr ein melancholisches Aussehen gab, das sich in späteren Jahren in eine zurückstoßende Herbe dauernd verwandelte. Ihre Stimme hatte einen männlichen Klang, sagt der Venetianer, und ihre Augen, worauf immer sie dieselben richtete, flößten ein Gefühl nicht einzig von Ehrfurcht, sondern von Furcht ein. Ihr Sinn, fügt er hinzu, war erhaben und großmüthig, kam nie durch Gefahr außer Fassung und zeigte in allen Sachen ein wahrhaft königliches Blut.

Ihre Frömmigkeit, fährt er fort, und ihre Geduld in Trübsal kann nicht zu sehr bewundert werden. Getragen, wie sie war, von einem lebendigen Glauben und unschuldigen Gewissen, vergleicht er sie mit einem Lichte, welches die heftigen Winde keine Macht auszulöschen haben, sondern das mit immer wachsendem Glanze fortleuchtet. Sie erwartete ihre Zeit, und war offenbar von der Vorsehung zu etwas Großem bestimmt. — Wir lesen da die Sprache des gläubigen Katholiken, der dankbar für die von Maria dem Glauben erwiesenen Dienste ist.

Indeß würde es unbarmherzig sein, wollte man annehmen, daß Maria nicht andächtig fromm und in ihrer Frömmigkeit sehr ernst gewesen wäre. Die Tochter Katharinens von Aragonien und die Enkelin Isabellens von Castilien kann kaum anders gewesen sein. Die Frauen aus dieser Königslinie waren eine, wie die andere durch Frömmigkeit ausgezeichnet, wenn auch dieselbe oft einen bigotten Anstrich hatte. Bei Maria artete die Bigotterie in Fanatismus, und der Fanatismus in den Geist der Verfolgungssucht aus. Die

schlimmsten Uebel sind wahrscheinlich solche, die vom Fanatismus ausflossen. Jedoch liefert uns der Betrag des angerichteten Schadens noch nicht nothwendig das Maß zur Beurtheilung der Schuld seines Urhebers. Die Einführung der Inquisition in Spanien muß hauptsächlich auf Isabella fallen. Indeß wird der, welcher ihre Regierung studirt, dieser großen Königin nicht das Lob eines zarten Gewissens und eines aufrichtigen Verlangens, das Rechte zu thun, vorenthalten. Leider lehrte sie der Glaube, in dem sie, wie auch ihre königliche Enkelin auferzogen wurde, sich ein Gewissen aus der Beibehaltung von Dienern zu machen, die weniger, als sie selbst, gewissenhaft waren, und auf diese Minister mag billigerweise viel von der Verantwortlichkeit für die Maßregeln fallen, über welche zu entscheiden bloß sie für befugt gehalten wurden.

Mariens Aufrichtigkeit in ihren religiösen Verrichtungen wird außer allen Zweifel gestellt durch die Bereitwilligkeit, womit sie sich dem Opfer ihrer persönlichen Interessen stets unterzog, wenn es die Interessen der Religion zu heischen schienen. Auf die Eingebung ihres Beichtvaters hin verbrannte sie einen Theil des mit großer Mühe zu Stande gebrachten Erasmus. Ein Schriftsteller wird gern den Werth eines solchen Opfers einräumen. Ein anderes wichtiges und Allen verständliches war die entschlossene Weise, womit sie auf der Wiederherstellung des Eigenthums der Kirche bestand, das zum Besten der Krone eingezogen worden war. „Die Krone ist zu verarmt, um so Etwas zu erlauben,“ wandten ihre Minister dagegen ein. „Ich will lieber,“ erwiderte die hochsinnige Königin, „zehn Kronen verlieren, als meine Seele in Gefahr bringen.“

Dennoch kann man nicht läugnen, daß Maria in vollem Maße einige von den rauheren Eigenschaften ihres Vaters geerbt hatte, und daß ihr jene Sympathie für menschliches Leiden, welche einer Frau so gut ansteht, abging. Die Wiedervergeltung war nach einer Empörung schrecklich. London war in ein Beinhaus verwandelt, und die Stadtviertel wie Hauptstraßen waren ausgelegt mit den mißfälligen Siegeszeichen von Köpfen und Gliedmaßen zahlreicher durch die Hand des Scharfrichters gefallener Schlachtopfer. Dieß war im Einklang mit dem Geiste der Zeit. Aber die Hinrichtung der unglücklichen

Lady Jane Grey — der jungen, der schönen und guten — läßt auf dem Namen Maria's einen Flecken zurück, der seines Gleichen nur in der Behandlung der unglücklichen schottischen Königin durch Elisabeth findet.

Mariens Behandlung der Elisabeth hat einen andern Grund zu Vorwurf abgegeben, obschon die Ursachen davon nicht genügend bekannt sind, und im schlimmsten Falle viele Umstände als Milderungsgründe für ihr Betragen angeführt werden können. Sie hatte gesehen, wie ihre Mutter, die geistgeadelte Katharine, den grausamsten Beschimpfungen ausgesetzt und einer listigen Nebenbuhlerin, der Mutter Elisabeth's, Bett und Thron zu überlassen gezwungen worden war. Sie hatte gehört, wie sie selber für unrechtmäßig erklärt und ihr Erbfolgerecht zu Gunsten ihrer jüngern Schwester bei Seite gesetzt wurde. Selbst nachdem ihr unerschrockenes Betragen ihr die Krone versichert hatte, wurde sie noch von der nämlichen düstern Erscheinung verfolgt. Elisabeth's Ansprüche wurden beständig vor die Oeffentlichkeit gebracht, und Maria durfte wohl durch die Enthüllung von Verschwörung auf Verschwörung erschreckt werden, da ja der Zweck davon, wie es hieß, war, ihre Schwester auf den Thron zu setzen. Als sie in Jahren vorrückte, erfuhr Maria fernere Pein, indem sie sah, daß ihre Nebenbuhlerin an jener Zuneigung des Volks gewann, was für sie erkaltete. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß sie ihre Schwester mit den Gefühlen des Mißtrauens und der Abneigung betrachtete? Daß sie dieselbe aber so betrachtete, wird vom venetianischen Gesandten versichert; und es ist klar, daß während der ersten Jahre von Maria's Regierung das Leben der Elisabeth nur an einem schwachen Faden hing. Indeß besaß Maria genügende Prinzipienstärke, den zudringlichen Rathschlägen Karl's des Fünften und seines Gesandten zu widerstehen, die den Tod der Elisabeth als um Mariens und Philipp's Sicherheit willen unumgänglich hinstellten. Obschon sich zeigte, daß ihre Schwester Mitwisserin, wenn auch nicht offene Parteigängerin bei der großen Empörung unter Wyatt war, wollte Maria doch nicht, um ihr Gewalt anzuthun, das Gesetz in seinem Laufe hindern. Unter den vorhandenen Umständen war dieß schon Etwas in einer so unbedenklichen Zeit. Nachdem dieser Sturm vorübergegangen war, be-

handelte Maria, welche Gewalt sie auch immer ihren wirklichen Gefühlen angethan haben mag, die Elisabeth meistentheils mit anscheinender Freundlichkeit, obschon der Name derselben noch fortwährend, mit oder ohne Grund, in mehr als eine hochverrätherische Verschwörung verwickelt wurde. Mariens letzte Handlung — vielleicht die einzige, bei welcher sie offen dem Willen ihres Gatten widerstand — war die Weigerung, ihre Schwester zu zwingen, daß dieselbe die Hand Philibert's von Savoyen annähme. Dennoch würde sie diese Handlung von der Gegenwart ihrer Nebenbuhlerin erlöst und Elisabeth würde damit ihren ungebundenen Besitz der Krone — vielleicht den Besitz derselben überhaupt — verscherzt gehabt haben. Es kann bezweifelt werden, ob Elisabeth unter ähnlichen Umständen das nämliche Zartgefühl für die Interessen ihrer Nachfolgerin bewiesen hätte.

Allein, so sehr wir auch geneigt sein mögen, das Betragen Mariens zu entschuldigen, und ganz besonders in geistlichen Dingen die Verantwortlichkeit ihrer Handlungen auf ihre Berather überzutragen, so ist es doch nicht möglich, bei dieser Regierung religiöser Verfolgungen ohne Gefühle tiefempfundener Trauer zu verweilen. Nicht als ob die Zahl der Schlachtopfer dem gleichkäme, was von vielen ähnlichen Perioden der Verfolgungssucht berichtet wird. Der ganze Betrag, der sich vielleicht auf dreihundert am Pfahle des Scheiterhaufens umgekommener beschränkt, war geringer, als die Zahl, die durch den Arm des Scharfrichters oder durch Gewaltthat während der nämlichen Zeitlänge unter Heinrich dem Achten fiel. Er war nicht viel größer, als die Zahl, welche man manchmal bei einem einzigen spanischen auto de fé findet. Aber Spanien war das Land, worin dieß als das Nationalschauspiel, gleich der fiesta de toros oder irgend welchen andern volksthümlichen Aufführungen des Landes, betrachtet werden darf. In England hatten einige wenige Beispiele nicht genügt, die Herzen der Menschen gegen diese Schauder zu stählen. Die heldenmüthige, zum qualvollsten Tode zur Bekräftigung der Gewissensrechte verurtheilte Gesellschaft von Märtyrern war für die Engländer ein unbekannter und empörender Anblick. Die damaligen Gefühle haben bis auf die Gegenwart fortgedauert. Die Regierung religiöser Verfolgung steht für sich da als etwas von dem natürlichen

Laufe der Ereignisse Verschiedenes, und die Feuer von Smithfield werfen einen traurigen Schein auf diese Seite der nationalen Geschichte, wovon sich das Auge der Menschheit mit Bedauern und Ekel abwendet. — Aber es ist nun Zeit, den Faden der Erzählung von den Ereignissen wieder aufzunehmen, welche auf einen kurzen Zeitraum die politischen Interessen Spaniens mit denen Englands verbanden.

Karl der Fünfte hatte stets ein lebhaftes Interesse an den Geschicken seiner königlichen Muhme genommen. Schon in seiner Jugend hatte er England einen Besuch abgestattet und war während seines Dortseins von seiner Tante, der Königin Katharine, bewogen worden, eine Ehe mit der damals sechs Jahre alten Prinzessin Maria für die Zeit, da letztere mannbar sein würde, zu verabreden. Allein für die Beständigkeit Karl's, oder, wie es heißt, für die Geduld seiner Unterthanen, die ihr Oberhaupt mit einer die Monarchie mit einem Erben beschenkenden Prinzessin vermählt zu sehen wünschten, war die bestimmte Frist zu lang. Demzufolge wurde das englische Verhältniß abgebrochen und der Kaiser reichte seine Hand Isabellen von Portugal.

Maria, die seit ihrem Verlöbniß gelehrt worden war, sich als die zukünftige Braut des Kaisers zu betrachten, war damals erst elf Jahre alt. Indessen war sie schon alt genug, um so Etwas, wie Eifersucht, heißt es, zu fühlen und bei diesem Davonlaufen ihres kaiserlichen Liebhabers etwas Groll zu zeigen. Doch verhinderte dieser Umstand nicht das Bestehen eines freundlichen Verhältnisses zwischen beiden Theilen in späteren Jahren, und Karl fuhr fort, für die Vortheile seiner Muhme zu wachen, und er legte sich um ihretwillen mit gutem Erfolge bei mehr als einer Gelegenheit sowohl unter der Regierung Heinrich's des Achten, wie dessen Sohnes Eduard's des Sechsten ins Mittel. Nach dem Tode des letztern erklärte er sich bereit, Marien in der Behauptung ihres Erbfolgerechts behülflich zu sein*), und als dieß am Ende

*) Doch scheint der Kaiser in einem etwas verschiedenen Sinne an seinen Gesandten beim englischen Hofe geschrieben zu haben. „Desfaillant la force pour donner assistance à nostre-dicte cousine comme aussy vous sçavez qu 'elle deffault pour l'empeschement que l'on nous donne du coustel de France, nous ne véons

hergestellt war, ergriff der bedachtsame Kaiser die nothwendigen Maßregeln, es zu seinem eignen Besten zu kehren*).

Man glaubte allgemein, daß Maria ihrem jungen, schönen Vetter Courtenay, dem Earl von Devonshire, ihre Hand schenken werde, da sie ihn aus dem Gefängniß, worin er viele Jahre geschmachtet, befreit und ihn später mit ausgezeichneter Gunst behandelt hatte. Indem Karl dieß merkte, wies er seinen Minister beim Londoner Hofe, einen schlauen, intriganten Politiker**), an, die Neigung der Königin hinsichtlich dieses Gegenstandes zu sondiren, doch nicht etwa damit die Königin aufzubringen. Er sollte besonders bei den Vortheilen verweilen, welche die Königin von einer Verbindung mit einem mächtigen fremden Fürsten haben würde, und seines Herrn Rath hierin oder in irgend einer andern Sache, bei welcher sie Rath wünschen sollte, anbieten. Der Gesandte sollte sich dem Gegenstande über den Earl von Devonshire mit der größten Vorsicht nähern und sich erinnern, daß die Königin, wenn sie ihren Vetter gern hätte und wie andere Frauen wäre, durch Nichts, was er sagen möchte, davon abgebracht werden und auch nicht irgend

---

aulcun apparent moyen pour assheurer la personne de nostre-dicte cousine." L'Empereur à ses Ambassadeurs en Angleterre, 11 juillet, 1553, Papiers d'Etat de Granvelle, tom. IV. p. 25.

*) In einem Briefe an seinen Gesandten in London, datirt Juli 22, 1553, sollte der Gesandte in des Kaisers Namen der Königin Maria viel guten Rath hinsichtlich der Regierung ihres Königreiches ertheilen, und dann weist Karl ihn an, bei der Königin darauf anzuspielen, daß die Zeit gekommen wäre, da es denn gut für die Königin sein würde, sich mit einem Gemahl zu versorgen, und wenn in dieser Sache sein Rath von einigem Nutzen sein könnte, so würde sie dazu ganz willkommen sein. „Et aussy lui direz-vous qu'il sera besoin que pour etre soustenue audit royaulme, emparée et deffendue, mesmes en choses que ne sont de la profession de dâmes, ii sera très requis que tost elle prenne party de mariaige avec qui il luy semblera estre plus convenable, tenant regard à ce que dessus; et que s'il lui plaît nous faire part avant que s'y déterminer, nous ne fauldrons de, avec la sincérité de l'affection que lui portons, luy faire entendre libéralement, sur ce qu'elle voudra mettre en avant, nostre avis, et de l'ayder et favoriser en ce qu'elle se déterminera."

**) Granvelle, der dem Gesandten wegen der später von ihm im flandrischen Aufstande gespielten Rolle nicht gewogen ist, spielt häufig auf die Bedeutung von Renard's Namen (Reinecke) an, den er ganz bezeichnend für den Charakter desselben gehalten zu haben scheint.

eine Bemerkung darüber leicht verzeihen würde. Karl scheint in den Charakteren der Frauen ebenso, wie in denen der Männer, belesen gewesen zu sein, und man mag hinzufügen, daß er als natürliche Folge eine hohe Meinung von den Fähigkeiten des andern Geschlechts sich gebildet hatte. Zum Beweis davon übergab er nicht nur häufig Frauen die Regierung seiner Staaten, sondern betraute sie auch mit einigen seiner kitzlichsten politischen Unterhandlungen.

Wenn Maria wirklich jemals die ihr in Bezug auf Courtenay beigelegten Absichten gehegt hat, so muß sie sich bald überzeugt haben, daß seine leichtfertige Art zu ihrem ernsten Wesen übel passen würde. Wie aber auch dieß sein mag, so war sie doch sehr erfreut, als Renard auf ihre Vermählung anspielte, — „indem sie", sagt der Gesandte, „lachte, nicht bloß einmal, sondern mehrmals, und auf mich einen bezeichnenden Blick warf, welcher bewies, daß ihr der Gedanke sehr angenehm war, und indem sie zugleich deutlich zu verstehen gab, daß sie keine Lust habe, einen Engländer zu heirathen." Als Renard bei einer folgenden Unterhaltung die Bemerkung wagte, daß der Prinz von Spanien eine passende Partie wäre, drang Maria in ihn, indem sie sagte, daß „sie nie den Schmerz gefühlt, den die Leute Liebe hießen, noch jemals ans Heirathen gedacht, bis die Vorsehung sie auf den Thron erhoben hätte, und daß, wenn sie jetzt dazu einwilligte, dieß aus Rücksicht auf das öffentliche Wohl, ihren eignen Gefühlen entgegen, sein würde"; aber sie bat den Gesandten, den Kaiser ihres Wunsches zu versichern, ihm in Allem wie ihrem eignen Vater zu gehorchen und gefällig zu sein; doch wollte sie bemerken, daß sie das Thema ihrer Heirath nicht ihrem Ministerium vorlegen und daß die Frage bloß durch eine Mittheilung von ihm eröffnet werden könne.

Karl, der gleich Mariens Koketterie durchschaute, zögerte nun nicht länger, Philipp vorzuschlagen. Nachdem er das Benehmen der Königin in Bezug auf Courtenay gerühmt hatte, stellte er ihr die Vortheile vor, welche aus einer solchen fremden Verbindung, die sie auf dem Throne befestigte, erwachsen würden. Er erklärte in einem galanten und dabei sehr ergötzlichen Tone, daß er, wenn er nicht schon so alt und mit zunehmenden Schwächen behaftet wäre, nicht zaudern würde, sich selbst als Bewerber um sie vorzuschlagen. Das nächste

Beste wäre, ihr die seinem Herzen theuerste Person, seinen Sohn den Prinzen von Asturias, anzubieten. Er schloß mit der Abwürdigung des Gedankens, daß eine Empfehlung von ihm im Geringsten dem Gebrauche ihres bessern Urtheils zu nahe treten sollte *).

Renard sollte der Königin ferner die Wichtigkeit der Bekleidung an die Hand geben. Wenn sie der vorgeschlagenen Partie abgeneigt wäre, so würde es selbstverständlich von keinem Vortheile sein, das vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Wenn sie dagegen, wie der Kaiser wenig zweifelte, die Partie günstig ansähe, aber, ehe sie sich entschiede, Rath mit ihrem Cabinette zu halten wünschte, so sollte ihr Renard vom letzteren Schritte abreden und sie ermahnen, auf ihn zu vertrauen. Der bedachtsame Kaiser hatte für diese Instruktionen einen doppelten Beweggrund. Es ging damals gerade eine Verhandlung über eine Vermählung Philipp's mit der Infanta von Portugal vor sich, und Karl wollte vorher der Einwilligung Mariens sicher sein, ehe er der Sache eine solche Oeffentlichkeit gäbe, daß davon das portugiesische Verhältniß zerstört werden konnte, das ja immer noch für Philipp überbleiben

*) Simon Renard, der damalige kaiserliche Gesandte beim englischen Hofe, war in der Franche Comté geboren und führte im kaiserlichen Haushalte das Amt des maître aux requêtes. Obschon Renard ein Mann von einer faktiösen Richtung war, so war er doch, wie Granvelle's Korrespondent Morillon sagt, un bon politique und in vieler Beziehung zu der Mission, zu welcher er verwandt wurde, wohl geeignet. Seine Korrespondenz ist von einem unendlichen Werthe, denn sie zeigt die spanischen Züge in diesem verwickelten Spiele, das mit der Verbindung Mariens mit dem Erben der castilischen Monarchie endete. Sie ist im Brüsseler Archive aufbewahrt. Exemplare dieser Manuskripte, die sich auf fünf Foliobände belaufen, fand ich in der Sammlung des Kardinals Granvelle zu Besançon. Ein Theil von ihnen wurde Griffet bei der Ausarbeitung seiner „Nouveaux Eclaircissemens sur l'Histoire de Marie Reine d'Angleterre" geliehen. Leider unterließ Griffet, die Manuskripte zurückzustellen, und auf diese Weise ist in der Reihenfolge der Renard'schen Korrespondenz, die sich in den Granvelle'schen jetzt von der französischen Regierung veröffentlichten Papieren vorfindet, ein Spalt. Es wäre wünschenswerth, daß dieser Spalt aus dem Brüsseler Archiv vom Originale ausgefüllt worden wäre. Herr Tytler hat der Welt einen guten Dienst erwiesen, als er eine Auswahl von dem letzten Theile der Renard'schen Korrespondenz veröffentlichte, die auf Befehl der Recordkommission von den Manuskripten in Brüssel abgeschrieben worden war.

würde, falls er bei der englischen Königin nicht glücklich wäre*). Im Falle, daß sich Maria seines Sohnes Bewerbung günstig zeigte, wünschte Karl, der wußte, mit welcher Abneigung Ausländer vor allen andern Nationen von den Engländern betrachtet werden, Zeit zu erhalten, ehe er dem Ministerium Mariens Mittheilung machte. Bei einiger Aufschiebung hegte er keinen Zweifel, daß er die Mittel besitzen werde, eine genügende Anzahl dieses Kollegiums zur Unterstützung von Philipp's Ansprüchen überzuziehn**).

Diese Mittheilungen konnten nicht so geheim vor sich gehen, als daß nicht ein Gerücht davon die Ohren von Maria's Ministern und von Noailles, dem französischen Gesandten am Londoner Hofe, erreicht hätte***). Der letztere war ein thätiger und unbedenklicher Politiker, der mit Schrecken den Prospektus desjenigen Spaniens erblickte, das durch diese Allianz mit England gestärkt war; und demzufolge entschloß er sich, indem er den von seinem Hofe empfangenen Instruktionen folgte, Alles aufzubieten, um die Verbindung zu vereiteln. Der Minister der Königin nebst dem Kanzler Gardiner, dem Bischof von Westminster, empfand gegen die spanische Heirath ein ähnliches Widerstreben. Der

*) Die spanische Heirath scheint den Portugiesen ebenso, wie den Engländern, und wahrscheinlich fast aus gleichen Gründen zuwider gewesen zu sein. Siehe den Brief Granvelle's vom 14. August 1553. Ibid. p. 77.

**) „Et si la difficulté se treuvait aux conseillers pour leur intérez particulier, comme plus ilz sont intéressez, il pourrait estre que l'on aurait meilleur moyen de les gaigner, assheurant ceulx par le moyen desquelz la chose se pourrait conduyre, des principaulx offices et charges dudit royaulme, voyre et leur offrant appart sommes notables de deniers ou accroissance de rentes, priviléges et prérogatives.“ L'Empereur à Renard, 20 septembre, 1553. Ibid. p. 113.

***) Um die Negotiation geheimer weiter zu führen, wurden die Kollegen Renard's am englischen Hofe, die etwas unnöthig sich in die Sache zu mischen schienen, zurückgerufen, und die ganze Angelegenheit ward ausschließlich diesem Gesandten anvertraut, so wie dem Granvelle, dem Bischof von Arras, der ihm die Ansichten des Kaisers von Brüssel aus mittheilte. — „Et s'est résolu tant plus l'empereur rappeller voz collègues, afin que aulcung d'iceulx ne vous y traversa ou bien empescha s'y estang montrez peu affectionnez, et pour non si bien entendre le cours de ceste négotiation, et pour aussi que vous garderez mieulx le secret qu'est tant requis et ne se pourrait faire, passant ceste négotiation par plusieurs mains.“ L'Évêque d'Arras à Renard, 13. September 1553. Ebend. S. 103.

Name Spanier war fürchterlich geworden von der gewissenlosen Art, wie ihre Kriege, besonders in der Neuen Welt, während der gegenwärtigen Regierung geführt worden waren. Der Ehrgeiz und die weitschweifigen Besitzungen Karl's des Fünften machten ihn zu dem gefürchtetsten Herrscher in Europa. Die Engländer blickten mit Befürchtung auf eine so nahe Verbindung mit einem Fürsten, der für die Freiheiten seines eignen Landes zu wenig Rücksicht gezeigt hatte, um es wahrscheinlich zu machen, daß er oder sein Sohn diejenigen eines fremden respektiren würde. Vor Allem fürchteten sie den spanischen Fanatismus; und das düstere Szepter der Inquisition, die hinterherkam, machte selbst den guten Katholiken schaudern beim Gedanken an das Elend, das aus dieser, übler Vorbedeutung vollen Vereinigung entspringen konnte.

Noailles und dem Kanzler fiel es nicht schwer, ihr eignes Mißtrauen den gerade versammelten Parlamentsmitgliedern mitzutheilen. Im Unterhause wurde eine Petition an die Königin votirt, worin die Gemeinen zwar die unterthänigste Bitte vortrugen, daß die Königin zum Besten des Reiches heirathen möchte, aber sie zu gleicher Zeit anflehten, nach einem Gemahl nicht außer Landes zu gehen, sondern denselben aus ihren eignen Unterthanen zu erwählen.

Mariens Minister kannten ihren Charakter nicht so gut, wie Karl der Fünfte, als derselbe seinen Vertreter warnte, sich ihr nicht offen zu widersetzen. Die Opposition bestärkte sie nur noch mehr in ihrem ursprünglichen Vorhaben. In einer Privatunterredung mit Renard sagte sie zu ihm, daß sie von Gardiner's Intriguen in Kenntniß gesetzt wäre, und daß Noailles ebenfalls das Unmögliche thäte, um ihre Verbindung mit Philipp zu verhindern. „Aber sie sollen mit mir zu thun haben", setzte sie hinzu. Bald darauf nahm sie den Gesandten um Mitternacht mit in ihren Betsaal, kniete vor der Hostie nieder, und, nachdem sie die Hymne Veni Creator hergesagt hatte, verpflichtete sie sich feierlich, keinen andern Mann, als den Prinzen von Spanien, zum Gemahl zu nehmen*).

*) „Le soir du 30 Octobre, la reine fit venir en sa chambre, ou était exposé le saint sacrement, l'embassadeur de l'empereur, et après avoir dit le Veni creator,

Dieser Vorgang fand am dreißigsten Oktober Statt. Am siebzehnten des folgenden Monats machten die Gemeinen ihr in dem Palaste zu Whitehall, an welchen sie durch Unwohlsein gefesselt war, die Aufwartung und überreichten ihre Adresse. Anstatt ihnen, wie gewöhnlich, durch ihren Kanzler zu erwiedern, antwortete Maria in eigner Person. Sie sagte ihnen, daß sie ihre Krone von Gott empfangen, und daß sie ihn allein in einer so bedeutenden Sache um Rath angehen würde; sie habe nicht beschlossen zu heirathen; allein, da sie es ja als so nothwendig für das Wohl des Königreiches ansähen, so wollte sie es in Betracht ziehen. Es wäre eine Sache, welche Niemanden so sehr, wie sie selbst, beträfe. Aber sie möchten versichert sein, daß sie bei ihrer Wahl ganz so viel Rücksicht auf die Wohlfahrt ihres Volkes nehmen werde, als auf ihre eigne. Die Gemeinen, welche selten den Muth hatten, ihren Tudor-Fürsten zu widerstehen, erklärten sich mit dieser Versicherung zufrieden gestellt, und von diesem Augenblicke an hörte die Opposition aus diesem Quartiere auf.

Mariens Argumente wurden durch versöhnlichere, aber nicht minder wirksame Ueberredungskünste in der Gestalt von goldnen Kronen, goldnen Ketten und andern Gefälligkeitsbezeugungen ähnlicher Art, welche der spanische Gesandte freigebig unter die Glieder ihres Rathes vertheilte, unterstützt*).

Im folgenden Dezember verließ Brüssel eine feierliche Gesandtschaft, Marien die Aufwartung zu machen und ihr die Hand Philipp's anzubieten. An ihrer Spitze stand Lamoral, Graf Egmont, der flamändische Edle, der sich in spätern Jahren so sehr durch militärische Thaten, noch mehr aber durch seine Unfälle auszeichnete. Mit ihm waren eine Anzahl flamändischer Herren und ein glänzendes Chor von

---

lui dit qu'elle lui donnait en face dudit sacrement sa promesse d'épouser le prince d'Espagne, laquelle elle ne changerait jamais; qu'elle avait feint d'être malade les deux jours précédents, mais que sa maladie avait été causée par le travail qu'elle avait eu pour prendre cette résolution." Manuskr. im belgischen Archiv, citirt von Mignet, Charles-Quint, S. 78, Anm.

*) „Le dit Lieutenant a fait fondre quatre mil escuz pour chaines, et les autres mil se repartiront en argent, comme l'on trouvera mieulx convenir." Renard, ap. Tytler, Eduard der Sechste und Maria, Band II., S. 325.

Klienten. Er landete in Kent, wo das Gerücht umging, es sei Philipp selbst, und so allgemein war der Abscheu vor der spanischen Heirath unter dem Volke, daß dem Gesandten hart mitgespielt worden sein würde, wäre der Irrthum nicht entdeckt worden. Egmont segelte die Themse hinauf und landete im Towerwerfte am zweiten Januar 1554. Er wurde von Lord William Howard und einigen andern großen englischen Edlen in allen Ehren empfangen und in großem Staate nach Westminster geleitet, wo ihm der Tisch auf Kosten der Stadt gedeckt wurde. Gardiner unterhielt die Gesandtschaft mit einem aufwandreichen Gastmahle, und am nächsten Tage begab sich Egmont mit Gefolge nach Hampton-Court, „wo sie", sagt die Chronik, „gut bewirthet wurden, jagen gingen und so erpicht auf die Vernichtung des Wildes waren, daß sie nicht billig mit dem Leben desselben verfuhren; denn", klagt sie mürrisch, „sie tödteten Stumpf und Stiel mit Hand und Schwert."

Am zwölften ward der flamändische Graf der Königin vorgestellt und übermachte ihr von Philipp's wegen Heirathsvorschläge. Maria, die wahrscheinlich genug entgegen gekommen zu sein glaubte, nahm jetzt eine zurückhaltendere Miene an. „Es paßte", sagte sie, „nicht für eine jungfräuliche Königin, also öffentlich auf einen so delikaten Gegenstand, wie ihre eigne Vermählung, einzugehn. Dieß würde besser von ihren Ministern, denen sie Mittheilung machen wollte, gethan werden. Aber", sagte sie, indem sie ihre Augen auf ihren Fingerring niederschlug, „das wollte sie ihm zu verstehen geben, daß ihr Reich ihr erster Gemahl sein, und Nichts sie bewegen würde, den bei ihrer Krönung geschworenen Eid zu verletzen."

Ungeachtet dieser Ziererei hatte Maria doch schon eine solche Voreingenommenheit für ihren beabsichtigten Gemahl bewiesen, daß letztere die Aufmerksamkeit der Höflinge erweckte, von denen einer dieselbe einem Bildnisse Philipp's zuschreibt, in welches sich Maria „stark verliebt" hatte. Daß ihr ein solches Gemälde übersandt worden war, geht aus einem Briefe von Philipp's Tante, der Regentin der Niederlande, hervor, worin diese der englischen Königin mittheilt, daß sie ihr ein Bildniß des Prinzen von der Hand Titian's gesandt hat, welches sie ihr zurückstellen sollte, sobald sie im Besitze des lebendigen Originals

sein würde. Es war etwa, sagte sie, drei Jahre vorher abgenommen worden und wurde für ein gutes Konterfei gehalten, obschon es, wie bei andern Bildnissen von diesem Meister, nöthig sein würde, um die Aehnlichkeit zu gewahren, es aus der Ferne zu betrachten.

Der Heirathsvertrag ward unter des Kanzlers Leitung mit großer Umsicht entworfen. Es wird nothwendig sein, bloß die wichtigsten Bestimmungen zu bemerken. Es wurde festgesetzt, daß Philipp die Gesetze Englands respektiren und jeden Menschen im vollen Besitze seiner Rechte und Schadlosigkeiten belassen sollte. Die Macht zur Uebertragung von Titeln, Ehren, Vortheilen und Stellen aller Art ward der Königin vorbehalten. Ausländer sollten von den Aemtern ausgeschlossen sein. Der Sprößling der Ehe, wenn ein Sohn, sollte in der englischen Krone und den spanischen Besitzungen von Burgund und den Niederlanden nachfolgen. Aber im Falle des Todes von Don Carlos, Philipp's Sohn, sollte der Stamm der gegenwärtigen Heirath zu der früheren Erbschaft noch Spanien mit Zubehörungen hinzu erhalten. Die Königin sollte ihr Königreich nicht ohne ihren ausdrücklichen Wunsch verlassen. Ihre Kinder durften nicht ohne die Bewilligung der Edlen hinausgenommen werden. Im Falle von Mariens Tode hatte Philipp keinen Anspruch zu machen, an der Regierung des Landes Theil zu nehmen. Ferner war vorgesehen, daß Philipp die Nation nicht in seine Kriege mit Frankreich verwirren, sondern streben sollte, dieselben freundlichen, jetzt zwischen beiden Ländern waltenden Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Solchergestalt waren die vorsichtigen Bestimmungen dieses Vertrags, der mehr wie ein Defensivvertrag zur Vertheidigung gegen einen Feind, denn wie ein Heirathskontrakt aussah. Die Worte des Instrumentes waren mit einer Sorgfalt gewählt, welche der Umsicht der Verfasser alle Ehre machte. Alles, was Pergament thun konnte, war gethan, die Unabhängigkeit der Krone, wie auch die Freiheiten des Volkes sicher zu stellen. „Aber", fragte bei der Gelegenheit ein Parlamentsredner, „wenn die Verbindlichkeit verletzt wird, wer soll alsdann die Verbindlichkeit einklagen?" Jeder denkende Engländer mußte die Unwirksamkeit jeder Philipp abgepreßten Garantie einsehen, da letzterer, einmal mit Maria vereinigt, auf wenig Schwierigkeit stoßen

würde, ein verliebtes und gehorsames Weib zum Sanktioniren seiner eignen Politik zu überreden, wenn auch diese den wahren Interessen des Königreichs nachtheilig sein möchte.

Kaum war der Heirathsvertrag veröffentlicht, als sich die vorher theilweise enthüllte Unzufriedenheit des Volks offen durchs Land zeigte. Anschläge wurden angeheftet, Schmähschriften geschrieben, die die Minister der Königin herunterzogen und die Spanier verspotteten; vorbedeutungsvolle Stimmen, die den Ruin der Monarchie weissagten, aus alten, verfallenen Gebäuden gehört. Sogar die Kinder ließen sich von dem Eifer ihrer Väter anstecken. Sie machten Spiele, worin die Engländer im Kampfe mit den Spaniern vorkamen, und in einem derselben entkam ein unglücklicher Balg, der die Rolle Philipp's spielte, kaum lebendig den Händen seiner erpichten Kameraden*).

Aber etwas Ernsteres als Kinderspiel zeigte sich in drei verschiedenen Empörungen, die in unterschiedlichen Theilen des Königreichs ausbrachen. Die fürchterlichste von ihnen war die von Sir Thomas Wyatt geleitete, der der Sohn des berühmten Dichters gleiches Namens war. Sie kam schnell auf, und die Zahl der Aufständischen wurde stark vermehrt durch den Zutritt einer beträchtlichen Abtheilung des königlichen Heeres, die ihre Fahnen verließ und sich den nämlichen Männern zugesellte, gegen die sie gesandt war. So verstärkt rückte Wyatt auf London los. Alles war dort mit Muthlosigkeit erfüllt, Alles — bis auf die unerschrockene Königin, die so viel Geistesgegenwart und Gleichgültigkeit gegen die Gefahr zeigte, als ob das bloß ein gewöhnlicher Tumult gewesen wäre.

Indem sie sich auf der Stelle in die City begab, traf sie mit dem Volke in Guildhall zusammen, und hielt an dasselbe eine begeisterte Anrede, die auf den Seiten Holinshed's aufbewahrt worden ist. Selbige schloß, indem sie auf die Ursache der Schwierigkeiten anspielte, in folgender kühnen Wendung: — „Und sicherlich, wenn ich gewußt

---

*) „Par la,“ fügt Noailles, der die Geschichte erzählt, hinzu: „vous pouvez veoir comme le prince d'Espagne sera le bien venu en ce pays, puisque les enfans le logent au gibet.“ Ambassades de Noailles, tom. III. p. 130.

oder gedacht hätte, daß diese Ehe sich für irgend welche von Euch in Gefahr oder Verlust verwandeln sollte, meine treuen Unterthanen, oder aber in den Nachtheil oder die Beeinträchtigung irgend eines Theiles oder Gebietes des königlichen Staates in diesem Reiche England, so würde ich nie darein gewilligt, noch würde ich je, so lange ich lebte, geheirathet haben. Und bei dem Worte einer Königin verspreche und versichere ich Euch, daß, wenn es dem Adel und den Gemeinen, in dem hohen Parlamentshofe, nicht als wahrscheinlich vorkommen will, daß diese Heirath zum Nutzen und zur Gemächlichkeit des sämmtlichen Reiches sein wird: daß ich dann abstehen will nicht nur von dieser Ehe, sondern auch von jeder andern, von welcher diesem sehr edlen Reiche Gefahr entspringen kann. Deßhalb faßt jetzt als gute und getreue Unterthanen wieder Herz, und steht als rechte Männer fest bei Eurer gesetzlichen Fürstin gegen diese Rebellen, beides unsere und Eure Feinde, und fürchtet sie nicht; denn ich versichere Euch, ich fürchte sie keineswegs!" Der muthige Geist der Königin theilte sich ihrer Zuhörerschaft mit, und in einigen wenigen Stunden ließen sich zwanzig tausend Bürger unter die königlichen Fahnen einschreiben.

Mittlerweile setzte das Rebellenheer seinen Marsch fort, und es kam bald Nachricht, daß Wyatt auf dem entgegengesetzten Ufer der Themse stände; hernach, daß er den Fluß überschritten hätte. Bald kündigte sich seine Anwesenheit durch die Flucht einer guten Anzahl Königlicher an, worunter Courtenay war, der vor dem Feinde mit einer Eile davon ritt, welche seiner Tapferkeit wenig zur Ehre gereichte. Alles war jetzt wieder in Bestürzung. Die zum Hofe gehörigen Lords und Ladies schaarten sich zu Whitehall um die Königin, gleich als ob sie bei deren männlicherem Wesen Hülfe suchen wollten. Ihre Minister ließen sich auf die Kniee vor ihr nieder, daß sie Zuflucht im Tower als dem einzigen sichern Orte suchen möchte. Maria lächelte verächtlich über den kleinmüthigen Antrag und beschloß, zu bleiben, wo sie war und den Ausgang abzuwarten.

Dieser blieb nicht lange aus. Wyatt drang mit einem verzweifelten Muthe bis Ludgate vor, wurde aber von seinen Anhängern nicht gut unterstützt. Die Wenigen, welche treu blieben, wurden umringt und durch die Menge überwältigt. Wyatt ward zum Gefangenen

gemacht und die ganze rebellische Rotte geworfen und zerstreut. Durch diesen Sieg über ihre Feinde befestigte sich Maria mehr, denn je, auf dem Throne. Von nun an traf die spanische Heirath auf keinen Widerstand weiter im Volke; eben so wenig im Parlamente.

Dennoch fühlte der Kaiser nach dieser ernsten Kundgebung von Feindseligkeit gegen seinen Sohn eine natürliche Unruhe wegen dessen persönlicher Sicherheit: was es ihm wünschenswerth machte, erst eine bestimmte Gewährleistung zu empfangen, ehe er denselben den unruhigen Insulanern anvertraute. Er schrieb an seinen Gesandten, daß selbiger eine solche Sicherheit von der Regierung verlangen möchte. Aber es konnte keine bessere, als das königliche Versprechen gegeben werden, daß Alles gethan werden sollte, um des Prinzen Sicherheit zu vergewissern. Renard war sehr bestürzt. Er fühlte die Verantwortlichkeit seiner eignen Lage. Er lehnte es ab, für das ruhige Betragen der Engländer einzustehen; aber er meinte, die Sache wäre schon zu weit vorgerückt, als daß Spanien sie noch rückgängig machen könnte. Ferner schrieb er an Karln wie an Philipp die Anempfehlung, daß der Prinz kein größeres spanisches Gefolge, als nöthig wäre, mit sich bringen sollte, und daß ihn die Frauen seiner Edlen — denn er scheint das andere Geschlecht als die Wurzel des Uebels angesehen zu haben — nicht begleiten möchten. Vor Allem drang er in Philipp und sein Gefolge, alle castilianische hauteur bei Seite zu legen und versöhnliche Sitten, die die Eifersucht der Engländer entwaffnen könnten, anzunehmen.

Viertes Kapitel.

Die englische Allianz.

Mariens Verlöbniß. — Joanna, Regentin von Castilien. — Philipp schifft sich nach England ein. — Sein glänzender Empfang. — Vermählung Philipp's mit Marien. — Die königliche Bewirthung. — Philipp's Einfluß. — Die katholische Kirche wieder hergestellt. — Philipp's Abreise.

1554, 1555.

Im Monat März 1554 kam Graf Egmont in England auf einer zweiten Gesandtschaft an, damit er die Ratifikationen des Heirathsvertrages austauschte. Er kam in demselben Staate, wie zuvor und ward von der Königin in Gegenwart ihres Rathes empfangen. Die Ceremonie wurde mit großer Feierlichkeit ausgeführt. Maria knieete nieder und rief Gott zum Zeugen an, daß beim Abschlusse dieser Ehe sie von keinem Beweggrunde einer sinnlichen oder weltlichen Art, sondern vom Wunsche, die Wohlfahrt und Ruhe des Königreichs zu sichern, geleitet worden wäre. Ihrem Königreiche habe sie zuerst Treue versprochen, und sie hoffte, daß der Himmel ihr Stärke geben wollte, den bei ihrer Krönung geschworenen Eid unverletzt zu halten.

Dieß sprach sie mit so vieler Anmuth, daß alle Anwesenden, sagt Renard, (der unter ihnen war,) zu Thränen gerührt wurden. Dann wurden die Ratifikationen ausgewechselt und von den Vertretern Spaniens und Englands in Gegenwart der Hostie beschworen; worauf Maria, wiederum knieend, die Anwesenden aufrief, mit ihr vereint zum Allmächtigen zu beten, auf daß derselbe sie befähigen wolle, die Artikel des Vertrags treu zu halten, und daß er ihre Ehe zu einer glücklichen machen möge.

Hernach überreichte der Graf Egmont der Königin einen Diamantring, den ihr der Kaiser geschickt hatte. Maria steckte ihn an den Finger und zeigte ihn den Anwesenden, „und gewißlich," ruft

der spanische Gesandte aus, „der Juwel war köstlich und wohl der Bewunderung werth.“ Ehe Egmont nach Spanien abreiste, fragte er Maria, ob sie ihm für den Prinzen Philipp eine Botschaft anvertrauen wollte. Die Königin entgegnete, „er möge dem Prinzen ihre geneigtesten Empfehlungen übermachen und denselben versichern, daß sie stets bereit sein werde, mit ihm in solchen Sachen der Freundschaft zu eifern, welche einem liebenden und gehorsamen Weibe geziemten.“ Gefragt, ob sie ihm schreiben wollte, antwortete sie: „Nicht bevor er die Korrespondenz angefangen hat.“

Dieß leitet uns zur Kenntniß einer kleinen sehr bezeichnenden Thatsache. Bis dahin hatte Philipp weder geschrieben, noch überhaupt seiner Gebieterin ein einziges Zeichen der Hochachtung übersandt. Dieß Alles war seinem Vater überlassen geblieben. Karl hatte die Ehe angeordnet, hatte um die Braut geworben, hatte ihre hauptsächlichen Rathgeber gewonnen, kurz, er hatte das ganze Minnen besorgt. Auch soll die Neigung Philipp's eine andere Richtung genommen haben, der zufolge er seine königliche Verwandte, Maria von Portugal, lieber vorgezogen hätte. Wie sich das aber auch verhalten mag, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er etwa eine große Genugthuung bei dem Prospektus fühlte, mit einer Frau vereinigt zu werden, die elf Jahr älter, als er selbst war, und deren persönliche Reize, so groß dieselben auch einst gewesen sein mochten, lange schon unter den Wirkungen der Krankheit und angeborener Schwermuth dahingewelkt waren. Aber er liebte die Macht, und welche Bedenken er auch für sich selbst unterhalten haben mag, so wurden dieselben doch vor den Wünschen seines Vaters zum Stillschweigen gebracht*). „Gleich einem zweiten Isaak,“

*) Philipp würde es lieber gesehen haben, wenn Karl seine ursprüngliche Absicht, Marien selbst zu heirathen, ausgeführt hätte. Aber ohne Murren fügte er sich in die von seinem Vater für ihn getroffene Wahl. Mignet bringt eine Stelle aus einem Briefe Philipp's an den Kaiser darüber, welche zeigt, daß Philipp ein Muster kindlichen Gehorsams war. Der Brief findet sich in Gonzales unveröffentlichtem Buche, Retiro y Estancia de Carlos Quinto, abgeschrieben. — „Y que pues piensan proponer su matrimonio con Vuestra Magestad, hallandose en disposicion para ello, esto seria lo mas acertado. Pero en caso que Vuestra Magestad está en lo

ruft Sandoval voll Bewunderung für sein Betragen aus, „opferte er sich auf dem Altare kindlicher Pflicht.“ Die nämliche stille Ergebenheit, welche Philipp in dieser heikligen Sache seinem Vater bewies, erhielt er später unter ähnlichen Umständen von seinem Sohne geleistet.

Nachdem die Heirathsartikel gut geheißen worden waren, sandte Philipp durch einen spanischen Edlen aus hohem Range, den Marquis de las Navas, der englischen Königin einen prächtigen Juwel*). Der Marquis, welcher von Biscaya mit einem Geschwader von vier Schiffen übersetzte, landete in Plymouth, und zu ihm stieß, als er London zureiste, der junge Lord Herbert, der Sohn des Earl von Pembroke, der ihn mit einem Geleite von hundert berittenen Edelleuten nach seinem Familiensitze in Wiltshire brachte. „Und als sie mit einander gen Wilton ritten,“ sagt einer davon, Lord Edmund Dudley, „so gab es gewisse Hasenrennen, was so vergnüglich war, daß der Marquis sich sehr darüber freute, den Lauf so leicht festgesetzt zu finden. Was des Marquis gute Bewirthung anbelangt, sowohl des Nachts beim Abendessen wie am nächsten Morgen bei seinem Frühstück, so war dieselbe wahrhaftig in solchem Ueberfluß da, daß man sich nicht wenig bei der Betrachtung wunderte, wie eine so große Vorbereitung innerhalb einer so kurzen Frist gemacht werden konnte . . . Es war gewiß keine geringe Erleichterung für mein Herz, als ich sah, daß alle Dinge so ehrenhaft verwandt wurden zur Ehre und zum Dienste der Majestät der Königin**).“

Mittlerweile traf Philipp Anstalt Spanien zu verlassen und für

---

que me escribe y le pareciere tratar de lo que à mi toca, ya Vuestra Magestad sabe que, como tan obediente hijo, no he tener mas voluntad que la suya; cuanto mas siendo este negocio de importancia y calidad que es. Y asi me ha parecido remitirlo à Vuestra Magestad para que en todo haya lo que le pareciera, y fuere servido.“

*) Ein einziger Diamant in dem Schmucke, welchen Philipp der Königin sandte, ward auf achtzig tausend Kronen abgeschätzt.

**) Der im Texte erwähnte junge Lord Herbert wurde später jener Earl von Pembroke, welcher in zweiter Heirath sich mit der berühmten Schwester von Sir Philipp Sidney vermählte. Er widmete ihr die „Arcadia,“ — vielleicht weniger durch diese Widmung, als durch die Aufschrift Ben Jonson's auf ihrem Denkmale im Dome zu Salisbury berühmt.

eine Regierung des Landes während seiner Abwesenheit zu sorgen. Der Kaiser entschied sich für die Betrauung seiner Tochter, der Prinzessin Joanna, mit der Regentschaft. Sie war etwa anderthalb Jahre zuvor nach Portugal als die Braut des Erben dieses Königreichs gegangen. Allein die schöne Hoffnung, zu welcher diese Verbindung berechtigte, ward vereitelt durch den unzeitigen, am zweiten Januar 1554 erfolgenden Tod ihres Lebensgefährten. Drei Wochen darauf gebar die unglückliche Witwe einen Sohn, den berühmten Don Sebastian, dessen Don Quixott'sche Abenteuer ihm einen verbreitetern Ruhm verliehen haben, als von manchem weiseren Herrscher genossen wird. Nach der traurigen Einbuße, welche Joannen befallen hatte, ergab sie sich nicht ohne Anstrengung in die Wünsche ihres Vaters und gab ihre Einwilligung zu der Uebernahme der Pflichten des öffentlichen Lebens. Im Juli verließ sie Lissabon, die Schaubühne früher Freuden und auf immer vereitelter Hoffnungen, — und kehrte zum Bedauern des ganzen Hofes mit einem fürstlichen Geleite nach Castilien zurück. An der Gränze wurde sie vom Könige, ihrem Bruder, empfangen, der sie nach Valladolid brachte. Hier ward sie mit der nöthigen Feierlichkeit in ihre Würde als Regentin eingesetzt. Ihr wurde in der Regierung ein Staatsrath beigesellt. Derselbe bestand aus den geachtetsten Männern mit dem Erzbischofe von Sevilla an der Spitze. Von diesem Kollegium sollte Joanna berathen und überhaupt in allen Sachen von Bedeutung geleitet werden. Bei seiner Abreise hinterließ Philipp seiner Schwester einen großen Brief mit Instruktionen für die in der Verwaltung, zumal in religiösen Angelegenheiten, zu befolgende Politik.

Joanna scheint eine kluge, tugendhafte Frau gewesen zu sein, also die Eigenschaften besessen zu haben, welche dem weiblichen Geschlechte ihrer Abkunft eigenthümlich waren. Sie war für die Klöster und hohen Schulen eine freigebige Wohlthäterin, und die eingeschlossenen Bewohner derselben bezeigten ihre Dankbarkeit durch die verschwenderischeste Ausschmückung ihrer Einöden. Sie besaß eine etwas eigne Gewohnheit. Sie pflegte nämlich bei Ertheilung von Audienz an fremde Gesandte ihren Schleier herunterzulassen. Um alle Zweifel hinsichtlich der Identität ihrer Person zu benehmen, begann sie die

Audienz mit der Lüftung ihres Schleiers, indem sie sagte: „Bin ich nicht die Prinzessin?“ Alsdann verdeckte sie wieder ihr Gesicht, und die Konferenz dauerte fort, ohne daß sie ihr Antlitz weiter gezeigt hätte. „Es war,“ sagt in einem beilegenden Sinne ihr Biograph, „um zu hören, nicht nöthig, das Gesicht zu enthüllen.“ Vielleicht betrachtete Joanna diese Zurückhaltung als passend für ihre Trauerzeit und bezweckte damit ein Zeichen der Ehrfurcht für das Gedächtniß ihres verblichenen Gemahls. In jedem andern Sinne müßten wir vermuthen, daß in ihre Konstitution eine Ader von derselben Verrücktheit eingedrungen wäre, welche einen so großen Theil des Lebens ihrer Großmutter und Namensschwester, der Joanna von Castilien, verdunkelt hatte.

Ehe Philipp Castilien verließ, errichtete er eine besondere Schule für seinen Sohn Don Carlos, und stellte dessen Erziehung unter die Sorge eines Lehrers, Namens Luis de Vives, eines Scholaren, der nicht mit seinem Namensvetter, dem gelehrten Erzieher Mariens von England, verwechselt werden darf. Nachdem Philipp seine Einrichtungen getroffen hatte, brach er nach dem Platze seiner Einschiffung im Norden auf. Er verlebte einige Tage zu Compostella, indem er dem Schutzheiligen Spaniens seine Andacht verrichtete, dessen Schrein die Zeiten des Mittelalters hindurch der beliebteste Wallfahrtsort für die Pilgrime aus den westlichen Theilen der Christenheit gewesen war.

Noch zu Compostella unterzeichnete Philipp den Ehevertrag, der von England durch den Herzog von Bedford überbracht worden war. Hierauf begab er sich nach Corunna, wo eine Flotte von mehr als hundert Schiffen vor Anker lag, bereit ihn aufzunehmen. Sie stand unter dem Befehle des Admirals von Castilien, und hatte neben einer vollständigen Zahl Seeleute vier tausend der besten spanischen Truppen am Verdeck. Den elften Juli schiffte sich Philipp mit seinem zahlreichen Gefolge ein. Man konnte darunter, zusammen mit den flamändischen Grafen Egmont und Hoorne, die Herzöge von Alva und Medina Cöli, den Fürsten von Eboli, kurz, die Blüthe des castilischen Adels sehen. Sie kamen begleitet von ihren Frauen und Vasallen, Spielleuten und Possenreißern, und einem Haufen nichts-

thuenden Gefolges, um damit die Pracht des Aufzuges zu erhöhen und ihrem königlichen Herren Ehre zu erweisen. Dennoch hatte der spanische Gesandte zu London Philipp ausdrücklich anempfohlen, daß seine Höflinge ihre Damen zu Hause lassen, und in so einfacher Erscheinung als möglich kommen möchten, um nicht die Eifersucht der Engländer zu erwecken.

Nach einer angenehmen Reise von einigen Tagen wurde das spanische Geschwader der vereinigten Flotten von England und Flandern unter dem Oberbefehle des Lord Admirals Howard ansichtig, der in dem englischen Kanale kreuzte, um den Prinzen zu treffen und ihn nach der englischen Küste zu bringen. Der Admiral scheint ein plumper Geselle gewesen zu sein, der seine Gedanken mit mehr Aufrichtigkeit, als Höflichkeit aussprach. Er beleidigte die Flamänder sehr, indem er ihre Schiffe mit Muschelschalen verglich. Er soll sogar bei der Annäherung an Philipp's Geschwader eine Kanone abgefeuert haben, um dasselbe zum Einziehen des Marssegels zur Anerkennung der Ueberlegenheit der Engländer in den „kleinen Meeren" zu zwingen. Aber das ist wahrscheinlich eine Prahlerei eines englischen Schriftstellers, da es ja kaum möglich ist, daß der stolze Spanier jener Zeit ein solches Zugeständniß gemacht haben würde und um so mehr, da man nicht annehmen kann, daß der britische Oberbefehlshaber so unhöflich gewesen sein würde, das bei dieser Gelegenheit zu fordern.

Am neunzehnten Juli liefen die Schiffe in dem Hafen von Southampton vor Anker. Bald konnte man eine Menge Barken von der Küste abstoßen sehen; eine davon, geschützt von einer reichen Dachung und prächtig mit gewirktem Gold ausgefüttert, war mit Seeleuten bemannt, deren Kleidung in Weiß und Grün die königliche Livree anzeigte. Es war die für Philipp bestimmte Barke der Königin, während die übrigen Boote, die alle festlich geschmückt waren, seine Edlen und deren Gefolge aufnahmen.

Der spanische Fürst wurde bei seiner Landung von einer trefflichen Kompagnie englischer Lords begrüßt, die versammelt waren, um ihm ihren Respekt zu bezeigen. Der Earl von Arundel überreichte ihm im Namen der Königin die herrlichen Insignien des Strumpfband-

ordens*). Philipp's Kleidung war, wie gewöhnlich, von schlichtem schwarzen Sammet, und er trug ein Barret, das nach damaliger Mode mit goldnen Ketten verziert war. Auf Mariens Befehl stand ein muthiger andalusischer Zelter für ihn bereit, auf den Philipp sich augenblicklich schwang. Er war ein guter Reiter und gefiel dem Volke durch seine ritterliche Haltung und durch die anmuthige Art, womit er das Pferd regierte.

Der königliche Zug ging dann vorwärts nach der alten Kirche des heiligen Stabes, wo Messe gelesen und für die glückliche Reise Dank dargebracht wurde. Hierauf begab sich Philipp nach den Räumlichkeiten, die während seines Verweilens in der Stadt für ihn bestimmt waren. Sie waren mit Aufwand ausgestattet, und die Wände waren mit Tapezerei behangen, welche das Thun des königlichen Streiters, Heinrich des Achten, darstellte. Unter andern Inschriften ihm zu Ehren konnte man eine sehen, welche ihn das „Haupt der Kirche" und den „Vertheidiger des Glaubens" nannte: — Worte, die, da sie wahrscheinlich lateinisch waren, bei den Spaniern nicht unbemerkt bleiben konnten.

Die Nachricht von Philipp's Landung ward in London mit allen Freudenbezeugungen empfangen. Die Kanonen feuerten, die Glocken läuteten, Prozessionen gingen in die Kirchen, Freudenfeuer brannten in allen Hauptstraßen, und in den Squares (öffentlichen Plätzen) standen Tafeln, beladen mit Labsal, und der Wein und das Ale floß für alle Herbeikommenden wie Wasser im Ueberfluß. Kurz, die City überließ sich einem allgemeinen Jubel, als ob man die Rückkehr irgend eines siegreichen Alleinherrschers in seine Besitzungen, nicht aber den Mann feierte, dessen Name neulich der Gegenstand einer so allgemeinen Verwünschung gewesen war. Maria erließ sogleich Befehl, daß sich ihre Edlen in Bereitschaft halten sollten, sie nach Winchester, wo sie den Prinzen empfangen wollte, zu begleiten, und am einundzwanzigsten

---

*) „L'ordre de la Jaretiere, que la Royne et les Chevaliers ont concludz luy donner; et en a fait faire une la Royne, qu' est estimée sept ou huict mil escuz, et joinctement fait faire plusieurs riches habillemens pour son Altese". — Brief Renard's.

Juli hielt sie ihren Einzug in jene Residenz, und schlug ihren Aufenthalt im erzbischöflichen Palaste auf.

Während der wenigen Tage, die Philipp in Southampton verweilte, ritt er oft aus und zeigte sich häufig dem Volke. Die vor seiner Reise empfangene Nachricht über den Zustand der öffentlichen Stimmung hatte ihm eine natürliche Befürchtung für seine Sicherheit eingeflößt. Deßhalb scheint er anfangs beschlossen zu haben, eine solche Herablassung und überhaupt ein solch' leutseliges Benehmen anzunehmen, welches die Eifersucht der Engländer entwaffnen und ihm wo möglich deren Zuneigung gewinnen könnte. Hierbei scheint er sehr glücklich gewesen zu sein, wiewohl einige Stolzere von der Aristokratie, weil er seine Kopfbedeckung nicht abnahm, eine Ausnahme davon gemacht zu haben scheinen. Daß er aber sich in einem solchen Grade Zwang anthat, wobei er seiner natürlichen Stimmung nachgegeben zu haben scheint, ist ein guter Beleg für die Stärke seiner Befürchtungen*).

Die von Philipp den Engländern erwiesene Gunst machte seine eignen Edlen mißmuthig. Noch ärgerlicher aber waren sie über die strenge Auslegung des einen Heirathsartikels, wonach einige Hundert ihres Aufwartegefolges als Ausländer am Landen verhindert, oder, nachdem dieß geschehen, zur Wiedereinschiffung und Rückkehr nach Spanien gezwungen wurden**). So oft Philipp ausritt, war er von Engländern begleitet. Von Engländern wurde ihm bei Tische aufgewartet. Er frühstückte und speiste öffentlich, was nur wenig nach seinem Geschmack war. Nach englischer Sitte brachte er Gesundheiten aus und ermunterte die Spanier, wenn er das starke Ale des Landes zechte, ein Gleiches zu thun.

---

*) Der Wechsel in Philipp's Benehmen scheint allgemeine Aufmerksamkeit erregt zu haben. Wir finden, daß Wotton, der Gesandte am französischen Hofe, in einem seiner Briefe spricht, das Gerücht davon sei zu seinen Ohren gelangt. Wotton an Sir Petre, 10. August 1554. Manuskript.

**) Zufolge Noailles verbot Philipp den Spaniern, die Schiffe zu verlassen, bei Strafe des Hängens, wenn sie den Fuß ans Land setzten. Dieß hieß den Bestimmungen des Heirathsvertrags Gewalt anthun.

Am drei und zwanzigsten des Monats gelangte der Earl of Pembroke mit einem glänzenden Gefolge von zweihundert berittenen Gentlemen an, um den Prinzen nach Winchester zu geleiten. Ferner war derselbe von einer Abtheilung englischer Bogenschützen begleitet, deren Waffenröcke von gelbem, mit rothem Sammetbesatz gestreiftem Tuche die buntscheckige Livree des Hauses Aragonien zur Schau trugen. Es war ein ungünstiger Tag. Ein starker Regen fiel in solchen Strömen hernieder, daß er den Enthusiasmus eines feurigeren Liebhabers, als Philipp's, hätte abkühlen können. Aber dieser war ein zu tapferer Kavalier, als daß ihn die Elemente eingeschüchtert hätten. Die an sich nicht große Entfernung ward zu Pferde zurückgelegt: in der gewöhnlichen Transportweise zu einer Zeit, da die Wege für Wägen beinahe unzugänglich waren.

Philipp war nicht weit mit seinem Gefolge vorgerückt, als auf sie ein Kourier losgesprengt kam, der einen von Marien ihrem Geliebten gesandten Ring überbrachte, nebst der Bitte, daß er sich nicht dem Wetter aussetzen, sondern seine Abreise auf den folgenden Tag verschieben möge. Der Prinz verstand den englisch redenden Boten nicht, und da er den Verdacht hegte, daß ihn Maria damit vor irgend einer Gefahr unterwegs warnen wollte, ritt er auf der Stelle auf die Seite der Straße, und pflog mit Alva und Egmont Rathes, was wohl zu thun sei. Einer der Höflinge, welcher seine Verlegenheit gewahrte, ritt herbei und machte den Prinzen mit dem eigentlichen Zwecke der Botschaft bekannt. Nun von seinem Schrecken befreit zögerte Philipp nicht länger, sondern trieb, indem er mit seinem rothen Filzmantel eng umwickelt und ein breiter Castorhut über seine Augen hereingedrückt war, dem Wetter zum Trotz vorwärts.

Sowie er weiter kam, gelangte zu seinem Gefolge von der benachbarten Gentry und Yeomanry (Landmiliz) Zuwachs hinzu, bis sich dasselbe, ehe er Winchester erreichte, auf einige Tausend belief. Es war spät Nachmittags, als die Reiter erschöpft von der Reise und völlig durchnäßt vom Regen vor den Thoren der City anlangten. Der Mayor und die Rathsglieder, gekleidet in ihre scharlachenen Gewänder, kamen, um den Prinzen zu bewillkommnen und ihn, indem sie ihm die Schlüssel der Stadt darreichten, zu seinen Räumlichkeiten zu führen.

Diesen Abend kam Philipp zum ersten Male mit Maria zusammen. Es war privatim, und er wurde nach ihrer Wohnung vom Kanzler Gardiner, dem Bischof von Winchester, gebracht. Das königliche Paar verweilte eine Stunde oder darüber bei einander: und, da Maria fließend castilisch sprach, muß der Zusammenkunft viel von der Verlegenheit erspart worden sein, die sonst obgewaltet hätte*).

Am folgenden Tage trafen sich beide Theile öffentlich. Mit Philipp waren die vorzüglichen Personen beiden Geschlechts von seinem Gefolge, und als der Zug, der einen trefflichen Anblick gewährte, zu Fuß durch die Straßen ging, spielten die Spielleute vor ihnen auf, bis sie die königliche Wohnung erreichten. Als Empfangssaal diente die große Halle des Palastes. Indem Maria vorschritt, um ihren Vertrauten zu empfangen, grüßte sie ihn mit einem Liebeskusse vor allen Anwesenden. Dann führte sie ihn nach einer Art Thron, wo sie unter einem stattlichen Baldachin an seiner Seite ihren Sitz nahm. Daselbst blieben sie eine Stunde oder drüber, indem sie sich unterhielten, während ihre Hofleute Muße hatten, mit einander bekannt zu werden und zweifelsohne in den Eigenthümlichkeiten nationaler Tracht und Sitten reichliche Nahrung für zukünftige Glossen zu finden. Trotz des spanischen Blutes in Mariens Adern standen doch die höheren Kreise von Spanien und England damals fast in so geringem persönlichen Verkehr mit einander, wie gegenwärtig England und Japan.

Der nächste Tag als der Festtag St. Jakob's, des Schutzheiligen von Spanien, war zur Vermählung angesetzt. Philipp vertauschte seine gewöhnliche einfache Kleidung mit den Bräutigamsgewändern, die für ihn von seiner Gebieterin in Bereitschaft gehalten wurden. Sie waren in fleckenlosem Weiß, wie uns der Berichterstatter sorgfältig erzählt, von Atlas und Goldtuch, dicht mit Perlen und kostbaren Steinen bepudert. Um den Nacken trug er das prächtige Halsband des goldenen Vließes, des berühmten burgundischen Ordens, indeß das glänzende Band unterhalb des Kniees als Zeichen des nicht minder ausgezeich-

*) Nach Sepulveda gab Philipp der englischen Begrüßungsweise eine sehr freigebige Wendung, indem er nicht nur seine Verlobte, sondern alle Hofdamen, Matronen wie Jungfrauen, ohne Unterschied küßte.

neten Strumpfbandordens diente. Er begab sich zu Fuß in den Dom, und mit ihm waren alle seine Edlen, die mit einander in dem prunkenden Glanze ihrer Gefolge wetteiferten.

Ehe die Königin Philipp am Eingange des Domes einholte, verging eine halbe Stunde. Maria war umgeben von den Lords und Ladies ihres Hofes. Ihr Kleid war gleich dem seinigen von weißem Atlas und gewirktem Golde, und besetzt und befranst mit Diamanten von einem unschätzbaren Preise, davon einige ohne Zweifel das Geschenk Philipp's, welches er ihr kurz nach seiner Landung durch die Vermittelung des Fürsten von Eboli überschickt hatte. Ihre hochrothen Pantoffeln und ihr schwarzsammetner Mantel bildeten einen Kontrast zu ihrem übrigen Anputz und würden als Brautkostüme für den gegenwärtigen Geschmack schwerlich passen. Alsdann setzte sich die königliche Partie nach dem Schiffe des Domes in Bewegung und wurde im Chore vom Bischof von Winchester empfangen, mit dem die großen Prälaten der englischen Kirche waren. Der größte von allen, Cranmer, der Primas von ganz England, der die Ceremonie hätte verrichten sollen, war abwesend — in Ungnade und ein Gefangener.

Philipp und Maria nahmen Platz unter einem königlichen Baldachin, mit einem sie trennenden Altare. Die Königin war umgeben von den Ladies ihres Hofes, deren Schönheit, sagt der Schriftsteller, einen erhöhten Glanz erlangte durch den Kontrast mit den dunkeln Wangen des Südens*). Die Chorgänge und geräumigen oberen Kirchensitze waren vollgestopft mit Zuschauern jeder Art, zusammengewürfelt aus den entferntesten Theilen, Zeugen der Ceremonie zu sein.

Das Stillschweigen ward von Figueroa, einem kaiserlichen Rathe, gebrochen, indem derselbe laut eine Urkunde des Kaisers Karl des Fünften vorlas. Darin hieß es, daß der Kaiser diese Vermählung selbst gewünscht habe, und daß er gerne möchte, sein geliebter Sohn

*) „Poco dopo comparve ancora la Regina pomposamente vestita, rilucendo da tutte le parti pretiosissime gemme, accompagnata da tante e così belle Principesse, che pareva ivi ridotta quasi tutta la bellezza del mondo, onde gli Spagnoli servivano con il loro Olivastro, trà tanti soli, come ombre.“ — Leti, Vita di Filippo II., tom. I. p. 232.

wolle in sie eintreten in einer Weise, die sich für seine eignen Erwartungen und für die Würde seiner hehren Gefährtin schickte. Deßhalb überließ er ihm völlig sein Recht und seine Oberhoheit über das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand. Auf diese Weise würde der Rang beider Theile ebenbürtig werden, und Maria würde, anstatt ihre Hand einem Unterthanen zu reichen, ein ihr gleiches Oberhaupt heirathen.

Einige Verlegenheit bereitete die Frage, wer denn die Königin weggeben solle, indem man für diesen Theil der Ceremonie nicht gesorgt hatte. Sie wurde nach einer kurzen Berathung durch den Marquis von Winchester und die Earls of Pembroke und Derby beseitigt, die es auf sich nahmen, die Königin im Namen des ganzen Königreiches wegzugeben: wozu die Menge ein Beifallsgeschrei erhob, daß die alten Mauern des Domes davon wiederhallten. Der Ehegottesdienst wurde dann beschlossen durch den Bischof von Winchester. Philipp und Maria nahmen ihre Plätze wieder ein, und die Messe wurde gelesen, als der Bräutigam, nach der Sitte der Zeit, aufstand und seiner Gefährtin den „Friedenskuß" gab. Die ganze Ceremonie dauerte beinahe vier Stunden. Nachdem sie zu Ende war, nahm Philipp Marien bei der Hand und führte sie aus der Kirche hinaus. Dem königlichen Paare folgte der lange Zug Prälaten und Edler, und ihm voran schritten die Earls of Pembroke und Derby, von denen jeder ein nacktes Schwert hoch in die Luft hielt zum Zeichen der Oberhoheit. Die Wirkung des Schauspiels ward erhöht durch die mannichfaltigen Kleidertrachten der beiden Nationen: die farbenreichen und malerischen Kleider der Spanier und die gediegene Pracht der Engländer und Flamänder, die sich in bunter Verwirrung durch einander mischten. Die schimmernde Prozession setzte sich langsam bei dem frohen Klange festlicher Musik vorwärts, während die Luft von den unterthänlichen Beifallsbezeugungen der Bevölkerung zerrissen ward, die, wie gewöhnlich, von der Pracht des Schauspiels entzückt war.

In der großen Halle des bischöflichen Palastes ward für die ganze Gesellschaft ein reiches Mahl bereitet. Am einen Ende des Zimmers war ein Dais, auf welchen unter einem herrlichen Baldachin für den König und die Königin eine Tafel gesetzt war, und ein dritter

Platz war für den Bischof Gardiner hinzugefügt, als den einzigen von den großen Lords, dem die Auszeichnung mit König und Königin zu speisen zu Theil wurde.

Unterhalb des Dais waren auf beiden Seiten längs der ganzen Halle Tafeln für die englischen und spanischen Edlen gesetzt, die alle — ein gefährlicher Punkt der Etikette — mit schuldiger Rücksicht auf ihren bezüglichen Rang angeordnet waren. Die königliche Tafel war mit goldenen Schüsseln gedeckt. Ein geräumiger Kredenztisch, der sich bis zur Höhe von acht Stufen oder Regalen erhob und mit einem Ueberfluß von Gold- und Silbergeschirr gefüllt war, entfaltete etwas prunkhaft die Pracht des Prälaten oder seines Oberhauptes. Indeß war dieser Prunk eher spanisch als englisch, und war eine von den Formen, worin der castilische Grande seinen Reichthum gern entfaltete*).

Unten am Ende der Halle war ein von einer Bande ausgezeichneter Musiker besetztes Orchester, das das Mahl durch seine Musik belebte. Aber den interessantesten Theil des Schauspiels gewährten die Winchester-Knaben (Gymnasiasten der Winchesterschule), von denen es einigen erlaubt worden war, gegenwärtig zu sein und auf lateinisch ihre Epithalamia zu Ehren der königlichen Hochzeit vorzutragen, wofür sie von der Königin einen schönen Lohn empfingen.

Nach dem Banket kam der Ball, bei welchem, wenn wir eine englische Autorität gebrauchen dürfen, „die Spanier ganz außer Fassung waren, als sie sahen, daß sie von den Engländern so weit übertroffen würden." Dieß scheint etwas eigen zu sein, wenn man bedenkt, daß der Tanz in Spanien stets der nationale Zeitvertreib ist und war. Der Tanz ist für den Spanier, was für den Italiener die Musik: die Lebensbedingung seiner gesellschaftlichen Existenz. Er dauerte dießmal nicht lange, denn in der mäßigen neunten Stunde schlossen die Hochzeitsfestlichkeiten für diesen Abend.

*) Der Kredenztisch des Herzogs von Albuquerque, welch' letzterer um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts starb, erhob sich auf vierzig Silberstufen! Und, als er starb, brauchte man sechs Wochen, um mit dem Inventarium der Gold- und Silbergeräthschaften fertig zu werden.

Philipp und Maria verbrachten einige Tage in dieser fröhlichen Lebensweise zu Winchester, von wo sie mit ihrem Hofe nach Windsor gingen. Hier wurde ein Kapitel des Strumpfbandordens abgehalten, damit König Philipp installirt würde. Der Herold wagte dabei das englische Wappen herunterzunehmen und es zu Ehren des neuen Herrschers mit dem spanischen zu ersetzen: — ein Akt der Ergebenheit, der die Entrüstung der englischen Lords erregte, so daß sie geradewegs den Beamten zwangen, den Nationalschild wieder auf den rechten Platz zu bringen.

Am acht und zwanzigsten August hielten Philipp und Maria ihren öffentlichen Einzug in London. Sie kamen zu Pferd durch den Burgflecken Southwark über London-Bridge. Von den treugesinnten Bürgern war alle Anstalt getroffen worden, ihnen einen passenden Empfang zu gewähren. Die Säulen der Gebäude waren mit Blumen bekränzt, über die Straßen Triumphbogen gespannt, die Mauern mit Gemälden behangen oder mit Sprüchen zur Feier des königlichen Paares geschmückt, und für Philipp war ein Geschlechtsregister entworfen, das ihn von John of Gaunt herleitete: — kurz, das ihn so viel als möglich zum Engländer machte.

Unter den Gemälden war eins, worauf man Heinrich den Achten eine Bibel in der Hand halten sah. Dieser Einfall gab dem Kanzler Gardiner großen Anstoß, so daß er den Maler mit verschiedenen harten Worten benannte und ihn freiweg ausschalt, daß er das heilige Buch in des König Heinze's (Heinrich's) Hand gelegt, anstatt es besser seiner Tochter Maria zu geben, für ihren Eifer, womit sie den ursprünglichen Gottesdienst der Kirche wieder hergestellt. Der unglückliche Künstler verlor keine Zeit, seinen Irrthum zu verbessern, indem er das anstößige Buch auspinselte und dieß so wirksam that, daß er die königlichen Finger mit weglöschte und den alten Monarchen wie einen Bettler seinen verkürzten Stumpf aushalten ließ zur Erregung des Mitleids der Zuschauer.

Aber den Anblick, welcher mehr als alle diese Schaugepränge die Herzen der Londoner mit Freude erfüllte, bot eine ungeheuere Menge ungemünztes Geld, welches Philipp, auf seinem Wege nach dem Tower, wo es in dem königlichen Schatze niedergelegt wurde, durch die City daher ziehen ließ. Die Quantität sollte so groß sein, daß die

es enthaltenden Kisten einmal zwanzig Karren füllten. Ein anderes Mal waren zwei Frachtwagen mit diesem köstlichen Metalle so stark belastet, daß dieselben zu ziehen nahe an hundert Pferde erforderlich waren*). Die guten Leute, welche die Ankunft der Spanier wie einen Heuschreckenzug, der ihren Lebensunterhalt verzehren wollte, betrachtet hatten, waren sehr froh, als sie sahen, daß ihre erschöpften Koffer so wohl aus den amerikanischen Bergwerken gefüllt waren.

Von London begab sich das königliche Paar in die schattige Einsamkeit von Hampton Court, und Philipp, müde der Vermummungen, die er hatte mitmachen müssen, benutzte das Unwohlsein seiner Gemahlin, um sich jener Zurückgezogenheit und Ruhe zu überlassen, welche seinem Geschmacke mehr zusagten. Jedoch scheint diese Lebensweise in seiner angenehmen Abgeschiedenheit dem Geschmacke seiner englischen Unterthanen nicht so sehr angenehm gewesen zu sein. Wenigstens klagt eine alte Chronik verdrießlich, daß „das Hallenthor im Hofe fortwährend verschlossen war, so daß kein Mensch hineingehen konnte, ohne daß erst sein Begehr bekannt war; was den Engländern eigen vorkam und bis dahin nicht Sitte gewesen war."

Indeß war Philipp, obwohl seine Befürchtungen für seine Sicherheit ohne Zweifel beseitigt waren, weise genug, die nämlichen gewinnenden Sitten, wie gleich von vornherein bei seiner Landung zu affektiren, — und zwar nicht vergebens. „Er zeigte," sagt der venetianische Gesandte in seinem Berichte an den Senat, „Nichts von jenem sosiego (der hochmüthigen Gleichgültigkeit der Spanier), welches ihn auszeichnete, als er zuerst von seinem Heimathslande eine Reise nach Italien und Flandern unternahm**). Er war wirklich so zugänglich,

*) Die Spanier müssen ganz eben so sehr, wie die Engländer bei dem Anblick eines so großen Betrags von Gold und Silber in den Koffern ihres Königs erstaunt gewesen sein: — einem Anblick, welcher selten die Augen Karl's oder Philipp's, obschon sie Herren von Indien waren, ergötzte. Hundert Pferde können wohl eben so viele Tonnen Goldes und Silbers gezogen haben: ein Betrag, der, wenn man den damaligen Geldwerth bedenkt, unserm Glauben etwas viel zumuthet, um so mehr, da zur Fortschaffung bloß zwei Wagen verwandt wurden.

**) Michele Soriano, der 1559 Venedig zu Madrid vertrat, legt in noch stärkeren Ausdrücken ein ähnliches Zeugniß über Philipp's verändertes Betragen, wäh-

wie man nur wünschen konnte, und ertheilte Allen, welche es verlangten, williges Gehör. „Er war bemüht", fährt Micheli fort, „sich mit den Angelegenheiten bekannt zu machen, und zeigte eine Neigung für emsigen Fleiß," — welche, kann man hinzufügen, mit den Jahren zunahm. „Er sprach wenig. Aber seine Bemerkungen waren, obschon kurz, doch treffend. Mit einem Wort," schließt er, „es ist ein Fürst mit einem ausgezeichneten Talent, einer lebhaften Einbildungskraft und einem frühreifen Urtheile."

Indeß war Philipp's Geschäftsliebe nicht so groß, daß sie ihn verleitet hätte, vorzeitig an der Führung der Geschäfte Theil zu nehmen. Umsichtig überließ er diese der Königin und ihren Ministern, deren Urtheile er den größten Respekt zu bezeugen den Anschein nahm. Besonders vermied er jeden Schein eines Versuches, sich in die Justizverwaltung zu mischen, es müßte denn gewesen sein, um einen Gnadenakt zu erlangen.

Daß er bedeutend ihre Zuneigung erwarb, kann man aus den gelegentlichen Bemerkungen mehr als eines zeitgenössischen Schriftstellers ersehen. Mit Nachdruck bezeugen sie die Leutseligkeit seines Benehmens, welche so wenig nach den über seinen Charakter umlaufenden Nachrichten zu erwarten gewesen wäre. „Unter andern," schreibt Wotton, der englische Gesandte am französischen Hofe, „ist ein Ding, das zu hören, ich recht froh gewesen bin: nämlich, daß des Königs Hoheit sich so artig und beliebt gegen Jedermann bezeigt. Denn, um die Wahrheit zu sagen, so habe ich Einige sagen hören, daß, als er aus Spanien nach Italien kam, manche Leute wünschten, daß er dem Volke eine etwas freundlichere Miene, als er damals that, gezeigt hätte." In einem kurz nach des Königs Einzuge in London ge-

---

rend derselbe in London war, ab. „Essendo avvertito prima dal Cardinale di Trento, poi dalla Regina Maria, et con più efficacia dal padre, che quella riputatione et severità non si conveniva a lui, che dovea dominar nationi varie et popoli di costumi diversi, si mutò in modo che passando l'altra volta di Spagna per andar in Inghilterra, ha mostrato sempre una dolcezza, et humanità così grande non è superato da Prencipe alcuno in questa parte, et benchè servi in tutte l'attioni sue riputatione et gravità regie alle quali e per natura inclinato et per costume, non è però manco grato anzi fano parere la cortesia maggiore che S. M. usa con tutti."

schriebenen Privatbrief beschreibt ein anderer Zeitgenosse erst seine Person als „so wohl proportionirt, daß die Natur kein vollkommneres Muster zu Stande bringen kann", und schließt dann, indem er ihn wegen seines „fruchtbaren Witzes und sehr anmuthigen Wesens" rühmt.

Seit der Stunde seiner Landung war Philipp beharrlich in der Ausübung aller seiner religiösen Gebräuche gewesen. „Er war", sagt Micheli, „im Besuche der Messe und in der Beobachtung von allen Andachtsverrichtungen so pünktlich, wie irgend ein Mönch; und zwar mehr, wie Manche glaubten, als es seinem Alter und Stande geziemte. Die Geistlichen", fügt er hinzu, „mit denen Philipp beständig verkehrte, sprechen laut von seiner Frömmigkeit."

Dennoch waltete hierbei keine Heuchelei. So gern Philipp auch gewollt haben mag, daß seine Theilnahme an den religiösen Angelegenheiten von den Menschen gesehen würde, so ist es doch nicht minder wahr, daß, insoweit er diese Angelegenheiten verstand, seine Theilnahme aufrichtig war. Der gegenwärtige Zustand Englands hat ihn vielleicht sogar bewogen, seine Bedenklichkeiten hinsichtlich der Verbindung mit Marien zu überwinden. Oft machte er die Bemerkung: „Besser keine Regierung, als eine Regierung über Ketzer." Aber welch' ein Triumph konnte ruhmreicher sein, als der, diese Ketzer zu bekehren und sie in den Schooß der Kirche zurückzuführen? Er ließ es sich sehr angelegen sein, die Gemüther seiner neuen Unterthanen für einen ehrenhaften Empfang des päpstlichen Legaten Kardinal Pole vorzubereiten, der mit voller Autorität ausgerüstet war, die Unterwerfung Englands unter den Heiligen Stuhl entgegenzunehmen. Bei den adeligen Großen gebrauchte er seinen persönlichen Einfluß und verstärkte denselben gelegentlich durch freigebige Abzüge von jenen peruvianischen Barren, welche er nach dem Tower gesandt hatte. Wenigstens wird versichert, daß er Jahrespensionen zu dem großen Betrage von funfzig bis sechszig tausend goldenen Kronen an verschiedene Minister der Königin zahlte. Es wurde unter dem allgemeinen Vorwande gethan, daß ihnen ihre Treue gegen ihre Gebieterin damit vergolten werden sollte.

Zu Anfang November gelangte Nachricht an, daß Pole gelandet habe. Vom Kaiser, der einiges — wie es scheint, nicht unbegründetes — Mißtrauen wegen des Kardinals Stimmung in Bezug auf

die spanische Heirath hegte, war derselbe einige Wochen in Deutschland aufgehalten worden. Da jetzt diese Schwierigkeit beseitigt war, so durfte er seine Reise fortsetzen. Er kam in einer prächtigen Barke die Themse hinauf, und hatte auf den Vordertheil des Bootes, zum Zeichen seiner Autorität als Legat, ein silbernes Kreuz aufpflanzen lassen. Der Legat wurde bei seiner Landung von dem Könige, der Königin und dem ganzen Hofe mit einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit empfangen, die als ein gutes Vorzeichen für den Erfolg seiner Sendung diente.

Er war von allen andern der zur Ausführung am besten geeignete Mann. Mit einer natürlichen Freundlichkeit seines Wesens vereinigte er eine Anmuth und Verfeinerung der Sitten, die er aus vertrautem Verkehr mit den gebildetsten Kreisen von Europa erlangt hatte. Seine königliche Abkunft gab ihm das Recht sich auf gleichem Fuße mit Personen vom höchsten Range zu bewegen, und bewirkte, daß er sich bei Hofe so unbeengt, wie im Kloster fühlte. Sein langes Exil hatte ihn mit Menschen verschiedener Himmelsstriche bekannt gemacht, während er, als ein geborner Engländer, vollkommen die Vortheile und den besonderen Charakter seiner eignen Landsleute kannte. „Kardinal Pole," sagt der venetianische Gesandte, „ist ein Mann von untadeligem Adel, und so streng in seiner Rechtlichkeit, daß er der Zudringlichkeit von Freunden Nichts bewilligt. Er ist beim Fürsten wie beim Volke so sehr beliebt, daß er wohl König genannt werden kann, wo Alles durch seine Autorität geschieht"*). Ein englischer Kardinal fand sich nicht oft im heiligen Kollegium vor. Daß in der

*) Mason, beim kaiserlichen Hofe englischer Gesandter, der viel mit Pole verkehrt hatte, spricht von ihm in den Ausdrücken unbedingter Hochachtung. „Ein solcher, der um seiner Weisheit willen mit Gelehrsamkeit, Tugend und Gottseligkeit, Alles verband, was die Welt suchet und verehret. Man muß glauben, daß ihn Gott besonders zu einer Wohnung auserlesen hat. So ist seine Unterhaltung mit unendlichen göttlichen Eigenschaften, erhaben über den gewöhnlichen Menschenschlag, ausgestattet. Und wer innerhalb des Königreichs ihm immerhin am abgeneigtesten sein mag, dem wünschte ich mit ihm nur ein Gespräch von einer halben Stunde. Es müßte ein recht steinernes Herz sein, das er in kurzer Zeit nicht erweichen könnte." Brief des Sir John Mason an die Königin, Manuskr.

gegenwärtigen Lage einer dort zu finden, der ferner so wohlgeeignete Eigenschaften zu seiner delikaten Sendung nach England besaß, war ein so merkwürdiges Zusammentreffen, daß Philipp und Maria wohl entschuldigt werden können, wenn sie darin den Finger der Vorsehung erkannten.

Am siebzehnten des Monats kam das Parlament wegen des Unwohlseins der Königin zu Whitehall zusammen, und Pole hielt jene berühmte Rede, worin er einige von den bestimmenden Ereignissen seines eignen Lebens und den um des Gewissens willen erduldeten Verfolgungen aufzählte. Er überblickte die in der Religion in England vor sich gegangenen Veränderungen, und flehte seine Zuhörerschaft an, ihre geistlichen Irrthümer abzuschwören und eine Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu suchen. Er versicherte sie seiner Vollmacht für die Vergangenheit Absolution zu ertheilen, und — was nicht minder wichtig wäre — die gegenwärtigen Eigenthümer zu autorisiren, im Besitze der Abtsländereien, die unter König Heinrich eingezogen worden wären, zu verbleiben. Dieses letzte mit Mühe dem Papste abgepreßte Zugeständniß, das ja die weltlichen und geistlichen Interessen mit einander versöhnte, scheint vollends alle Bedenken vertrieben zu haben, die etwa noch in der Brust der Gesetzgeber zauderten. Wahrscheinlich gab es nur wenige in dieser trefflichen Gesellschaft, deren Eifer nach der Märtyrerkrone gestrebt haben würde.

Der königlichen Aufforderung zufolge versammelte sich am nächsten Tage das Parlament wieder in Whitehall. Philipp nahm Platz zur Linken Mariens, unter dem nämlichen Baldachin, während der Kardinal Pole ihr zur Rechten in einer größern Entfernung saß*). Dann

*) Wenn wir dem Cabrera glauben dürfen, so nahm Philipp nicht nur im Parlamente Platz, sondern hielt auch einmal, um dem Legaten die Zuneigung der Legislatur zu gewinnen, eine Rede, die der Geschichtsschreiber in extenso gibt. Wenn er wirklich eine Rede hielt, so hätte dieselbe nur durch ein Wunder verstanden werden können. Denn Philipp konnte nicht englisch sprechen, und von seiner Zuhörerschaft verstand wahrscheinlich nicht einer unter hundert spanisch. Aber dem castilischen Geschichtsschreiber dürfte die Gelegenheit eines Wunders würdig scheinen: — dignus vindice nodus.

überreichte der Kanzler Gardiner im Namen der Lords und der Gemeinen eine Petition mit der Bitte um Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle. Vom Legaten wurde feierlich Absolution verkündet, und die ganze Versammlung erhielt mit gebeugten Knieen seinen Segen. Das von seiner Ketzerei gereinigte England war wiederum der Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche zurückgestellt.

Auf der Stelle sandte Philipp Kouriere mit frohen Botschaften nach Rom, Brüssel und andern Hauptstädten der Christenheit ab. Ueberall ward das Ereigniß mit öffentlichen Jubelfesten gefeiert, als ob es ein großer Sieg über die Sarazenen gewesen wäre. Da der Eifer Philipp's für den Glauben wohl bekannt, und die große Veränderung kurz nach seiner Ankunft in England vorgefallen war: so schrieb man sie ihm zum großen Theil zu*). So hatte er vor seiner Besteigung des spanischen Thrones seinen Anspruch auf den Titel „der Katholische,“ der von den spanischen Monarchen so hoch angesetzt wird, geltend gemacht. Er hatte einen größern Triumph gewonnen, als sein Vater nach Jahren von Krieg über die protestantischen Fürsten Deutschlands hatte gewinnen können, und größer als irgend einer war, der durch die Waffen von Cortés oder Pizarro in der Neuen Welt errungen wurde. Ihr Streit war mit Barbaren gewesen; das Feld von Philipp's Anstrengung war eines der mächtigsten und civilisirtesten Länder Europa's.

Auf das Werk der Bekehrung folgte bald das der Verfolgung. In wie weit Philipp's Einfluß dabei ins Spiel kam, ist nicht bekannt. Ja, es würde nach Allem, was vorliegt, nicht leicht zu entscheiden sein, ob sein Einfluß sie zu befördern oder zu verhindern angewandt wurde. Das aber steht fest, daß unmittelbar, nachdem die ersten Märtyrer auf Smithfield gelitten hatten, Alfonso de Castro, ein spanischer Mönch, in einer Predigt bitter gegen diese Vorgänge zu Felde zog. Er nannte sie dem wahren Geiste des Christenthums zuwider,

---

*) „Obraron de suerte Don Felipe con prudencia, agrado, honras, y mercedes, y su familia con la cortesia natural de España, que se reduxo Inglaterra toda à la obediencia de la Iglesia Catolica Romana, y se abjuraron los errores y heregias que corrian en aquel Reyno,“ sagt Vanderhammen, Felipe el Prudente, p. 4.

welcher der der Liebe und Vergebung sei und seinen Dienern vorschriebe, nicht Rache am Sünder zu nehmen, sondern ihn über seine Irrthümer aufzuklären und ihn zur Buße zu leiten. Diese kühne Anklage hatte ihre Wirkung, selbst in dieser aufgeregten Zeit. Ein Paar Wochen schienen die Waffen der Verfolgung gelähmt zu sein. Aber dieß dauerte nur ein Paar Wochen. Die Duldung war nicht die Tugend des sechszehnten Jahrhunderts. Die liebevollen Lehren des guten Bruders fielen auf vom Fanatismus verschrumpfte Herzen, und der Geist der Unduldsamkeit fachte bald wieder die Feuer von Smithfield zu einer grimmigeren Gluth als je zuvor an.

Dennoch wunderte man sich, aus welcher Quelle diese befremdenden Lehren geflossen seien. Der Mönch war Philipp's Beichtvater. Man führte an, daß er nicht so kühn zu sprechen gewagt haben würde, wäre es nicht auf den Befehl Philipp's, oder wenigstens mit dessen Zustimmung geschehen. Daß de Castro auf diese Weise durch die Eingebung seines Herren gehandelt habe, wird durch den ganzen Verlauf von Philipp's Leben widerlegt. Kaum waren vier Jahre verflossen, seit er mit seiner Gegenwart ein auto de fé in Valladolid begünstigt hatte, wo vierzehn Personen am Pfahle des Scheiterhaufens umkamen, und das Verbrennen von Ketzern in England konnte seinen Gefühlen nicht mehr zuwider sein, als das Verbrennen von Ketzern in Spanien. Wenn der Mönch wirklich bei seiner Handlung Philipp folgte, so können wir wohl vermuthen, daß der letztere weniger von Gründen der Menschlichkeit, als von politischen Motiven geleitet wurde, und daß der von den Leuten bei dem Schauspiele dieser Hinrichtungen geoffenbarte Abscheu ihn bewogen haben mag, diesen Ausweg zu ergreifen, um sich von jedem Antheile des ihnen anhängenden Hasses zu reinigen*).

---

*) In einem Briefe an die Regentin Joanna, datirt Brüssel, 1557, scheint sich Philipp das Verdienst beizulegen, durch die Vernichtung der Ketzer in England die Ketzerei ausgerottet zu haben. „Aviendo apartado deste Reyno las sectas, i reduzidole à la obediencia de la Inglesia, i aviendo ido sempre en acrecentamiento con el castigo de los Ereges tan sin contradiciones como se haze en Inglaterra.“ (Cabrera, Filipe Segundo, lib. II. cap. 6.) Der Kaiser unterstützt diesen Anspruch seines

In wie weit sich hierin und in andern Dingen der Einfluß Philipp's erstreckte, ist unmöglich zu bestimmen. Es ist klar, daß er sich in Acht nahm nicht durch die Schaulegung desselben die Eifersucht der Engländer zu erwecken*). Ein offenbarer Kanal dazu lag in der Königin, die an ihn eine Zärtlichkeit vertändelt zu haben scheint, von welcher man hätte glauben sollen, daß sie kaum durch ein kaltes und zurückstoßendes Wesen, wie das Philipp's, hätte erregt werden können. Aber er war jung und sah hübsch aus. Man hatte überall gefunden, daß seine Sitten dem andern Geschlecht gefielen, selbst da, wo er sich nicht so, wie in England, zu gefallen bemühte. Er war Mariens erste und einzige Liebe; denn der Kaiser war zu alt, als daß er mehr, als ihre Eitelkeit berührt hätte, und Courtenay zu leichtfertig, um etwas Anderes, als ein sinnliches Gefühl zu erwecken. Diese Ergebenheit gegen Philipp ward, nach einigen Nachrichten, durch die Buhlschaften desselben übel vergolten. Zwar sagt der venetianische Gesandte von ihm, daß „er die Zärtlichkeit seiner Gemahlin wohl verdiente, denn er war der liebreichste und beste Gatte.“ Aber es sieht als wahrscheinlich aus, daß der Italiener bei seiner Abschätzung der besten Gatten den freisinnigen Maßstab seines Vaterlandes anlegte**).

Sohnes in vollem Maße in einem Briefe aus Yuste: „Pues en Ynglaterra se han hecho y hacen tantas y tan crudas justicias hasta obispos, por la orden que alli ha dado, como si fuera su Rey natural, y se lo permiten.“ Carta del Emperador a la Princesa, Mayo 25, 1558, Manuskr.

*) Micheli, dessen Zeugniß von größerem Werthe ist, da er bekanntlich Noailles in dessen Opposition gegen die spanische Heirath unterstützte, sagt uns, daß Philipp in der Beobachtung eines jeden Artikels des Heirathsvertrages gewissenhaft war. „Che non havendo alterato cosa alcuna dello stile, et forma del governo, non essendo uscito un pelo della capitolatione del matrimonio, ha in tutto tolta via quella paura che da principio fù grandissima, che egli non volesse con imperio, et con la potentia, disporre, et comandare delle cose à modo suo.“

**) „D'amor nasce l'esser inamorata come è et giustamente del marito per quel che s'ha potuto conoscer nel tempo che è stata seco dalla natura et modi suoi, certo da innamorar ognuno, non che chi havesse havuto la buona compagnia et il buon trattamento ch' ell' ha havuto. Tale in verità che nessun' altro potrebbe essergli nè migliore stato nè più amorevol marito . . . . Se appresso al martello s'aggiungesse

Um Mitte November wurde dem Parlamente bedeutet, daß die Königin in einem Zustande von Schwangerschaft wäre. Die Nachricht wurde mit einer Freude aufgenommen, wie sie gewöhnlich von treugesinnten Unterthanen bei gleichen Gelegenheiten bewiesen wird. Besonders scheint der Kaiser bei dieser Aussicht auf einen Erben froh gewesen zu sein, welch' letzterer nach den Bestimmungen des Ehevertrages eine Theilung jenes großen Reiches bewirken mußte, dessen Aufbau und Befestigung unter einem Szepter der Gegenstand von seines Herren Leben gewesen war. Bald darauf ließen die Gemeinen ein Gesetz durchgehen, welches Philipp ermächtigte, im Falle es mit der Königin bei ihrer Niederkunft anders, als wohl, gehen sollte, die Regentschaft zu übernehmen und für die Erziehung ihres Kindes während dessen Minderjährigkeit Sorge zu tragen. Die Regentschaft sollte durch die Verfügungen des Ehevertrags beschränkt sein. Aber das Statut kann als offenbarer Beleg dafür gelten, daß Philipp das Zutrauen seiner neuen Unterthanen gewonnen hatte.

Die Anzeichen waren fortwährend günstig; und, da die Zeit für Mariens Niederkunft herbeinahte, wurden Boten zum Ueberbringen der Nachricht an die verschiedenen Höfe in Bereitschaft gehalten. Die treugesinnten Wünsche des Volkes liefen so weit über die Wirklichkeit hinaus, daß sich das Gerücht von der wirklichen Geburt eines Prinzen auswärts verbreitete. Die Glocken wurden geläutet, Freudenfeuer angezündet, Te Deum wurde in den Kirchen gesungen, und einer der Prediger „nahm es auf sich, die Proportionen des Kindes zu beschreiben, ein wie feiner, wie schöner und großer Prinz es war, dergleichen nicht war gesehen worden!" „Aber," sagt der bittere Chronikschreiber, „bei aller ihrer Anstrengung für ihren jungen Herren, dessen Ankunft in die Welt lange so sicher erwartet worden war, erschien am Ende weder ein jung Herre, noch jung Herrin, daß Einer bis auf diesen Tag davon hören könnt."

Die Unregelmäßigkeit der Königin erwies sich als eine Wasser-

---

la gelosia, della qual fin hora non si sa che patisca, perche se non ha il Re per casto, almanco dice ella so che è libero dell' amor d'altra donna; se fosse dico gelosa, sarebbe veramente misera.'' Relatione di Gio. Micheli, Manuskr.

sucht. Allein, ungeachtet der kränkenden Ergebnisse so vieler Anzeichen und Vorbereitungen und des daran haftenden Lächerlichen, hegte doch Maria noch die Illusion, daß sie eines Tags der Krone einen Erben bescheeren werde. Ihr Gemahl theilte diese Illusion nicht, und, da er sich überzeugte, daß sie keine Aussicht auf Nachkommenschaft hatte, fand er weniger Grund zur Verlängerung seines Aufenthalts in einem Lande, welches ihm in vieler Beziehung zuwider war. Welchen Schein der Ergebenheit man ihm auch immer beweisen mochte, so konnte sein Hochmuth doch nicht mit der untergeordneten Rolle zufrieden sein, die er gegen die Königin öffentlich spielen mußte. Das Parlament hatte niemals Mariens Wünschen so weit nachgegeben, daß es in seine Krönung als König von England eingewilligt hätte. Welches Gewicht er auch im Kabinet hatte, so war es doch nicht von der Art, daß es ihn ermächtigte, die Politik Englands seiner eignen, oder, was das Nämliche war, seines Vaters Politik, dienstbar zu machen. Das Parlament wollte nicht einwilligen, so weit von den ausdrücklichen Bestimmungen des Ehevertrags abzuschweifen, daß es an des Kaisers Kampfe mit Frankreich Antheil genommen hätte*).

Auch konnte der Philipp, durch seinen Wunsch, sich dem Geschmack und den Gewohnheiten der Engländer anzupassen, fortwährend auferlegte Zwang nicht anders, als ärgerlich für ihn sein. Wäre er dabei nur glücklicher, als zu erwarten war, gewesen; allein, es war nicht möglich, die Vorurtheile, die eingenistete Abneigung zu überwinden, womit die Spanier von der großen Masse des Volkes betrachtet wurden, wie ja aus satyrischen Pfeilen ersichtlich war, die von Zeit zu

---

*) Soriano erwähnt das geringe Ansehen, welches Philipp in England zu besitzen schien, und den Verdruß, den es ihm wie seinem Vater verursachte.

„L'imperatore, che dissegnava sempre cose grandi, pensò potersi acquistare il regno con occasione di matrimonio di quella regina nel figliuolo: ma non gli successe quel che desiderava, perche questo Re trovò tant' impedimenti et tante difficolta che mi ricordo havere inteso da un personaggio che S. Mta, si trova ogni giorno più mal contenta d'haver atteso a quella prattica perchè non haver nel regno ne autorità nè obedienza, nè pure la corona, ma solo un certo nome che serviva più in apparenza che in effetto.“

Zeit von Pamphletisten und Balladendichtern sowohl gegen den König wie gegen sein Gefolge abgeschossen wurden.

Das letztere war sogar noch mehr, als sein Herr des längern Verweilens in einem Lande müde, wo es auf so viele Ursachen zum Verdruß stieß. Wenn ein Spanier irgend Etwas kaufte, klagt einer von ihnen, so war er sicher, daß er dafür einen ungeheuren Preis zahlen mußte. Wenn er mit einem Engländer einen Streit hatte, sagt ein anderer Schriftsteller, so wurde er nach englischem Gesetz gerichtet, und war ganz sicher, am schlimmsten dabei wegzukommen*). Ob mit Recht oder Unrecht, so konnten doch die Spanier nicht verfehlen, häufige Ursache zu Aerger und Abscheu zu finden. Die beiden Nationen waren einander zu unähnlich, als daß die eine die andere hätte verstehen können. Philipp's Gefolge erfuhr deßhalb mit nicht geringer Genugthuung, daß sein Herr von seinem Vater die Aufforderung erhalten hatte, England zu verlassen und ihn in Flandern zu treffen.

Die Ursache dieser plötzlichen Bewegung war derartig, daß sie, wie das ganze Europa, so die Castilianer mit Erstaunen erfüllte: — nämlich, die beschlossene Abdankung Karl's des Fünften. Sie war so, daß sie für Philipp weder einen Zweifel, noch einen Aufschub zuließ. Aber die über die bevorstehende Trennung trostlose Maria vermochte ihren Gemahl, seine Abreise auf einige Wochen zu verschieben. Zuletzt gab sie der Nothwendigkeit des Falles nach. Es wurden für Philipp's Reise Vorbereitungen getroffen, und Maria begleitete mit schwerem Herzen ihren königlichen Gatten die Themse hinab nach Greenwich. Hier schieden sie, und, nachdem Philipp ein zärtliches Lebewohl genommen und die Königin sammt ihren Angelegenheiten der Sorge des Kardinals Pole empfohlen hatte, schlug er die Straße nach Dover ein.

---

*) „Quando occorre disparere tra un Inglese et alcun di questi, la giustitia non procede in quel modo che dovria . . . . Son tanti le cavillationi, le lunghezze, et le spese senza fine di quei lor' giuditii, che al torto, o al diritto, conviene ch'il forestiero soccumba; ne bisogna pensar che mai si sottomettessero l'Inglesi come l'altre nationi ad uno che chiamano l'Alcalde della Corte, spagnuole di natione, che procede sommariamente contra ogn' uno, per vie però, et termini Spagnuoli; havendo g'llnglesi la lor legge, dalla quale non solo non si partiriano, ma vogliano obligar a quella tutti gl'altre.“ Relatione di Gio. Micheli, Man.

Nachdem er daselbst eine kurze Zeit durch ungünstigen Wind zurückgehalten worden war, setzte er nach Calais über, und hielt am vierten September seinen Einzug in diesen festen Platz, den letzten Ueberrest von allen den Engländern noch zugehörigen kontinentalen Erwerbungen.

Philipp wurde von den Autoritäten der Stadt mit allem seinem Range geschuldeten Respekte empfangen. Er blieb einige Tage dort, indem er die respektvollen Höflichkeiten der Einwohner empfing, und erfreute bei seiner Abreise die Herzen der Besatzung mit einer Vertheilung von tausend goldnen Kronen unter sie. Er setzte seinen Weg fort nebst seinem glänzenden Zuge von castilischen und englischen Edlen, darunter die Earls of Arundel, Pembroke, Huntington und Andere aus dem höchsten Range im Reiche. Unterwegs traf ihn eine von seinem Vater geschickte militärische Eskorte, und gegen Ende September 1555 hielt Philipp, sammt seinem tapferen Gefolge, seinen Einzug in die flamändische Hauptstadt, wo der Kaiser und sein Hof sehnsüchtig auf seine Ankunft warteten.

Fünftes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Das Reich Philipp's. — Paul der Vierte. — Der französische Hof. — Ligue gegen Spanien. — Der Herzog von Alva. — Kriegsrüstungen. — Ein siegreicher Feldzug.

1555, 1556.

Bald nach Philipp's Ankunft in Brüssel ging jene merkwürdige Scene der Abdankung Karl's des Fünften vor sich, welche die einleitenden Seiten unserer Erzählung einnimmt. Durch dieses Ereigniß erblickte sich Philipp als Herrn der weitest ausgedehnten und mächtigsten Monarchie in Europa. Er war König von Spanien, indem er unter diesem Namen Castilien, Aragonien und Granada begriff, welche,

nachdem sie Jahrhunderte hindurch als unabhängige Staaten bestanden, zuerst unter der Regierung seines Vaters, Karl des Fünften, unter ein Szepter vereinigt worden waren. Er war König von Neapel und Sicilien und Herzog von Mailand, wichtige Besitzungen, die ihn in den Stand setzten, die genau balancirten Wagschalen der italienischen Politik in einem hohen Grade zu kontrolliren. Er war Herr der Franche Comté und der Niederlande mit den blühendsten und volkreichsten Provinzen der Christenheit, deren Einwohner den größten Fortschritt im Handel, in der Landwirthschaft und in den verschiedenen Künsten der Mechanik gemacht hatten. Als Titularkönig von England erhielt er am Ende noch einen Einfluß, der, wie wir sehen werden, ihn in den Stand setzte, die Räthe dieses Landes nach seinen eignen Zwecken zu leiten. In Afrika besaß er das Kap der grünen Inseln und die Kanarieninseln, nebst Tunis, Oran und einige andere wichtige Plätze an der Barbareiküste. In Asien hatte er die Philippinen und die Gewürzinseln. In Amerika war er, neben seinen Besitzungen in Westindien, Herr von den reichen Ländern Merico und Peru und machte Anspruch auf das Recht sein Land grenzenlos auszudehnen, was der Gier und Spekulation der spanischen Abenteurer ein unerschöpfliches Feld darbot. Auf diese Art erstreckten sich die Besitzungen Philipp's über jeden Theil der Erdkugel. Die Flagge Castiliens konnte man unter den entferntesten Breitengraden — im atlantischen und stillen Ozean, so wie in den entlegenen indischen Meeren von Hafen zu Hafen segelnd finden, indem sie durch den Handelsverkehr die weitzerstreuten Glieder ihres großen Kolonialreiches vereinigte.

Die spanische Armee bestand aus der fürchterlichsten Infanterie in Europa: aus Veteranen, die unter den Augen Karl's des Fünften und seiner Generäle gebildet worden waren, die auf den Feldern von Pavia und Mühlberg gefochten, oder die in der Neuen Welt mit Almagro und Pizarro die Andes erklommen und diesen kühnen Anführern die Dynastie der Incas hatten umwerfen helfen. Die vereinigte Flotte von Spanien und Flandern übertraf weit die irgend einer andern Macht an Zahl und Größe der Schiffe, und wenn ihre Ueberlegenheit von England in den „kleinen Meeren" streitig gemacht werden könnte, so schiffte sie doch einher als unbestrittene Herrin des Oceans. Um die

Mittel zur Instandhaltung dieser köstlichen Einrichtung wie auch zur allgemeinen Regierungsmaschine zu liefern, standen Philipp die Schätze der Neuen Welt zu Gebote, und wenn die unaufhörlichen Unternehmungen seines Vaters den Schatz abgezogen hatten, so ward derselbe doch bald wieder von den Silberströmen gefüllt, die aus den unerschöpflichen Minen von Zacatecas und Potosi einflossen.

Dieß ganze weite Reich war nebst seinen glänzenden Hülfsquellen einem einzelnen Manne zur Verfügung gestellt. Philipp beherrschte es mit einer unumschränkteren Gewalt, als sie von irgend einem europäischen Fürsten seit den Tagen der Cäsaren besessen wurde. Zwar bewahrten die Niederlande unter dem Schirme ihrer alten Institutionen noch einen Schein von Unabhängigkeit; allein sie willigten darein, für die Bedürfnisse der Krone eine Auflage zu steuern, die größer, als die amerikanischen Einkünfte war. Neapel und Mailand wurden von spanischen Vicekönigen beherrscht. Vicekönige mit übertragener, kaum geringerer Gewalt, als die ihres Oberhauptes war, führten den Vorsitz über die amerikanischen Kolonien, welche ihre Gesetze von dem Mutterlande erhielten. In Spanien selbst war das Ansehen der Edlen dahin. Zuerst unter Ferdinand und Isabella angefochten, war dasselbe unter Karl dem Fünften völlig zusammengebrochen. Die Freiheiten der Gemeinen wurden in der verhängnißvollen Schlacht bei Villalar im Anfange der Regierung jenes Monarchen zertrümmert. Ohne Edle, ohne Gemeine waren die alten Cortes in ein leeres legislatives Schauspiel verkümmert, das kaum ein anderes Recht als das Petitionen einzureichen oder gelegentlich ein unwirksames Zeichen des Einspruchs gegen Mißbräuche zu erheben besaß. Diese Mißbräuche zu beseitigen hatten die Cortes die Macht verloren. Auf diese Weise beruhte alle Autorität in dem Oberhaupte. Sein Wille war das Gesetz des Landes. Von seinem Madrider Palaste aus ließ er die Verordnungen ergehen, welche das Gesetz Spaniens und seiner entferntesten Kolonien wurden. Man kann wohl glauben, daß die fremden Nationen mit Aufmerksamkeit die ersten Schritte eines Fürsten bewachten, der die Geschicke Europa's in seiner Hand zu halten schien, und daß sie mit nicht geringer Befürchtung das Wachsthum jener kolossalen Macht betrachteten, welche sich

schon zu einer Höhe erhoben hatte, daß sie jede andere Monarchie in Schatten stellte.

Seiner Stellung nach stand Philipp an der Spitze der römisch-katholischen Fürsten. Er war in weltlichen Angelegenheiten das, was der Papst in geistlichen. Bei der gegenwärtigen Lage der Christenheit hatte er das nämliche Interesse, wie der Papst, jenen Geist religiöser Reformen, der sich öffentlich oder privatim in jedem Winkel Europa's gezeigt hatte, niederzuwerfen. Er war des Papstes natürlicher Verbündeter. Er begriff dieß wohl und würde demgemäß gehandelt haben; allein sein erster Krieg seit seiner Thronbesteigung war — so sonderbar es auch klingt — ein Krieg mit dem Papste selbst. Philipp hatte diesen Krieg nicht gesucht.

Der päpstliche Thron war damals mit Paul dem Vierten besetzt, einem von jenen merkwürdigen Männern, welche, inmitten der unbekannten Persönlichkeiten, die im Vatican regierten und vergessen sind, sich einen dauernden Platz in der Geschichte errungen haben. Von Geburt war er Neapolitaner, aus der edlen Familie der Caraffas. Er wurde im religiösen Stande erzogen und lenkte durch seinen emsigen Fleiß und die davon geärnteten Früchte frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich. Sein Gedächtniß war ungeheuer. Er war nicht nur sehr in der theologischen Wissenschaft belesen, sondern auch in verschiedenen, alten wie neuen, Sprachen bewandert, wovon er mehrere geläufig sprach. Sein von seiner Gelehrsamkeit unterstützter Rang erhob ihn rasch in der Kirche zu hohen Ehren. 1513 ging er in seinem sechs und dreißigsten Jahre als Nuncius nach England. 1525 verzichtete er auf seine Pfründen und gründete mit einer kleinen Zahl von Freunden einen neuen religiösen Orden, genannt die Theatiner*). Der Zweck der Vereinigung

---

*) Relazione di Roma di Bernardo Novagero, 1558, veröffentlicht in den Relazioni degli Ambasciatori Veneti, Firenze, 1846, vol. VII. p. 378.

Novagero verweilt in seinem Berichte an den Senat mit Genauigkeit sowohl bei den persönlichen Eigenschaften wie bei der Politik Paul's des Vierten, dessen Charakter von dem scharfsinnigen Venetianer zum Gegenstande eines sorgfältigen Studiums gemacht worden zu sein scheint.

,,Ritornato a Roma, rinuncio la Chiesa di Chieti, che aveva prima, e quella di Brindisi, ritirandosi affato, e menando sempre vita privata, aliena da ogni sorte

war, bis zu einem gewissen Grade die beschaulichen Gewohnheiten der Mönche mit den thätigeren Pflichten der weltlichen Geistlichkeit zu vereinigen. Die Mitglieder desselben besuchten die Kranken, begruben die Todten, und predigten häufig öffentlich, indem sie also die wichtigsten Aemter der Priesterschaft ausübten. Zu diesem letzterwähnten Berufe des öffentlichen Redens war Caraffa besonders durch einen Fluß natürlicher Beredtsamkeit geeignet, welche, wenn sie auch nicht immer überzeugte, doch sicherlich durch ihr unwiderstehliches Feuer die Zuhörer mit fortriß. Der neue Orden zeigte sich besonders eifrig, die Reform der katholischen Geistlichkeit zu betreiben und sich der ketzerischen Fluth entgegenzustemmen, welche jetzt die Kirche zu überschwemmen drohte. Caraffa und seinen Genossen war es ein Ernst mit der Einführung der Inquisition. Ein Leben in Entbehrung und Buße tilgt nur zu oft das Mitgefühl mit menschlichem Leiden aus und verleitet seine Bekenner dazu, die schärfsten Heilmittel als die zur Kur geistlichen Irrthums wirksamsten zu betrachten.

Von dieser rauhen Lebensweise ward Caraffa 1536 auf einen Posten berufen, der ihn unmittelbarer mit den weltlichen Angelegenheiten verflocht. Er wurde von Paul dem Dritten zum Kardinal gemacht. Schon seit der Zeit Ferdinand's des Katholischen war er einer der königlichen Räthe von Madrid gewesen. Indeß gehörte die Familie Caraffa zur Angevinischen Partei und betrachtete das Haus Arragonien im Lichte der Usurpation. Der Kardinal war in diesem politischen Glauben erzogen worden, und drang selbst noch nach der Erhebung zu seiner neuen Würde heftig in Paul den Dritten, die Ansprüche des Heiligen Stuhles auf die Oberhoheit über Neapel geltend zu machen. Da dieß Betragen zu den Ohren Karl's des Fünften gelangte, mißfiel dasselbe diesem Monarchen so sehr, daß er Caraffa aus dem Rathe entließ. Als später der Kardinal vom Papste, seinem unfehl-

---

di publico affare, anzi, lasciata dopo il saco Roma stessa, passó a Verona e poi a Venezia, quivi trattenendosi lungo tempo in compagnia di alcuni buoni Religiosi della medesima inclinazione, che poi crescendo di numero, ed in santitá di costumi, fondarono la Congregazione, che oggi, dal Titolo che aveva Paolo allora di Vescovo Teatino, de Teatini tuttavia ritiene il nome.“

baren Beschützer, zum Erzbischof von Neapel ernannt wurde, widerstand Karl dieser Ernennung und stellte der Eintreibung der erzbischöflichen Einkünfte alle ihm zu Gebote stehenden Hindernisse entgegen. Diese Beleidigungen prägten sich dem Gedächtnisse des Kardinals, das ohnehin sich Beschimpfungen lange merkte, tief ein, und was zuerst bloß eine politische Erbitterung gewesen war, steigerte sich jetzt zu persönlichem Hasse der unversöhnlichsten Art.

Solchergestalt standen die Sachen, als nach dem Tode Marcellus des Zweiten der Kardinal Caraffa 1555 auf den päpstlichen Thron erhoben wurde. Wie natürlich, verdroß den Kaiser seine Erwählung gar sehr und verursachte in ganz Europa Staunen; denn er besaß nicht die versöhnlichen Sitten, welche die Gunst und den Beifall der Menschen gewinnen. Aber die katholische Kirche brauchte selbst einen Reformator, damit sie dem überhandnehmenden Geist des Protestantismus widerstehen könne. Dieß wurde recht wohl nicht nur von den höchsten, sondern auch von den niedrigsten Geistlichen eingesehen, und in Caraffa erblickten sie den Mann, dessen Eigenschaften ihn gerade zum Bewirken einer solchen Verbesserung eigneten. Ferner stand er bei seiner Erwählung im achtzigsten Jahre, und Alter und Schwäche haben sich für das heilige Kollegium immer, da sie den zahlreichen Bewerbern die beste Gewähr für eine baldige Vakanz bilden, als mächtige Argumente erwiesen. Dennoch hat es sich mehr, denn einmal, ereignet, daß der glückliche Kandidat, welcher diese Erwählung seiner Gebrechlichkeit verdankte, durch die Berührung der Tiara wunderbar wieder hergestellt worden ist.

Paul der Vierte — denn das war der aus dankbarer Erinnerung gegen seinen Schutzheiligen vom neuen Papste angenommene Name — wählte nach seiner Thronbesteigung eine Lebensweise, auf welche seine Brüder im Kollegium nicht gefaßt waren. Die Strenge und Selbstverläugnung früherer Tage bildeten einen starken Gegensatz zu dem Prunke seiner gegenwärtigen Einrichtung und zum verschwenderischen Luxus seiner Tafel. Wenn er gefragt wurde, wie er speisen wolle, antwortete er: „Wie anders, denn als ein großer Fürst?" Beim Mittagsmahle, welches aus zahlreichen Gängen mit den feinsten und epikuräischsten Gerichten bestand, brachte er gewöhnlich drei Stunden zu.

Niemand speiste mit ihm, wiewohl einer oder mehr Kardinäle, mit denen er sich ungezwungen unterhielt, gewöhnlich zugegen waren, und da er seine Mahle mit großen Zügen des dicken, schwarzen neapolitanischen Weines begleitete, so erhielt seine Rede unzweifelhaft davon eine vermehrte Lebhaftigkeit*). Alsdann waren sein Lieblingsthema die Spanier, welche er den Auswurf der Erde, ein gottverfluchtes Gezücht, Ketzer und Schismatiker, die Brut von Juden und Mauren nannte. Er bejammerte die Erniedrigung des von dem Joche einer so niederträchtigen Nation wundgeriebenen Italiens. Aber der Tag sei gekommen, da er losdonnern wolle, wo denn Karl und Philipp für ihr unrecht Gut zur Rechenschaft gezogen und aus dem Lande getrieben werden sollten**).

Indeß vergeudete Paul nicht alle seine Stunden mit diesem eitlen Prahlen, noch mit dem Vergnügen der Tafel. Er bewies jetzt die nämliche Thätigkeit, wie irgend früher, bei Kabinetsarbeiten und bei der Besorgung seiner Geschäfte. Indem er seine Stunden unregelmäßig einhielt, verlängerte er seine Studien manchmal den größern Theil der Nacht hindurch, während er bisweilen vor Tagesgrauen aufstand. Wenn er also beschäftigt war, wäre es für Niemanden seines Haushalts gerathen gewesen, ohne aufgefordert zu sein, sich zu ihm zu wagen.

Paul schien stets in einem Zustande von Nervenspannung zu sein. „Er ist ganz Nerv," schreibt der venetianische Gesandte Navagero von ihm, „und wenn er geht, so geschieht es mit einem freien elastischen Schritte, als ob er kaum den Boden berührte." Seine natürliche Anmaßung wurde bedeutend durch seine Erhebung zur ersten Würde der

---

*) „Vuol essere servito molto delicatamente; e nel principio del suo pontificàto non bastavano venticinque piatti: beve molto più di quello che mangia; il vino è possente e gagliardo, nero e tanto spesso, che si potria quasi tagliare, e dimandasi mangiaguerra, il qnale si conduce dal regno di Napoli." Relazione di Bernardo Navagero.

**) Ein anderes Mal finden wir, wie der Papst gegen die Spanier als nunmehrige Herren von Italien eifert, die einst daselbst nur als dessen Köche bekannt gewesen wären. „Dice ..... di sentire infinito dispiacere, che quelli che solevano essere cuochi o mozzi di stalla in Italia, ora comandino." Relazione di Bernardo Navagero.

Christenheit vermehrt. Er hatte von der Autorität des hohenpriesterlichen Amtes immer die höchsten Vorstellungen gehegt, und nun, da er auf dem Stuhle St. Peter's saß, schien er ein völliges Zutrauen in seine eigne Unfehlbarkeit zu haben. Er blickte auf die Fürsten Europa's nicht sowohl wie auf Söhne — die Sprache der Kirche —, denn als auf seine Dienstboten, die an seine Befehle gebunden seien. Paul's Denkungsweise hätte besser dem zwölften, denn dem sechszehnten Jahrhundert angestanden. Er kam wenigstens drei Jahrhunderte zu spät in die Welt. Bei allen seinen Handlungen verließ er sich allein auf sich selbst. Rath konnte er von Niemandem ertragen, und wehe dem Menschen, der irgend eine Bemerkung, geschweige denn ein Hinderniß, der Ausführung seiner Pläne entgegenzustellen gewagt hätte. Hinsichtlich der Weisheit dieser Pläne hegte er keine Zweifel. Eine Vorstellung, die sich einmal seines Geistes bemächtigt hatte, lag in demselben, um eine jetzt gebräuchliche eigenthümliche Phrase zu entlehnen, wie „eine ausgemachte Thatsache", die weder durch Argumente, noch durch Ueberredungskunst zu erschüttern war. Wir treffen manchmal auf solche Charaktere, bei welchen die Willensstärke und die unbezwingliche Thatkraft im Handeln von der Welt für Genie angesehen werden. In der That dienen beide als die beste Ergänzung des Genies durch die Ueberlegenheit, welche solche Eigenschaften ihren Eigenthümern über gewöhnliche Geister versichern. Indeß gab es Wege der Annäherung zum Hohenpriester, denn diejenigen, welche seinen Charakter kannten und sich zum Schmeicheln seiner Launen herbeiließen, konnten letztere zu ihrem eignen Vortheile bestimmen. Diese Politik wurde von Manchen aus Paul's Verwandtenzahl eingeschlagen, die jetzt, aufgemuntert durch seinen Schutz, aus ihrer Dunkelheit hervorkamen, um in den Strahlen der Mittagssonne zu glänzen.

Sein ganzes Leben hindurch hatte Paul gegen den Nepotismus als eine schändliche Sünde am Oberhaupte der Kirche losgezogen. Dennoch hatte er kaum die dreifache Krone aufgesetzt, als er auch schon ein glänzendes Beispiel zu der von ihm angeklagten Sünde durch die Gunstbezeugungen gab, welche er an drei Neffen verschwendete. Dieß war um so merkwürdiger, als sie Männer waren, deren Lebenswandel

sogar den nicht an allzu strenge Urtheile gewöhnten Italienern Anstoß gegeben hatte.

Den ältesten, welcher die Familie repräsentirte, erhob er in den Herzogsrang, indem er ihn von dem konfiscirten Eigenthum der Colonnas mit einem großen Vermögen ausstattete; — dieses berühmte Haus aber wurde unerbittlich wegen seines Anhängens an die spanischen Interessen von Paul verfolgt.

Einen andern Neffen machte er zum Kardinal: — eine Würde, zu welcher dieser sich nur leidlich durch seinen frühern Stand, den eines Soldaten, noch weniger aber durch sein Leben, das eines Ausschweifenden, schickte. Er war ein Mensch von einem emsigen, intriganten Wesen, und stachelte seines Oheims Rachegefühl gegen die Spanier an, die er selber haßte, weil er glaubte, daß sie ihm einst, als er noch in kaiserlichen Diensten stand, eine Beleidigung angethan hätten*).

Aber Paul bedurfte hierin keinen Antreiber. Er zeigte sehr bald, daß er, anstatt eine geistliche Reform zu vollziehen, zu einem seinem Herzen nähern Plane — der Unterwerfung der spanischen Macht in Neapel — gewillt war. Gleich Julius dem Zweiten, kriegerischen Andenkens, schwor er, die Barbaren aus Italien zu vertreiben. Er schien zu denken, daß die Donner des Vatikans all der Macht des Reiches und Spaniens mehr, als gewachsen wären. Aber er war nicht schwach genug, um sich bei einem solchen Streite gänzlich auf seine geistliche Artillerie zu verlassen. Durch den französischen Gesandten an seinem Hofe eröffnete er Unterhandlungen mit Frankreich und ging mit dieser Macht einen geheimen Vertrag ein, wonach sich jeder der beiden Theile, um den Krieg für die Wiedererlangung Neapels zu betreiben, zur Leistung eines bestimmten Kontingentes und zu einer Geldzahlung verpflichtete. Der Vertrag ward am 16. Dezember 1555 vollstreckt.

*) „Servì lungo tempore l'Imperatore, ma con infelicissimo evento, non avendo potuto avere alcuna ricompensa, come egli stesso diceva, in premio della sua miglior etá, e di molte fastiche, e pericoli sostenuti, se non spese, danni, disfavore, esilio ed ultimamente un ingiustissima prigionia.“ Nores, Guerra fra Paolo Quarto e Filippo Secondo. Manuskr. — Relazione di Bernardo Navagero.

Weniger als zwei Monate nach diesem Ereignisse, am 5. Februar 1556 verließ der unbeständige französische Monarch, — verlockt durch die vortheilhaften Anerbietungen Karl's, die übrigens von dem zerrütteten Zustande seiner eignen Finanzen unterstützt wurden, — seinen neuen Verbündeten und zeichnete den Vertrag von Vaucelles, welcher zwischen seinen Besitzungen und denen Philipp's einen fünfjährigen Waffenstillstand festsetzte.

Die Nachricht von diesem Vertrage gelangte zu Paul, als derselbe von seinen Hofleuten gerade umgeben war. Er behandelte das Ganze, als ob er es nicht glaubte, sprach aber den frommen Wunsch aus, daß solch' ein Friede der Nationen der Christenheit warten möge. Privatim war er nicht so gemäßigt. Allein ohne seine Wuth in leeren Drohungen auszulassen, ergriff er wirksame Mittel, um die Sachen zu ihrem frühern Zustande zurückzuführen: d. h. den französischen Monarchen zur Erneuerung des Vertrags mit ihm und zum sofortigen Beginn der Feindseligkeiten zu bewegen. Er kannte das schwankende Wesen des Monarchen, mit welchem er zu thun hatte. Demnach wurde der Kardinal Caraffa in einer Mission nach Paris geschickt und mit der Vollmacht ausgerüstet, einen neuen Vertrag abzuschließen; dazu machte dieser solche lockende Versprechungen von Seiten Seiner Heiligkeit, daß dieselben die Annahme durch den Monarchen und seine Minister versichern konnten.

Die französische Monarchie stand damals unter dem Szepter Heinrich's des Zweiten, des Sohnes Franz des Ersten, mit dessen Charakter der seinige keine Aehnlichkeit hatte; wenigstens bestand die Aehnlichkeit nur in jenen prangenden Eigenschaften, welche zu nahe an der Oberfläche liegen, als daß sie zu dem, was Charakter heißt, gerechnet werden könnten. Er affektirte eine ritterliche Art, that sich in den Tournierübungen hervor und überließ sich einem flüchtigen Streben nach militärischem Ruhme. Kurz, er bildete sich ein Held zu sein ein und scheint einige seiner Hofleute so weit gebracht zu haben, daß er sie überredete, er sei zu einem solchen bestimmt. Allein, er besaß nur wenige Eigenschaften, welche zum Charakter eines Helden gehören. Er war so wenig ein Held, wie ein guter Christ, obwohl er seine Rechtgläubigkeit durch die Verfolgung der Protestanten, die

sich jetzt in den südlichen Theilen des Königreiches zu einer furchtbaren Sekte erhoben, zu beweisen wähnte. Er schöpfte wenig aus sich selbst, indem er ein behaglich fahrlässiges Leben führte und die Leitung seiner Geschäfte seinen Günstlingen und seinen Mätressen anvertraute.

Die berühmteste unter diesen war Diana de Poitiers, von Heinrich zur Herzogin erhoben, die ihre persönlichen Reize und ihren Einfluß über den königlichen Liebhaber bis zu einem spätern Alter, als dieß gewöhnlich geschieht, bewahrte. Die Männer seines Hofes, zu welchen der König das meiste Zutrauen hatte, waren der Constable Montmorency und der Herzog von Guise.

Anne de Montmorency, der Constable von Frankreich, war einer der stolzesten des französischen Adels; — stolz wie sein großer Name, sein Rang, und sein Ansehen beim Oberhaupte. Er war im Hofdienste ergraut, und der seit seiner Kindheit an seinen Umgang gewöhnte Heinrich hatte, wenn er seine Pläne ausführte, sich auf ihn stützen gelernt. Dennoch war sein Urtheil, obschon zuversichtlich gegeben, nicht allemal gesund. Seine Ansichten waren weit davon entfernt, umfangreich zu sein, und wiewohl er voller Muth war, zeigte er doch wenig Fähigkeit für militärische Angelegenheiten. Ein Bewußtsein dessen mag ihn vielleicht bewogen haben, eine friedliche, seinem Genie angemessene Politik anzuempfehlen. Er war ein tüchtiger Katholik, äußerst ängstlich in allen seinen Andachtsformeln, und mischte, wenn man Brantome glauben darf, sonderbar genug das Militärische und Religiöse unter einander. Er sagte sein Paternoster zu gewissen festen Stunden her, mochte er alsdann auch beschäftigt sein, womit es eben war. Von Zeit zu Zeit habe er abgesetzt, um zu kommandiren, indem er rief: „Schneidet mir den und den Mann herunter!" „Hängt einen andern auf!" „Durchbohrt diese Kerle mit euren Lanzen!" „Steckt jenes Dorf in Brand!" — und so fort; und, nachdem er auf diese Weise den militärischen Theil seines Gewissens erledigt hatte, ging er, wie zuvor, mit seinem Paternoster weiter.

Einen sehr davon verschiedenen Charakter besaß sein jüngerer Nebenbuhler Franz, Herzog von Guise, der Onkel der schottischen Königin Maria und Bruder des Regenten. Von einem kühnen, strebsamen Wesen, erfüllt mit Ruhmliebe, glänzend und volksthümlich in

seinem Benehmen, ergötzte er das Volk durch seine Sitten und durch den Glanz seiner Equipage und Kleidung. Wenn er nach Hofe kam, war er gewöhnlich von drei oder vier hundert Kavalieren begleitet, die sich an Guise als ihrem Muster bildeten. Seine schöne Persönlichkeit war durch das prangende Kostüm seiner Zeit — einen carmoisinrothen Wamms, einen schneeweißen Hermelinmantel und eine mit scharlachrother Feder geschmückte Kopfbedeckung – herausgeputzt. In dieser Kleidung konnte man ihn oft, auf seinem prächtigen Streitrosse und mit einem lebhaften Gefolge von Edelleuten hinterdrein, im vollen Gallopp zur Bewunderung des Volkes durch die Straßen von Paris sprengen sehen.

Aber sein Charakter war nicht völlig aus solchen Eitelkeiten zusammengesetzt. Er war bedächtig im Rathe und hatte sich als den besten Feldherrn Frankreichs bewiesen. Er war es, der bei der denkwürdigen Belagerung von Metz kommandirte und die Anstrengungen des kaiserlichen Heeres unter Karl und dem Herzog von Alva vereitelte. Caraffa fand wenig Schwierigkeit, ihn für seine Sache zu gewinnen, da ersterer dem ehrgeizigen Führer die glänzende Aussicht auf Eroberung Neapels eröffnete. Die Argumente des verschmitzten Italieners wurden durch die Herzogin von Valentinois unterstützt. Vergebens erinnerte der ergraute Montmorency den König an den zerrütteten Zustand der Finanzen, der ihn zu dem schändlichen Auswege des Verkaufs der öffentlichen Aemter getrieben hatte. Die Gegenpartei machte geltend, daß nach dem langen Kampfe die Lage Spaniens wenig besser sei; daß die Zügel der Regierung jetzt aus den Händen des weisen Karl's in die seines unerfahrenen Sohnes gelegt wären, und daß die Mitwirkung Roms ein nicht zu verachtendes günstiges Zusammentreffen von Umständen abgäbe. Dann ward Heinrich von Caraffa's Versicherung angeködert, daß sein Onkel dem französischen Monarchen für einen seiner jüngern Söhne die Investitur über Neapel verleihen und an einen andern Mailand vergeben wollte. Das Anerbieten war zu lockend, als daß man hätte widerstehen können.

Nur ein Einwurf fand sich in gewissen Gewissensskrupeln wegen der Verletzung des neulichen Vertrags von Vaucelles. Hierfür versprach der Papst, welcher den Einwand vorausgesetzt hatte, bereitwillig

Absolution. Als der König auch etwas Mißtrauen zeigte, daß der Nachfolger Paul's, dessen vorgerücktes Alter sein Leben unsicher erscheinen ließ, vielleicht den Vertrag nicht ausführen werde, so war Caraffa ermächtigt, ihm die Versicherung zu geben, daß dieser Gefahr durch die Ernennung eines Bündels französischer Kardinäle oder solcher im französischen Interesse begegnet werden sollte.

Indem man auf diese Weise mit allen Schwierigkeiten zu Ende war, ward der Vertrag im Monat Juli 1556 vollzogen. Beide Theile verpflichteten sich, daß ein jeder von ihnen gegen zwölf tausend Mann Infanterie, fünf hundert Bewaffnete und die nämliche Zahl leichte Reiterei stellen sollte. Frankreich hatte drei hundert fünfzig tausend, Rom einhundert und funfzig tausend Dukaten zu den Kriegskosten zu steuern. Die französischen Truppen sollten vom Papste mit Proviant versehen werden, wofür sie Seine Heiligkeit zu entschädigen hatten. Ferner kam man überein, daß ein jüngerer Sohn Heinrich's in Neapel eingesetzt, daß ein beträchtlicher Strich der nördlichen Gränze zu dem päpstlichen Gebiete geschlagen, und daß für die drei Neffen des Papstes große Landgüter von den Eroberungen auserlesen werden sollten. Kurz, das Theilungssystem war so hübsch zurecht gelegt, als ob man den Raub, der bloß noch der Theilung unter die Parteien harrte, wirklich schon im Besitze hätte.

Endlich setzte man fest, daß Heinrich den Sultan Soliman einladen sollte, sein früheres Bündniß mit Frankreich zu erneuern und mit seinen Galeeren an der Küste von Calabrien zu landen. Auf diese Weise rüstete sich Seine Allerchristlichste Majestät mit dem Papste als dem einen, und dem Großtürken als dem andern Alliirten zum Kriege gegen den Allerkatholischesten Fürsten in der Christenheit!

Unterdessen warf Paul der Vierte, aufgebläht durch den Prospektus einer glücklichen Unterhandlung, das Bißchen Schicklichkeit, welches er bis dahin in seinem Eifer noch bewahrt hatte, vollends ab. Er ergoß sich mehr als je in bittern Beleidigungen gegen Philipp, und sagte den anwesenden spanischen Kardinälen in einem herausfordernden Tone, daß sie seine Worte vor ihrem Herrn wiederholen möchten. Er sprach davon, daß er gegen den König wegen der Eroberung Neapels, das derselbe durch die Nichtbezahlung des jährlichen Tributes

an den Heiligen Stuhl verwirkt hätte, einen gesetzlichen Prozeß einleiten wollte. Wie der Papst recht wohl wußte, war der Vorwand unbegründet. Allein der Prozeß ging mit gebührendem Ernste vor sich und endete mit einem Einziehungsspruche gegen den spanischen Monarchen.

Neben diesen ohnmächtigen Beleidigungen wandte der Papst wirksamere Beunruhigungsmittel an. Er verfolgte alle diejenigen, welche irgend ein Hinneigen zum spanischen Interesse zeigten. Er nahm die Ausbesserung der Mauern Roms vor und ging an die Verstärkung der Gränzbesatzungen. Seine Schritte erzeugten großen Schrecken unter den Römern, die sich noch zu lebhaft an ihren letzten spanischen Krieg unter Clemens dem Siebenten erinnerten, als daß sie einen neuen gewünscht hätten. Garcilasso de la Vega, welcher Philipp während der Regierung seines Vaters am päpstlichen Hofe vertreten hatte, schrieb über alle diese Vorgänge dem Vicekönig von Neapel einen ausführlichen Bericht. Garcilasso ward auf der Stelle ins Gefängniß geworfen. Taris, der spanische Postdirektor, ward sowohl ins Gefängniß geworfen, wie auch auf die Tortur gespannt. Nachdem der kaiserliche Gesandte Saria vergebens gegen die Beschimpfungen protestirt hatte, kam er zum Papste um seine Pässe zu fordern und mußte, ehe er zugelassen wurde, eine ganze Stunde vor dem Thore des Vaticans stehen.

Philipp hatte von allen diesen Vorgängen genaue Kenntniß. Er hatte lange schon das dunkle Gewitter erspäht, welches sich über den Alpen zusammenzog. Er hatte sich am Schlusse des letzten Jahres auf dasselbe gefaßt gemacht, indem er die Regierung von Neapel dem für eine solche Entscheidung geeignetsten Manne übertrug. Das war der Herzog von Alva, damals Gouverneur von Mailand und Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Da diese merkwürdige Persönlichkeit auf den folgenden Seiten unserer Darstellung einen großen Raum einnehmen wird, so dürfte es gut sein, einige Nachrichten von seinem früheren Leben zu geben.

Fernando Alvarez de Toledo war einem berühmten Hause Castiliens entsprossen, dessen Name mit den merkwürdigsten Ereignissen der Nationalgeschichte verbunden ist. Er ward 1508 geboren. Schon in seiner Kindheit hatte er das Unglück, seinen Vater, welcher bei der

Belagerung von Gelves in Afrika umkam, zu verlieren. Die Sorge für die Erziehung des Waisen ruhte auf seinem Großvater, dem berühmten Eroberer von Navarra. Unter diesem ergrauten Lehrer erhielt Fernando seinen ersten Kriegsunterricht, indem er schon als Knabe bei mehr als einem Scharmützel gegenwärtig war. Dieß scheint seine Lust zum Soldatenleben gesteigert zu haben, denn wir finden, daß er im Alter von sechszehn Jahren seine Heimath verläßt und bei der Belagerung von Fontarabia unter dem Banner des Constable's Velasco Dienste nimmt. In der Folge ward er zum Gouverneur dieses Platzes ernannt. 1527, als er noch nicht zwanzig Jahre zählte, gelangte er durch den Tod seines Großvaters in den Besitz der Titel und weiten Patrimonialgüter des Hauses Toledo.

Die von ihm entfaltete Fähigkeit, so wie sein hoher Rang machten ihn bald zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit, und da Philipp an Jahren zunahm, ward der Herzog von Alva in die Nähe seiner Person gebracht, bildete einen von seinen Räthen und nahm Theil an der Regentschaft von Castilien. Er begleitete Philipp auf seinen Reisen aus Spanien, und war, wie wir sahen, in seinem Gefolge sowohl in Flandern wie in England. Der Herzog besaß ein zu hochfahrendes und gebieterisches Wesen, um sich zu jenen Künsten herbeizulassen, von denen man glaubt, daß sie die leichtesten Zugänge zu der Gunst eines Fürsten eröffnen. Er traf auf Nebenbuhler von einer feineren Politik und einem fügsameren Wesen. Doch Philipp verstand seinen Charakter vollkommen wohl. Er kannte die Stärke seines Verstandes und ließ seiner Ergebenheit volle Gerechtigkeit widerfahren; auch bewies er sein Zutrauen in seine Redlichkeit, indem er ihm Aemter von der höchsten Verantwortlichkeit zu verwalten gab.

Der Kaiser hatte mit seiner gewöhnlichen Charakterkenntniß früh die militärischen Talente des jungen Edelmanns wahrgenommen. Er nahm Alva mit sich herum auf seinen Feldzügen in Deutschland, wo derselbe von einer untergeordneten Stellung rasch zum Oberbefehle in der Armee emporstieg. Dieß war seine Stellung bei der unglücklichen Belagerung von Metz, wo die spanische Infanterie beinahe der Hartnäckigkeit Karl's aufgeopfert worden war.

Auf seiner militärischen Laufbahn entfaltete der Herzog einige von den Eigenschaften, die seinen Landsleuten meist charakteristisch sind. Aber es waren Eigenschaften, die einem spätern Lebensalter angehören. Er zeigte wenig von dem romantischen und abenteuerlichen Geiste des spanischen Kavalieres, der Gefahr um der Gefahr willen sucht und Alles auf einen einzigen Wurf setzen würde. Die Vorsicht war sein vorwiegender Zug, worin er einem jeden Graubart in der Armee gleich kam: eine Vorsicht, die zu solcher Länge ausgedehnt wurde, daß sie manchmal dem unternehmenden Geiste des Kaisers einen Zaum anlegte. Man war erstaunt, einen so alten Kopf auf so jungen Schultern zu sehen.

Dennoch war diese Vorsicht mit einem Muthe verbunden, den Gefahren nicht einschüchtern konnten, und mit einer Ausdauer, welche die noch so schwere Anstrengung nicht zu ermüden vermochte. Er zog das sicherste Mittel, selbst wenn es das langsamste war, zur Erreichung seines Zweckes vor. Er geizte nicht nach Effekt; nie trachtete er durch einen glänzenden Handstreich Ueberraschung zu erregen. Er würde nicht eine einzige Chance zu seinen Gunsten durch die Berufung auf den Ausgang der Schlacht bloßgestellt haben. Er sah fest auf das Endziel, und er rückte darauf los nach einem mit dem genauesten Vorbedacht geplanten Operationssysteme. Die Folge dieser Operationen war fast immer Gelingung. Nur wenige große Befehlshaber sind ununterbrochener bei ihren Feldzügen glücklich gewesen. Indeß war es selten, daß diese Feldzüge von dem, was für die Einbildungskraft des jungen Ruhmdürstigen so verwirrend ist — von einem großen und entscheidenden Siege — bezeichnet gewesen wären. — Dergestalt waren einige von den mehr hervortretenden Zügen im militärischen Charakter des Mannes, welchem Philipp in dieser Krisis den Posten eines Vicekönigs von Neapel anvertraute.

Ehe er die Feindseligkeiten gegen die Kirche begann, beschloß der spanische Monarch sein Gewissen zu beschwichtigen, indem er womöglich eine Vollmacht für sein Verfahren von der Kirche selbst empfing. Er versammelte daher ein Kollegium, zusammengesetzt aus Theologen von Salamanca, Alcalá, Valladolid und andern Orten und aus Juristen von seinen verschiedenen Räthen, damit sie gewisse Streitfragen, welche

er ihnen vorlegte, entscheiden sollten. Unter Anderm begehrte er zu wissen, ob es, im Falle eines Krieges mit dem Papste, recht sein würde, die Einkünfte solcher eingebornen oder fremden Personen, welche Pfründen in Spanien besäßen, aber den Befehlen ihres Oberherrn den Gehorsam versagten, in Beschlag zu nehmen; — ob er nicht auf alle Einkünfte Beschlag legen und alle Geldsendungen nach Rom verhindern dürfe; — ob man nicht ein Koncil berufen könne, damit dasselbe über die Gültigkeit von der Wahl Paul's, die in mancher Hinsicht unregelmäßig sein solle, entscheide; — ob man keine Untersuchung wegen der groben Mißbräuche der geistlichen Beschützung durch den römischen Stuhl anstellen und wirksame Mittel dagegen ergreifen könne. Der Vorschlag eines geistlichen Koncils war eine an das hohenpriesterliche Ohr unangenehm schrillende Drohung, die von europäischen Fürsten als eine Art von Gegenschlag für die Bedrohung mit Exkommunikation gebraucht wurde. Die besondern Gegenstände, um derentwillen dieß Koncil zu berufen war, waren nicht von der Art, daß sie die reizbaren Nerven Seiner Heiligkeit beruhigen konnten. Das Konklave von Theologen und Juristen gab so günstige Antworten auf die verschiedenen Fragpunkte, wie der König vorausgesetzt hatte, und Philipp sandte unter einer so respektablen Sanktion seinem Vicekönige den Befehl, wirksame Maßregeln zum Schutze Neapels zu ergreifen.

Alva hatte nicht auf diesen Befehl gewartet, sondern sich emsig mit der Musterung seiner Hülfsquellen und mit der Sammlung von Truppen von den Abruzzen und andern Theilen seines Gebietes beschäftigt. Da die Feindseligkeiten unvermeidlich waren, so beschloß er, den ersten Streich zu thun und den Krieg in das Land des Feindes zu tragen, ehe dieser zum Ueberschreiten der neapolitanischen Gränze Zeit gewänne. Gleich seinem Herrn gedachte der Herzog jedoch, sich, ehe er die Waffen gegen das Oberhaupt der Kirche ergriffe, so weit als möglich von persönlicher Verantwortlichkeit frei zu machen. Demzufolge richtete er an den Papst und die Kardinäle ein Manifest, worin er in feurigen Ausdrücken die mannichfachen Beschwerden seines Herrn aufzählte: die schändliche und beleidigende Sprache Paul's; die Philipp's Vertretern und dem kaiserlichen Gesandten angethanen Beschimpfungen; die Einleitung eines Prozesses, um seinen Herrn Neapels zu berauben,

und zuletzt die kriegerischen Kundgebungen des Papstes längs der Gränze, welche keinen Zweifel über seine Absichten übrigließen. Er beschwor Seine Heiligkeit, einzuhalten, ehe er sein Land in Krieg stürzte. Als Haupt der Kirche habe er die Pflicht Frieden zu erhalten, nicht aber, Krieg in die Christenheit zu bringen. Er beschrieb die unvermeidlichen Kriegsübel und den Ruin und die Verwüstung, die er über die schönen Gefilde Italiens bringen müsse. Wenn dieß geschähe, so würde es das Thun des Papstes sein und auf denselben die Verantwortlichkeit fallen. Von Seiten Neapels würde es nur ein Vertheidigungskrieg sein. Was ihn selbst anlange, so habe er keine Wahl. Er sei zur Aufrechterhaltung der Besitzungen seines Oberherrn eingesetzt, und wolle mit Gottes Hülfe sie bis zu seinem letzten Blutstropfen aufrecht erhalten.

Während Alva an den Papst diesen Aufruf erließ, bat er um die Vermittlung der venetianischen Regierung, eine Aussöhnung zwischen Philipp und dem Vatican zu Stande zu bringen. Sein feuriges Manifest ward einem besondern Gesandten, einem Manne von ziemlicher Bedeutung in Neapel, anvertraut. Die einzige Entgegnung, welche der hitzköpfige Hohepriester gab, war, daß er den Gesandten ins Gefängniß warf und, wie Einige berichten, auf die Tortur spannte.

Mittlerweile hatte Alva, da er sich nicht sehr auf den Erfolg des Aufrufes verließ, ein Heer gemustert, das sich im Ganzen auf zwölf tausend Fußvolk, funfzehn hundert Reiterei und einen Geschützzug von zwölf Stücken belief. Sein Fußvolk bestand hauptsächlich aus Neapolitanern, von denen manche nur schon wenig Dienst gesehen hatten. Die Stärke seines Heeres lag in den spanischen Veteranen, welche ein Drittel seiner Macht bildeten. Der Sammelplatz war San Germano, eine Stadt an der nördlichen Gränze des Königreichs. Am ersten September 1556 verließ Alva in Begleitung von einer tapfern Kompagnie von Kavalieren die Hauptstadt, und am vierten traf er am festgesetzten Platze ein. Am folgenden Tage überschritt er an der Spitze seiner Truppen die Gränze und rückte gegen Pontecorvo. Von Seiten der Einwohner traf er auf keinen Widerstand, denn sie öffneten ihm ihre Thore auf der Stelle. Mehrere andere Plätze folgten dem Beispiele von Pontecorvo, und indem Alva von ihnen Besitz ergriff, ließ er in der Hauptkirche einer jeden Stadt einen Schild mit dem Wappen des heiligen

Kollegiums nebst einer Bekanntmachung aufhängen, daß er es bis zur Neuwahl eines Papstes bloß mit dem Kollegium hielte. Durch diese Handlung machte er der christlichen Welt bekannt, daß der Zweck des Krieges, insoweit Spanien in Betracht käme, nicht Eroberung, sondern Vertheidigung sei. Einige Geschichtsschreiber finden eine tiefere Politik darin, nämlich, daß er Gefühle des Mißtrauens zwischen dem Papste und den Kardinälen habe rege machen wollen.

Anagni, ein einigermaßen starker Platz, verweigerte es, sich auf des Herzogs Aufforderung zu übergeben. Letzterer wurde drei Tage aufgehalten, ehe seine Kanonen eine benutzbare Bresche in den Mauern geschossen hatten. Alsdann ordnete er einen Sturm an. Die Stadt wurde erstürmt und der Plünderung Preis gegeben: ein Ausdruck, worunter man die Verübung aller jener Gräuel zu verstehen hat, welche in jener Zeit der unbarmherzige Kriegsbrauch an Personen und Eigenthum vertheidigungsloser Einwohner ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter erlaubte.

Einer oder zwei Plätze, die Widerstand leisteten, theilten das Geschick von Anagni, und nachdem der Herzog von Alva in seinen Eroberungen als Besatzung so viel Truppen, wie er entbehren konnte, zurückgelassen hatte, führte er seine siegreichen Legionen gegen Tivoli: eine Stadt, die von Natur durch ihre Lage auf einem erhabenen Boden befestigt ist und die östlichen Zugänge der Hauptstadt beherrscht. Der Platz übergab sich ohne den Versuch eines Widerstandes, und da Alva seinen Leuten einige Rast geben wollte, schlug er in Tivoli sein Hauptquartier auf, während sich seine Armee über die Vorstädte und das eine gute Fütterung für die Reiterei abgebende Land verbreitete.

Die rasche Aufeinanderfolge dieser Ereignisse, der Fall von Stadt auf Stadt und vor Allem das gräßliche Geschick von Anagni erfüllte das Volk in Rom mit Schrecken. Die Weiber begannen eilends die Stadt zu verlassen; viele von den Männern würden gefolgt sein, wäre nicht der General Caraffa dazwischen getreten. Der panische Schrecken war so groß, als wenn der Feind schon vor den Thoren der Hauptstadt gewesen wäre. Inmitten dieser allgemeinen Bestürzung schien Paul fast der einzige Mann zu sein, der seine Geistesgegenwart behielt. Navagero, der venetianische Minister, war zugegen, als der Papst

Nachricht von der Erstürmung Anagni's erhielt, und bezeugt, daß derselbe seine öffentlichen Geschäfte des Morgens mit einer Fassung durchging, als ob Nichts vorgefallen wäre *). Dieß war öffentlich; allein die Erschütterung war stark genug, um einige Funken seines feurigen Gemüths anzuschlagen, wie diejenigen fanden, welche mit ihm diesen Tag privatim zusammenkamen. Dem venetianischen Unterhändler, der nach Rom wegen der Vermittelung des Friedens gekommen war und ihn zum Eingehen von Vergleichsbestimmungen mit Spanien drängte, erwiderte er hochfahrend, daß Alva erst die Gränze zurücküberschreiten müsse, und wenn er dann noch Etwas zu begehren habe, so möge er seine Petition vorbringen, wie ein pflichtgetreuer Sohn der Kirche. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß der siegreiche General diesen Weg einschlagen würde.

In einer Zusammenkunft mit zwei französischen Edelleuten, von denen er Ursache hatte, zu vermuthen, daß sie sich für die Friedensangelegenheit interessirten, rief er aus: „Wer mich zu einem Frieden mit Ketzern bringen möchte, ist ein Diener des Teufels. Der Himmel wird Rache an ihm nehmen. Ich werde Gottes Fluch auf ihn herabflehen. Wenn ich finde, daß Sie Sich in irgend eine solche Sache mischen, so laß' ich Ihnen die Köpfe von den Schultern hauen. Halten Sie das nicht für eine leere Drohung. Ich habe im Rücken ein Auge auf Sie" — indem er sich eines italienischen Sprüchwortes bediente — „und wenn ich finde, daß Sie mit mir ein falsches Spiel treiben, oder versuchen, mich ein zweites Mal in einen verfluchten Waffenstillstand zu verwickeln, so schwöre ich's Ihnen beim ewigen Gott, daß ich, mag auch daraus kommen was da wolle, Ihre Köpfe von Ihren Schultern fliegen lasse!" „Auf diese Weise", schließt der Erzähler, der einer von den beiden war, „fuhr Seine Heiligkeit beinahe eine Stunde fort, indem er im Zimmer auf- und abging und die ganze Zeit von seinen Beschwerden wie vom Abschlagen unserer Köpfe sprach, bis er durch sein Reden ganz außer Athem gekommen war."

---

*) „Stava intrepido, parlando delle cose appartenenti a quel' uffizio come se non vi fusse alcuna sospezione di guerra, non che gl' inimici fussero vicini alle porte."

Aber die Tapferkeit des Papstes verhauchte nicht in Worten. Er ging auf der Stelle daran, die Hauptstadt in den besten Vertheidigungszustand zu setzen. Um Gelder für seine Truppen zu erheben, besteuerte er das Volk, zog die Besatzungen von den benachbarten Plätzen ein, bildete eine Leibgarde von sechs bis sieben hundert Berittenen und hatte bald die Genugthuung, seine römischen Aushebungen sich auf sechs tausend für den Krieg wohlausgerüstete Fußsoldaten belaufen zu sehen. Sie sahen tapfer aus mit ihren schönen Uniformen und ihren mit dem päpstlichen Wappen reichgeschmückten Fahnen. Als sie vor Seiner Heiligkeit, die an einem Fenster ihres Palastes stand, die Revüe passirten, ertheilte er ihnen seinen Segen. Allein die Schneide des römischen Schwerts pflegt, nach einem alten Sprüchwort, stumpf zu sein, und diese Feiertagstruppen waren, wie sich bald zeigte, den festen Veteranen Spaniens nicht gewachsen.

Unter den, dem Papste zur Verfügung stehenden Truppen war eine Abtheilung deutscher Söldlinge, die den Krieg als Geschäft betrieben und sich dem höchsten Angebote überließen. Sie waren Lutheraner mit geringer Kenntniß der römisch-katholischen Religion und noch geringerem Respekte vor ihr. Sie starrten ihre Gebräuche als Vermummungen an, und machten Witze über ihre feierlichsten Ceremonien unmittelbar unter den Augen des Papstes. Aber Paul, der zu anderer Zeit Beleidigungen wie diese mit dem Galgen und Scheiterhaufen bestraft haben würde, durfte nicht mit seinen Vertheidigern hadern und mußte seinen Aerger so gut es ging verschlucken. Man bemerkte, daß die Zustände garstig aus den Fugen gegangen waren, als das Haupt der Kirche Ketzer zu seinen Alliirten und Katholiken zu seinen Feinden hatte.

Unterdessen lag der Herzog von Alva in Tivoli. Wenn er den durch seine Erfolge verursachten panischen Schrecken benutzt hätte, so hätte er, wie man glaubte, sich ohne viele Mühe der Hauptstadt bemeistern können. Aber dieß paßte nicht in seine Politik, denn er wollte sich lieber mit dem Papste vergleichen, als ihn zu Grunde richten. Er wünschte die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, indem er ihr die Zufuhr abschnitt. Wie schon bemerkt, befähigte ihn der Besitz von Tivoli, die östlichen Zugänge von Rom zu beherrschen, und er beschloß jetzt, sich

zum Herrn von Ostia zu machen, um auf diese Weise die Verbindung mit der Küste zu zerstören.

Demgemäß zog er sein Heer zusammen, verließ Tivoli und richtete seinen Marsch durch die Campagna, südlich von der römischen Hauptstadt. Unterwegs bemeisterte er sich einiger zum heiligen Stuhle gehörigen Plätze, gelangte in den ersten Tagen des Novembers vor Ostia an und nahm seine Stellung an den Ufern der Tiber, wo sich dieselbe in zwei Arme theilt, davon der nördliche Fiumicino, oder der kleine Fluß hieß. Die Stadt, oder besser das Dorf, bestand bloß aus einem Paar zerstreuten Häusern, sehr verschieden von dem stolzen Ostia, dessen geräumiger Hafen einst des Welthandels voll war. Sie war durch eine Citadelle von einiger Stärke geschützt, leidlich mit militärischen Vorräthen versorgt und von einer kleinen, aber auserlesenen Truppenabtheilung besetzt, so daß offenbar die Regierung einen Angriff von dieser Seite nicht vorausgesetzt hatte.

Der Herzog ließ von Nettuno, einem in seiner Gewalt befindlichen Küstenorte, eine Anzahl Boote herumsenden. Mit ihrer Hülfe bildete er eine Brücke, über welche er eine kleine Abtheilung seines Heeres nebst dessen Zuge schweren Geschützes schickte. Das Dorf ward leicht genommen, aber, da die Citadelle sich der Uebergabe weigerte, mußte Alva sie regelmäßig belagern. Er errichtete zwei Batterien, worauf er sein schweres Geschütz pflanzte, das die gegenüberliegenden Theile der Festung bestrich. Alsdann eröffnete er auf die Außenwerke eine lebhafte Kanonade, die mit großem Muthe von der Besatzung erwidert wurde.

Mittlerweile sandte er unter Colonna eine bedeutende Abtheilung Reiterei ab, die das Land bis unter die Mauern von Rom selbst säuberte. Eine Schwadron Kavallerie, deren tapfere Haltung das Herz des alten Papstes mit Frohlocken erfüllt hatte, stürzte gegen die Räuber heraus. Nicht weit von der Stadt fand ein Treffen Statt. Die Römer hielten tapfer den Angriff aus; allein, nachdem sie ihre Lanzen zersplittert hatten, machten sie Kehrt und überließen, ohne einen zweiten Angriff zu unternehmen, das Feld dem Feinde, der ihnen bis unter die Thore der Hauptstadt folgte. Ihnen wurde auf ihrer Flucht so hart mitgespielt, daß die kühnen Reiter nicht wieder bewogen werden konnten,

ihre Mauern zu verlassen, obschon der Kardinal Caraffa — der nur mit Mühe dem Feinde entkam —, um ihnen Muth zu machen, einen Ausfall mit einer Handvoll seines Gefolges unternahm.

Während der Zeit setzte Alva Ostia hart zu, aber, obwohl schon mehr als eine Woche verstrichen war, so bezeigten die Belagerten doch keine Lust sich zu ergeben. Als zuletzt der spanische Oberbefehlshaber am siebzehnten November seine Munition ziemlich verbraucht und seine Armee knapp an Proviant fand, beschloß er einen allgemeinen Sturm. Nachdem der Herzog wie gewöhnlich am folgenden Morgen früh die Messe gehört hatte, bestieg er sein Pferd und gab, indem er zur Belebung des Muthes seiner Soldaten durch die Reihen ritt, Befehl zum Angriff. Zuerst wurde eine Abtheilung Italiener die Mauern zu ersteigen abgeschickt; allein sie wurden mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. Ihre Offiziere fanden, daß es unmöglich war, sie wieder zu sammeln und zum Sturm zurückzuführen. Alsdann ward eine auserlesene Abtheilung spanischer Infanterie zu diesem gefährlichen Dienste abgesandt. Mit unglaublicher Schwierigkeit gelang es diesen, während ein Ungewitter von Brennstoffen und sonstigen Geschossen von der Garnison herabgeschleudert wurde, die Wälle zu ersteigen und sich einen Eingang in den Platz zu bahnen. Aber hier trafen sie auf einen Muth, der so unbeugsam wie der ihrige war. Der Kampf war lang und verzweifelt. Im Laufe des Feldzugs hatte es kein solches Fechten gegeben. Da endlich der Herzog den von seinen Leuten erlittenen schweren Verlust und, weil die Dunkelheit hereinbrach, die Nutzlosigkeit des Versuches gewahr wurde, gab er das Zeichen zum Rückzuge. Die Angreifer waren unzweifelhaft bei dem Zusammentreffen am schlimmsten weggekommen; allein die von Müdigkeit erschöpften Belagerten, deren Munition ziemlich verbraucht und deren Proviant beinahe zu Ende war, fühlten sich nicht in der Lage, am folgenden Tage einen neuen Sturm auszuhalten. Den neunzehnten November als den nächsten Morgen nach dem Treffen kapitulirte daher die tapfere Besatzung und wurde mit Ehren als Kriegsgefangene behandelt.

Jetzt schien sich das Geschick des Feldzugs entscheiden zu müssen. Da alle vornehmlichen Städte in der Hand des Feindes und die Verbindungen sowohl mit dem Lande wie mit der Küste abgeschnitten

waren, so mag der Papst wohl seine Unfähigkeit, auf diese Weise allein gegen die Macht Spaniens zu stehen, gefühlt haben. Wenigstens fühlten es seine Unterthanen, und sie ließen sich durch sein arrogantes Benehmen nicht abhalten, laut gegen die Fortsetzung dieses zu Grunde richtenden Krieges zu schreien. Aber Paul wollte Nichts vom Frieden hören. So sehr er auch durch seine letzten Niederlagen gelähmt war, so hegte er doch die Zuversicht, Alles bei der Ankunft der Franzosen, die, wie er zu seiner Freude hörte, in vollem Marsche über das mailändische Gebiet heranrückten, wieder gut machen zu können. Nicht so abgeneigt war er einem Waffenstillstande, welcher denselben Zeit zum Kommen ließ.

Demzufolge hatte der Kardinal Caraffa mit dem Herzoge von Alva eine Zusammenkunft und leitete mit ihm Unterhandlungen wegen einer Waffenruhe ein. Der Vorschlag war dem Herzog nicht unwillkommen, da dieser, durch Verluste jeder Art abgeschwächt, keineswegs am Schlusse eines thätigen Feldzugs in der Lage war, mit einem frischen Heere unter dem Oberbefehle eines so geübten Führers, wie des Herzogs von Guise, zu fechten. Er hegte keine Furcht, sich zum zweiten Male einem Zusammentreffen mit dem französischen Feldherrn unter ziemlich eben so großen Mißverhältnissen auszusetzen, wie es jene, die ihn bei Metz zurückwarfen, gewesen waren.

Bei diesen freundlichen Gesinnungen ward bald ein Waffenstillstand von vierzehntägiger Dauer zwischen den beiden Theilen zu Stande gebracht. Die Bestimmungen desselben waren für Alva ehrenhaft, da sie ihn im Besitze aller seiner Eroberungen beließen. Nachdem der spanische Oberbefehlshaber diese Einrichtungen beendet hatte, brach er sein Lager am südlichen Ufer der Tiber ab, schritt die Gränze zurück und hielt nach einigen Tagen an der Spitze seiner Bataillons seinen Triumphzug in die Stadt Neapel*).

*) Der Kaiser Karl der Fünfte, der gerade auf dem Wege nach Yuste war, hegte über den Waffenstillstand eine von der Alva's sehr verschiedene Ansicht, indem er ihn herzlich schalt, daß er, anstatt den Franzosen Zeit nach Italien zu kommen und sich mit dem Papste zu vereinigen zu geben, nicht auf die Einnahme von Ostia hatte einen entscheidenden Schlag folgen lassen.

So endete der erste Feldzug des Krieges mit Rom. Er hatte eine scharfe Lehre gegeben, die bei einem weniger arroganten Papste, als Paul dem Vierten, das Selbstvertrauen erschüttert und den Stolz erniedrigt haben würde. Aber er diente ihm bloß dazu, seinen Haß gegen die Spanier zu stärken und sein Rachegefühl aufzustacheln.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Guise kommt nach Italien. — Die Operationen in den Abbruzzi. — Die Belagerung von Civitella. — Alva vertreibt die Franzosen. — Rom von den Spaniern bedroht. — Paul gibt seine Zustimmung zum Frieden. — Paul's fernere Laufbahn.

1557.

Während die auf den vorhergehenden Seiten erwähnten Ereignisse in Italien vorfielen, war die französische Armee, unter dem Herzog von Guise, an der Gränze von Piemont angelangt. Als dieser Befehlshaber Paris verließ, befand er sich an der Spitze eines aus zwölf tausend Mann Fußvolk bestehenden Heeres, wovon fünf tausend Schweizer und die übrigen Franzosen, mit Einschluß einer beträchtlichen Anzahl Gascogner, waren. Seine Reiterei belief sich auf zwei tausend, und er war mit zwölf Geschützstücken versehen. Daneben hatte Guise eine Zahl tapferer französischer, meist noch junger Edelleute bei sich, die unter dem berühmten Vertheidiger von Metz Lorbeern zu gewinnen trachteten.

Die französische Armee traf auf ihrem Durchmarsche durch Piemont auf keinen Widerstand. Der König von Spanien hatte der Regierung von Mailand anbefohlen, die Besatzungen der Festungen zu verstärken, aber den Franzosen, wofern sie nicht die Feindseligkeiten selbst begännen, keinen Widerstand entgegen zu stellen. Einige von des Herzogs Räthen wollten ihn allerdings zu solchen Feindseligkeiten

bereden. Besonders trieb den französischen Befehlshaber sein Schwiegervater, der Herzog von Ferrara, welcher ihm eine Verstärkung von sechs tausend Truppen zugeführt hatte, eifrig an, sich des Mailändischen zu versichern, ehe er in den Süden vordränge, denn sonst würde er einen gefährlichen Feind im Rücken haben. Der Italiener machte auch die Bedeutung eines solchen Schrittes insofern geltend, als derselbe der Angevinischen Faktion in Neapel Vertrauen einflöße, und zu Frankreich jene Staaten überziehe, welche mit ihrer Politik gezaudert oder erst neulich sich zu einer Allianz mit Spanien verstanden hätten.

Frankreich übte damals nur wenig Einfluß auf die Kabinette der italienischen Mächte aus. Nachdem Genua einen vergeblichen Revolutionsversuch gemacht hatte, war es Spanien ergeben. Die Mitwirkung von Cosmo de Medici, dem damaligen Herrn von Toscana, war durch die Abtretung Sienna's versichert worden. Der Herzog von Parma, welcher eine Zeit lang mit dem französischen Monarchen geliebäugelt hatte, ward von Spanien durch die Rückgabe von Placentia, dessen er durch Karl den Fünften beraubt worden war, herübergezogen. Sein kleiner Sohn Alexander Farnese wurde als Geisel an den Hof von Madrid gesandt, damit er dort unter den Augen Philipp's erzogen würde: in einer Schule, deren Früchte man in dem Kriege der Niederlande ärnten sollte, wo der Zögling sich als den vollendetsten Feldherrn seiner Zeit erwies. Venedig beobachtete von seiner einsamen Warte an dem adriatischen Meere die politischen Wechsel Italiens aus der Ferne, bereit, aus für sich günstigen Wechselfällen Gewinn zu ziehen. Seine konservative Politik gab ihm übrigens ein, die Dinge so weit als möglich in ihrer gegenwärtigen Lage zu belassen. Es wünschte sehr, daß das bestehende Gleichgewicht nicht durch die Einführung irgend einer neuen Macht auf der italienischen Bühne gestört würde, und war auf die Einladung des Herzogs von Alva, eine Beilegung zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, bereitwillig eingegangen. Diese friedliche Stimmung fand wenig Ermuthigung von Seiten des kriegerischen Papstes, der über Italien Krieg gebracht hatte.

So weise auch der Rath des Herzogs von Ferrara an sich selbst sein mochte, so wurde er doch nicht von seinem Schwiegersohn, dem

Herzoge von Guise, für annehmbar befunden, da der letztere eifrig nach Neapel als dem eigentlichen Schauplatze seiner Eroberungen vorwärts drängte. Der Papst rief ihm ebenfalls in den entschiedensten Ausdrücken zu, seinen Marsch zu beschleunigen, da Neapel der Gegenstand der Expedition sei. Der französische Befehlshaber besaß die Gewandtheit sich Instruktionen gleichen Inhalts von seinem eignen Hofe zu verschaffen, worauf er that, als ob er hierdurch entschieden würde. Sein italienischer Schwiegervater war über diese Entscheidung so ärgerlich, daß er auf der Stelle das Lager verließ und seine sechs tausend Mann zurückzog, indem er erklärte, daß er Alles, was er aufbringen könnte, nöthig hätte, um seine eignen Staaten gegen die mailändischen Truppen zu decken.

Während ihm auf diese Weise seine italienische Verstärkung benommen wurde, setzte der Herzog von Guise seinen Marsch fort, betrat das Kirchengebiet, hielt sich auf seinem Wege längs der Küste des adriatischen Meeres und rückte über Ravenna und Rimini; indeß er alsdann schnell sich nach dem Innern wandte, machte er bei Gesi Halt und fand daselbst gute Quartiere für seine Leute, so wie reichliche Fütterung für die Pferde.

Indem er seine Armee in ihren angenehmen Quartieren ließ, begab er sich bald darauf nach Rom, um mit dem Papste den Plan für den Feldzug zu entwerfen. Guise ward von Paul, der ihn als den treuen Kämpen der Kirche mit ausgezeichneter Ehre behandelte, gnädig aufgenommen. Durch die Anwesenheit des französischen Heeres in seinen Besitzungen kühn gemacht, zögerte der Papst nicht länger, die Erneuerung des Krieges gegen Spanien zu verkünden. Die über die Campagna zerstreuten römischen Angeworbenen machten auf die mit schwachen spanischen Besatzungen versehenen Plätze Angriffe. Die meisten derselben, darunter Tivoli und Ostia, wurden wiedergenommen, und die stolze Brust des Papstes schwoll von Jubel bei dem Gedanken, daß die spanische Herrschaft in Italien bald vertilgt sein würde.

Nachdem Guise einige Tage im Vatikan zugebracht hatte, traf er wieder in Gesi zu seiner Armee. Von Seiten Seiner Heiligkeit war er mit Hülfsversicherungen in Fülle gekräftigt worden, und bald

fand sich bei ihm einer von Paul's Neffen, der Herzog von Montebello, mit einer schwachen Verstärkung ein. Man beschloß auf der Stelle die neapolitanische Gränze zu überschreiten und die Operationen mit der Belagerung von Campli zu beginnen.

Dieß war ein bedeutender Ort, in der Mitte eines fruchtbaren Gebietes gelegen. Die eingeborene Bevölkerung war durch den Zufluß der Leute von dem umliegenden Lande, die in Campli als einem sichern Platze Zuflucht suchten, vermehrt worden. Aber sie thaten wenig zu seiner Vertheidigung. Es widerstand dem heftigen Angriffe der Franzosen, welche die Stadt mit Sturm nahmen, nicht lange. Die Männer — Alle, die Widerstand machten, — mußten über die Klinge springen. Die Frauen wurden den zügellosen Soldaten Preis gegeben. Die Häuser wurden erst geplündert, dann in Brand gesteckt, und der einst so blühende Ort ward bald in einen Haufen rauchender Trümmer verwandelt. Die Beute war groß, denn die Leute aus der Nachbarschaft hatten ihren Besitz hierher in Sicherheit gebracht, und in den Häusern fand man einen großen Betrag von Gold und Silber. Dazu waren die Keller mit schmackhaften Weinen angefüllt, und die Sieger überließen sich dem Schmaus und Braus, während die elenden Einwohner gleich Gespenstern auf den Ruinen ihrer alten Wohnungen herumschlichen.

Das Geschick Italiens im sechszehnten Jahrhunderte war in der That ein hartes. Es war in den, einem civilisirten Gemeinwesen angehörenden Künsten weit über sein Zeitalter vorgeschritten. Seine Städte, selbst die kleineren, durchs ganze Land entfalteten die Belege des Sinnes für Baukunst. Sie waren von stattlichen Tempeln und eleganten Wohnungen voll; die öffentlichen Plätze waren mit Springbrunnen von kunstvoller Arbeit geschmückt; die Flüsse mit Bogen von dauerndem Steingefüge überspannt. Sowohl die Privat-, als die öffentlichen Gebäude waren mit kostbaren Kunstwerken ausgestattet, deren Werth weniger im Stoffe als in der Arbeit bestand. Kaum war ein Menschengeschlecht vorübergegangen, seit Michael Angelo und Raphael ihre Wunder der Skulptur und Malerei hervorgebracht, und jetzt erfüllten Correggio, Paul Veronese und Titian ihr Land mit jenen

unsterblichen Produktionen, welche das Entzücken und die Verzweiflung der folgenden Geschlechter gewesen sind. Die Wissenschaften hielten mit den Künsten gleichen Schritt. Die zauberischen Weisen des Ariosto waren kaum verhallt, als ein größerer Barde in Tasso erstand, um die Schilderung christlichen Ritterthums aufzunehmen. Die außergewöhnliche Verbindung von schöner Kunst und wissenschaftlicher Kultur war um so merkwürdiger durch den Gegensatz, den das damals erst zum Lichte einer höhern Civilisation aufdringende Europa darbot. Aber, bei allem diesem geistigen Fortschritte litt Italien an einigen Eigenschaften traurigen Mangel, die unter den abgehärteten Söhnen des Nordens gefunden wurden und zu einer nationalen Existenz unerläßlich erscheinen. Es konnte sich wohl seiner Künstler, seiner Dichter, seiner Politiker, aber nur weniger Patrioten rühmen, nur weniger, die ihre Hoffnung auf die Unabhängigkeit ihres Landes setzten. Die Freiheit der alten italienischen Republiken war vorüber. Kaum gab es noch eine, die ihre Freiheiten nicht einem Herrn übergeben gehabt hätte. Das Einigungsprinzip zur Vertheidigung gegen fremde Angriffe war so wenig verstanden, wie im Innern das Prinzip politischer Freiheit. Die Staaten waren auf einander eifersüchtig. Die Städte waren auf einander eifersüchtig und wurden oft in ihrem Innern von Parteien zerfleischt. Auf diese Weise war ihre individuelle Stärke gleich wirkungslos, mochte sie nun zur Selbstregierung oder zur Selbstvertheidigung erfordert werden. Das Geschenk der Schönheit, welche Italien in einem so außergewöhnlichen Grade besaß, machte es nur zu einem verlockenderen Preise für den Räuber, dem es zu widerstehen nicht die Stärke oder den Muth hatte. Der türkische Korsar fiel über seine Küsten her, plünderte seine Seestädte und riß seine Einwohner in die Sklaverei fort. Die kaum weniger barbarischen Europäer überschritten die Alpen und indem sie auf das Innere herabschossen, fielen sie über die Städte und Dörfer her, welche geschützt zwischen den Bergen in den ruhigen Thälern lagen, und verwandelten dieselben in Trümmerhaufen. Uebel ergeht es dem Lande, welches sich in einem Zeitalter roher Gewalt dem Studium des Anmuthigen und Schönen hingegeben hat und dabei jene rauhen Tugenden, welche allein die Unabhängigkeit einer Nation sichern können, vernachlässigt.

Von den rauchenden Trümmern zu Campli führte Guise seine Truppen gegen Civitella, eine einige Meilen entfernte Stadt. Es war rund um einen kegelförmigen Berg gebaut, dessen Gipfel mit einer von Geschützen wohl besetzten Festung gekrönt war. Für die Beherrschung der Gränze war es ein wichtiger Platz, und der Herzog von Alva hatte eine Besatzung von zwölf hundert Mann unter der Leitung eines versuchten Offiziers, des Marquis von Santa Fiore, hineingelegt. Der französische General hielt dafür, daß die auf die Plünderung von Campli so schnell folgende Wegnahme dieses Postens unter den Neapolitanern Schrecken verbreiten und die zur Angevinischen Partei Zählenden ermuthigen würde, sich offen zu seinen Gunsten zu erklären.

Da der Platz sich der Uebergabe weigerte, traf er Anstalt ihn förmlich zu belagern, indem er Verschanzungen aufwarf und, um thätliche Feindseligkeiten zu beginnen, bloß noch auf sein schweres Geschütz wartete. Nachdem er ungeduldig vier Tage lang auf die Ankunft gehofft hatte, ließ er vier Batterien errichten, damit selbige zu gleicher Zeit gegen vier Stadtviertel wirken sollten. Die lebhafte Kanonade ward von den Belagerten mit einem gleichen Muthe und wegen der erhabenen Lage mit größerem dem Feinde angethanen Schaden erwidert; worauf der Herzog, der in die Werke eine Bresche geschossen hatte, sich zu einem allgemeinen Sturm rüstete. Dieser ging von Seiten der Franzosen mit dem gewöhnlichen ungestümen Andrange vor sich, wurde aber muthig von den Italienern abgeschlagen. Mehr als einmal wurden die Angreifer zur Bresche geleitet, und eben so oft mit Gemetzel zurückgetrieben. Der Herzog überzeugte sich, daß er zu hastig gewesen war; er sah sich daher gezwungen, zum Rückzug blasen zu lassen und die Kanonade von seinen Batterien zu erneuern, indem er dieselbe Tag und Nacht, obschon wegen der vertikalen Richtung des Feuers mit wenig Erfolg, fortsetzte. Das französische Lager bot den Kanonen von Civitella eine sichrere Zielscheibe.

Die Frauen des Platzes bewiesen die nämliche Unerschrockenheit wie die Männer. Man konnte sie, bewaffnet mit Schild und Panzer, an der Seite ihrer Gatten und Brüder an den ausgesetztesten Stellen der Wälle sehen, und nachdem eine niedergeschossen war, kam eine andere hervor, um den Platz ihrer gefallnen Kameradin einzunehmen.

Das Geschick von Campli hatte sie gelehrt, daß von dem Sieger keine Gnade zu erwarten stand, und sie zogen den Tod der Entehrung vor.

Da Tag für Tag in derselben eintönigen Weise verlief, wurden die Truppen Guise's ihres unthätigen Lebens überdrüssig. Der quecksilberartige Geist des französischen Soldaten, welcher jedes im Wege stehende Hinderniß überhüpfte, verflog, wie man gefunden hat, schon oft in der Langenweile hingezogener Operationen, bei welchen es weder einen Zwischenvorfall noch eine Aufregung gab. Ein solcher Zustand der Dinge paßte besser für den geduldigen und ausdauernden Spanier. Die Mannschaft begann offen gegen den Papst zu murren, da sie ihn als die Ursache ihrer Mühsale ansah. Sie wäre, sagte sie, von Priestern geführt, „welche mehr vom Beten, als vom Fechten verständen.“

Guise hatte Ursache zum Verdruß über den Papst, und er ließ es sich nicht angelegen sein, sie zu verhehlen. Trotz aller glänzenden Versprechungen Seiner Heiligkeit hatte er nur wenige Hülfe, sei es an Mannschaften, Kriegsbedarf oder Geld, erhalten, und von den Angevinischen Herren hatte es nicht ein einziger gewagt, sich zu seinen Gunsten zu erklären und unter seinem Banner Dienste zu nehmen. Er stellte alles dieß des Papstes Neffen, dem Herzog von Montebello, mit Wärme vor. Der Italiener erhob eben so warme Gegenbeschuldigungen, bis das Zwiegespräch, wie es heißt, damit endete, daß der Herzog von Guise seinem Alliirten ein Tischtuch, oder, nach andern Nachrichten, eine Schüssel an den Kopf warf. Wie sich das aber auch verhalten mag, so verließ Montebello doch im Aerger das Lager und kehrte nach Rom zurück. Aber der Vertheidiger der Kirche war eine zu wichtige Person, als daß man mit ihm hadern konnte, und Paul erachtete es, wenigstens vor der Hand, für klug, seinen Aerger zu verbeißen.

Unterdessen trat heftiger Regen ein, welcher den französischen Truppen in ihren Quartieren großen Verdruß anthat, da er ihre Provisionen verderbte und ihrem Pulver viel Schaden verursachte. Den Belagerten erwies derselbe Regen einen guten Dienst, weil er ihre Cisternen füllte. „Gott,“ rief der ruchlose Guise, „muß ein Spanier geworden sein.“

Während diese Ereignisse im Norden von Neapel Platz ergriffen, war der Herzog von Alva im Süden thätig, um das Königreich in Vertheidigungszustand zu setzen. Zu seiner Genugthuung hatte er bemerkt, wie sein Widersacher die Zeit erst bei Gesi, dann aber mit der Belagerung von Civitella vergeudete, und er hatte aus dem Verzug einen vollen Gewinn gezogen. Als er die Stadt Neapel erreicht hatte, hatte er sogleich ein Parlament der großen Barone berufen, darin klar die Bedürfnisse des Staats auseinandergesetzt und eine außerordentliche Anleihe von zwei Millionen Dukaten verlangt. Die treugesinnten Edlen entsprachen gern der Aufforderung; allein, da nicht mehr, als ein Drittel des ganzen Betrags augenblicklich erhoben werden konnte, so erhielt er von dem Parlamente einen Befehl bewilligt, wonach die Gouverneure der verschiedenen Provinzen in ihren Distrikten die hohe Geistlichkeit einzuladen hatten, die übrigen zwei Drittel der Anleihe vorzustrecken. Wofern jene nicht gutwillig ihre Beistimmung erklärte, war sie durch die Beschlagnahme ihrer Einkünfte zur Willfährigkeit zu zwingen.

Nach einer andern Verordnung des Koncils wurde alles den Klöstern und Kirchen im ganzen Königreiche zugehörige Gold- und Silbergeschirr erst abgeschätzt und dann im Interesse der Regierung weggenommen. Eine Quantität davon, welche einer Stadt in den Abbruzzi gehörte, wurde in der That aufgepackt und nach Neapel geschickt; allein, dieß verursachte einen solchen Lärm unter dem Volke, daß man es für angemessen hielt, vor der Hand ein weiteres Vorschreiten in dieser Sache einzustellen.

Der Vicekönig erweiterte seine Hülfsquellen ferner dadurch, daß er die Einkünfte der in Rom wohnenden Geistlichen einzog. Durch diese verschiedenen Auswege fand sich der Herzog von Alva im Besitze genügender Fonds, um den Krieg nach Wunsche zu betreiben. Er brachte ein Heer von zwei und zwanzig, oder, wie einige Berichte melden, fünf und zwanzig tausend Mann auf. Davon waren bloß drei tausend spanische Veteranen, fünftausend Deutsche, und der Rest — meistens rohe Rekruten und als solche unzuverlässig, — waren hauptsächlich aus den Abbruzzen stammende Italiener. Daneben besaß er sieben hundert Bewaffnete und funfzehn hundert Mann leichte Kavallerie.

Obwohl nun seine Armee, insofern die Italiener in Betracht kamen, derjenigen seines Widersachers an Mannszucht nachstand, so war sie ihr doch an Zahl überlegen.

In einem zusammenberufenen Kriegsrathe waren Einige der Meinung, daß sich der Vicekönig auf der Defensive halten und die Annäherung des Feindes an die Nähe der Hauptstadt abwarten sollte. Aber Alva sah diese Handlungsweise für furchtsam an, indem sie Mißtrauen gegen ihn selbst enthielte und wahrscheinlich auch seinen Untergebenen Mißtrauen einflößen würde. Er beschloß, gerade auf den Feind loszumarschiren und zu verhindern, daß dieser im Königreiche festen Fuß faßte.

Pescara am adriatischen Meere wurde zum Sammelplatz für die Armee bestimmt, und Alva reiste von der Stadt Neapel am elften April 1557 nach diesem Orte ab. Hier koncentrirte er seine ganze Stärke, und empfing daselbst die Artillerie wie die Militärvorräthe, die ihm zu Wasser gebracht wurden. Nachdem er seine Truppen besichtigt hatte, trat er seinen Marsch nach dem Norden an. Sowie er Rio Umano erreichte, schickte er eine starke Truppenabtheilung zur Besitznahme von Giulia Nuova ab. Das war eine neulich vom Feinde genommene Stadt von einiger Bedeutung. Alva setzte — und es scheint richtig — voraus, daß der französische Befehlshaber sich dieses, falls er vor Civitella nicht glücklich sein sollte, als eines guten Platzes beim Rückzuge versichert hatte, weil die Lage desselben von der Art war, daß sie ihn in den Stand setzte, auf eine leichte Weise Verbindungen mit dem Meere zu unterhalten. Die französische Besatzung machte einen Ausfall auf die Spanier, wurde jedoch zurückgetrieben, und da Alva's Truppen dicht dahinter her folgten, floh der Feind in Verwirrung durch die Straßen der Stadt und ließ sie in den Händen der Sieger. In dieser gemächlichen Stellung schlug der Vicekönig vor der Hand sein Quartier auf.

Bei der Annäherung der spanischen Armee sah der Herzog von Guise die Nothwendigkeit ein, daß er seine Operationen gegen Civitella zu einem entscheidenden Ausgange bringen müsse. Deßhalb rüstete er sich zu einem allgemeinen Sturme als zu einem letzten Versuche. Allein, obschon dieser mit großem Muthe geleitet wurde, so ward er doch mit noch größerem von der Besatzung zurückgeschlagen, und der über seine

wiederholten Mißfälle erbitterte französische Befehlshaber war in der Nothwendigkeit, die Belagerung aufzuheben. Selbst das konnte er nicht thun, ohne von den tapfern Vertheidigern von Civitella, die ihm in den Rücken fielen, einigen Verlust zu erleiden, als er seine entmuthigten Truppen nach dem benachbarten Thale von Nireto wegzog. Auf diese Weise endete die Belagerung von Civitella, welche entscheidend für das Geschick des Krieges gelten kann, weil sie den treugesinnten Neapolitanern im ganzen Lande Muth gab, wie auch dem Alva Muße seine Hülfsquellen herbeizuschaffen verlieh. Die Belagerung dauerte zwanzig Tage, von denen vierzehn hindurch die vier Batterien der Franzosen ohne Unterbrechung auf die belagerte Stadt gefeuert hatten. Der Vicekönig war voll von Bewunderung über das heldenmüthige Benehmen der Einwohner, und zum Zeichen seiner Hochachtung verlieh er den Bürgern von Civitella einige wichtige Immunitäten zum ewigen Genuß. Auch die Frauen erhielten ihren Antheil an den Ehren, da derjenige, welcher eine Jungfer von Civitella heirathete, in den Genuß derselben Immunitäten gerieth, mochte er aus einem Landestheile kommen, aus welchem er wollte.

Die beiden Armeen lagen jetzt nur einige Meilen von einander einquartiert. Doch zeigte man von keiner von beiden Seiten eine Kundgebung, um eine Schlacht über den Ausgang der Sachen entscheiden zu lassen. Eine solche Entscheidung stimmte nicht zu Alva's Politik, noch war sie von dem seinem Gegner an Stärke nachstehenden Guise zu erwarten. Als indeß der Vicekönig Giulia Nuova verließ, um eine den französischen Quartieren etwas nähere Stellung einzunehmen, hielt es Guise nicht für gerathen, länger da zu bleiben, sondern brach sein Lager ab, retirirte mit der ganzen Armee über den Tronto und räumte, ohne länger zu zaudern, das Königreich Neapel.

Der spanische General machte keinen Versuch, seinen Gegner auf dem Rückzuge zu verfolgen, oder gar zu beunruhigen. Dafür ist er streng getadelt worden, besonders da der Uebergang über den Fluß einem Angreifenden viele vortheilhafte Punkte bietet. Aber in Wirklichkeit ließ es Alva nie aufs Fechten ankommen, wenn er seinen Zweck ohnehin erreichen konnte. So günstig auch bei einem Entscheid der Waffen die Ueberlegenheit sein mag, so muß doch hinsichtlich des Aus-

gangs immer einiger Zweifel existiren. Aber der Vortheil war hier nicht so entschieden auf der Seite der Spanier, wie es den Anschein hatte. Der Herzog von Guise brachte seine Bataillons in bewundernswürdiger Ordnung fort, indem er den Rücken mit dem Kerne seiner Infanterie und mit seiner Kavallerie, durch welche letztere er seinem Feinde weit überlegen war, deckte. Wenn also die Theile der feindlichen Armeen etwa in unmittelbare Berührung mit einander gekommen wären, so würde dieß den Spaniern keine sichere Bürgschaft für den Erfolg geleistet haben. Alva's Zweck war nicht sowohl die Besiegung der Franzosen, als die Vertheidigung Neapels gewesen. Letztere hatte er mit geringem Verluste erreicht, und ehe er es auf einen größeren ankommen ließ, war er lieber Willens, dem fliehenden Feinde, wie ein Sprüchwort sagt, eine silberne Brücke zu bauen. Nach den eignen Worten Alva's „hatte derselbe keine Lust, das Königthum Neapel um den gestickten Rock des Herzogs von Guise aufs Spiel zu setzen."

Nach dem Rückzuge der Franzosen belagerte Alva zugleich zwei oder drei Orte von keiner Bedeutung, bei deren Einnahme er und seine Unterbefehlshaber sich der überlegtesten Grausamkeit schuldig machten; doch war es, nach dem Urtheile der Chronik, keine Grausamkeit, sondern eine heilsame Strenge zur Warnung für so winzige Orte, nicht das königliche Ansehen zu verspotten. Bald darauf überschritt Alva selber den Tronto und nahm eine Stellung nicht weit von den in der Nachbarschaft von Ascoli liegenden Franzosen ein. Wiewohl die beiden Armeen bloß ein Paar Meilen von einander entfernt standen, so machte man doch keinen Versuch zu Feindseligkeiten, ausgenommen ein Scharmützel, worin bloß eine geringe Anzahl auf beiden Seiten focht und das zu Gunsten der Spanier ausschlug. Dieser Stand der Dinge endigte zuletzt durch eine Aufforderung des Papstes an den französischen Befehlshaber, Rom näher zu rücken, da er seine Gegenwart zum Schutze der Hauptstadt brauchte. Ohne Zweifel freute sich der Herzog über eine so ehrenhafte Ausrede wegen seines Rückzugs und war zufrieden, daß er so lange gegen eine der seinigen überlegene Armee das Feld behauptet hatte: in guter Ordnung kam er daher nach Tivoli zurück, das er für jetzt zu seinem Hauptquartiere machte, weil dasselbe die großen östlichen Straßen Roms beherrschte und ein gutes Obdach

für seine Truppen darbot. Die Weise, wie der Herzog von Alva dem im Anfange seines Feldzuges entworfenen Plane seiner Defensivoperationen treu blieb und zwar unter Umständen, welche wohl Manchen von einem solchen Plane abzugehen versucht haben würden, ist ein merkwürdiger Beleg für seine Ausdauer und seinen unbeugsamen Geist. Sie beweist ferner die Herrschaft, welche er über die Geister seiner Untergeordneten ausübte, weil er unter solchen Umständen den unbedingten Gehorsam gegen seine Befehle aufrecht erhalten konnte.

Die Ursache zu der Unruhe des Papstes waren die reißenden Fortschritte von Alva's Verbündetem Marco Antonio Colonna, der die päpstlichen Aufgebote geschlagen und einen Platz nach dem andern in der Campagna genommen hatte, bis die Römer für ihre Hauptstadt zu zittern anfingen. Colonna war jetzt mit der Belagerung von Segni beschäftigt, einem Platze von ziemlicher Bedeutung, und der Herzog von Alva, der von der Gegenwart der Franzosen befreit war, beschloß zur Unterstützung vorzurücken. Demzufolge schritt er über den Tronto zurück, ging durchs Neapolitanische und machte auf einige Tage bei Sora Halt. Alsdann durchschnitt er die Gränze, war aber noch nicht weit in die Campagna vorgedrungen, als er die Nachricht von Segni's Fall erhielt. Dieser feste Platz war nach tapferer Vertheidigung erstürmt worden. Von den rohen Soldaten wurden alle die gewöhnlichen Abscheulichkeiten verübt. Selbst das Heiligthum der Klöster war nicht sicher vor Befleckung. Vergebens trat Colonna dazwischen, diese Ausschweifungen zu verhindern. In der Hitze der Leidenschaft wurde die Stimme der Autorität wenig beachtet. — In diesem Zeitalter machte es wenig Unterschied aus, in wessen Hände eine genommene Stadt fiel: Deutsche, Franzosen, Italiener, Alle benahmen sich gleich. So blühend die unglückliche Stadt unlängst durch den ganzen Stolz des Luxus und Reichthums gewesen war, wurde sie doch als die billige Beute der Sieger verlangt. Sie war ihr Draufgeld, das ihnen beim Ausbleiben der Zahlung ihrer langen — zu jener Zeit gewöhnlich langen — Rückstände diente, und es war eine Zahlungsweise, ebenso passend für den General wie für seine Soldaten.

Der Fall von Segni verursachte in der Hauptstadt die größte Bestürzung. Das Nächste, hieß es, würde der Sturm der Hauptstadt

selbst sein. Paul der Vierte, für Furcht unzugänglich, war mit ohnmächtiger Wuth erfüllt. „Man hat", sagte er in einem Conclave der Kardinäle, „Segni genommen; man hat die Leute gemordet, ihr Eigenthum zerstört, ihre Häuser in Brand gesteckt. Schlimmer denn das, man wird nächstens Palliano plündern. Selbst dieß wird nicht das Maß ihrer Grausamkeit vollmachen. Sie werden die Stadt Rom selbst verheeren; sie werden selbst meine Person nicht respektiren. Aber, was mich selbst angeht, ich sehne mich bei Christo zu sein und furchtlos auf die Märtyrerkrone zu warten." Nachdem Paul der Vierte über Italien das Ungewitter gebracht hatte, fing er an, sich selbst als einen Märtyrer zu betrachten!

Indeß wollte er, obschon von allen Seiten Koncessionen zu machen gedrängt, sogar in dieser äußersten Lage in Nichts seinen stolzen Ton herabstimmen. Als auf einem sine qua non bestand er darauf, daß Alva sofort das römische Gebiet verlassen und die Eroberungen zurückgeben sollte. Als diese Bedingungen dem Herzoge mitgetheilt wurden, bemerkte er kaltblütig, daß „Seine Heiligkeit irrthümlich anzunehmen schien, seine eigne Armee stände vor Neapel, nicht aber die spanische Armee vor den Mauern Roms".

Nach der Uebergabe von Segni bewirkte Alva seine Vereinigung mit dem italienischen Heere und rückte nach der Stadt Colona in der Campagna, wo er einstweilen seine Armee einquartierte. Hier bildete er den Plan zu einer Ueberraschung, deren abenteuerlicher Charakter schwer mit seiner gewöhnlichen Vorsicht vereinbar scheint. Dieß war ein Nachtangriff auf Rom. Er theilte seinen Offizieren nicht die ganze Absicht mit, sondern befahl ihnen einfach, sich zum Marsche für die folgende Nacht, den sechs und zwanzigsten August, gegen eine benachbarte Stadt, deren Namen er nicht offenbar machte, bereit zu halten. Es sei, sagte er, ein reicher Ort, aber es liege ihm sehr am Herzen, daß den Einwohnern weder in ihren Personen, noch in ihrem Eigenthum Gewalt angethan werden möchte. Selbst das Eindringen in die Häuser sollte den Soldaten verboten werden, aber er versprach, daß der Beuteverlust durch eine Erhöhung der Zahlung aufgewogen werden sollte. Die Mannschaft sollte leicht bewaffnet, gepäcklos und mit ihren

Hemden über die Rüstung gehen, da man hierdurch am besten einander zu erkennen vermöge.

Die Nacht war dunkel, aber unglücklicherweise trat ein wüthender Regenschauer ein, welcher die Wege dermaßen beschädigte, daß das Marschiren gehemmt wurde, und die Morgendämmerung stand nah bevor, als die Truppen den Platz ihrer Bestimmung erreichten. Alsdann begriffen sie zu ihrer großen Ueberraschung, daß der Gegenstand des Angriffs Rom selbst wäre.

Alva machte in einer kurzen Entfernung von der Stadt auf einer Wiese Halt, und sandte eine kleine Abtheilung zur Recognoscirung der Hauptstadt, die sanft zu schlummern schien, aus. Allein, bei einem nähern Herankommen erblickten die Spanier ein großes Licht, das aussah, als wenn es von einer Menge Fackeln verursacht würde, welche innerhalb der Mauern hin- und herzufliegen und irgend ein großes Getümmel unter den Einwohnern dieses Viertels anzuzeigen schienen. Kurz darauf sah man einige Reiter aus einem der Thore herauskommen und in der Richtung nach dem französischen Lager in Tivoli zureiten. Als der Herzog den Rapport erhielt, zeigte er sich zufrieden gestellt, daß die Römer auf die eine oder andere Weise von seiner Absicht benachrichtigt waren; daß die Reiter nach Tivoli abgegangen, um die Franzosen zu alarmiren, und daß er sich bald zwischen zwei Feuern befand. Ohne diese bedenkliche Lage schmackhaft zu finden, gab er plötzlich seine Absicht auf und machte einen raschen Rückmarsch nach dem von ihm am vergangenen Abende verlassenen Orte.

Zum Theil hatte der Herzog Recht, zum Theil Unrecht in seinen Vermuthungen. Die in der Stadt schimmern gesehenen Lichter verdankten ihren Ursprung der Wachsamkeit des Caraffa, der in Folge der Nachricht, daß man im spanischen Lager rüste, einen Angriff befürchtete und deßhalb diesen Stadttheil vor Tagesanbruch patrouillirte, um zu sehen, ob Alles in Ordnung wäre; aber die Reiter, welche so früh am Morgen nach dem französischen Lager zu aus den Thoren ritten, dachten nicht im Entfernten daran, daß feindliche Bataillone auf Schußweite vor den Mauern stehen könnten.

So lautet unser Bericht von diesem sonderbaren Vorfall. Einige Geschichtsschreiber versichern, daß ein Angriff auf Rom nicht in des

Herzogs Absicht lag, sondern daß er bloß einen Scheinangriff machen wollte, um durch den zu verursachenden Schrecken dem Papste einen guten Vorwand für die Beendigung des Krieges zu geben. Zum Beleg dafür führt man an, daß er so eben vor dem Abmarsche zu seinem Sohne Ferdinand sagte, daß er befürchtete, es würde unmöglich sein, die Truppen, wenn sie einmal den Fuß hineingesetzt hätten, von der Verheerung der Stadt abzuhalten. Andere Berichte melden, daß es kein Scheinangriff, sondern eine im guten Ernste gemeinte Ueberraschung war, die bloß durch das Erscheinen der Lichter und durch den anscheinenden Vorbereitungszustand des betreffenden Platzes vereitelt ward. In der That versichert der eine Schriftsteller, daß er eine Abtheilung von zwei hundert Büchsenschützen, welche für den Dienst der Ersteigung der Wälle bestimmt waren, die Sturmleitern tragen sah.

Der venetianische Gesandte Navagero versichert uns, daß Alva's eingestandener Zweck war, sich der Person Seiner Heiligkeit zu vergewissern, was, wie er glaubte, den Krieg zu Ende bringen werde. Nach der nämlichen Autorität hatte des Herzogs Onkel, der Kardinal von Sangiacomo, seinen Neffen gewarnt, sich nicht dem Schicksale ihrer Landsleute auszusetzen, die unter dem Constable von Bourbon bei der Verheerung Roms gedient und alle, früher oder später, ein elendes Ende gefunden hätten. Diese Warnung kann auf das Gemüth des Alva einigen Eindruck gemacht haben, da derselbe trotz seines unbeugsamen Wesens seine Gewissensskrupel hegte und, gleich Anderen seiner Zeit, ohne Zweifel für Argumente, die auf Aberglauben beruhten, zugänglich war.

Wir können nicht umhin zuzugeben, daß die ganze Sache: — die Vorbereitungen zum Sturm, der Rath für die Offiziere, und der plötzliche Rückzug auf den Verdacht der Entdeckung hin, — daß Alles ganz wie Ernst aussieht. Es ist sehr möglich, daß der Herzog, wie der Venetianer versichert, weiter Nichts als die Gefangennahme des Papstes beabsichtigt hat. Aber Niemand wird glauben, daß die Sache hierbei würde stehen geblieben sein. Wäre man einmal bequem innerhalb der Wälle gewesen, so würde selbst die Autorität des Alva die Zügellosigkeit der Soldaten zu verhindern ohnmächtig gewesen sein, und es dürften sich dieselben Scenen wie bei der Wegnahme Roms unter dem Con-

stable von Bourbon, oder bei der Einnahme der alten Hauptstadt durch die Gothen noch einmal wiederholt haben.

Als die Römer am folgenden Morgen die Gefahr, worin sie während der Nacht gewesen waren, erfuhren, und daß die Feinde wie Wölfe um eine Schafhürde, bereit auf ihre schlafenden Opfer hereinzustürzen, draußen umhergespürt hatten, erfaßte die ganze Stadt ein panischer Schrecken. Alle Gräuel der Verheerung unter dem Constable von Bourbon stiegen in ihrer Phantasie oder vielmehr in ihrer Erinnerung empor: denn es gab Viele, die alt genug waren, um sich jenes schrecklichen Tags zu erinnern. Sie riefen laut um Frieden, ehe es zu spät wäre, und betrieben ihre Forderung auf eine Weise, welche zeigte, daß die Stimmung des Volkes gefährlich sei. Strozzi, der ausgezeichnetste unter den italienischen Anführern, sagte dem Papste kurz und gut, daß keine andere Wahl sei, als auf der Stelle mit dem Feinde sich zu verständigen.

Paul wurde verständiger, als er jetzt in seiner größten Noth fand, daß sich von ihm der Arm zurückzog, auf dessen Stütze er sich am meisten gelehnt hatte. Im französischen Lager war die Nachricht von dem durch die Spanier bei St. Quentin gewonnenen, entscheidenden Siege angelangt, und auf sie folgte die Aufforderung des Königs an den Herzog von Guise, mit seiner Armee so schleunig als möglich zum Schutze von Paris zurückzueilen. Da der Herzog wahrscheinlich nicht ungern einen Feldzug schloß, welcher so dürftig an Lorbeeren für die Franzosen gewesen war: so erklärte er, daß „keine Ketten stark genug wären, um ihn in Italien zurückzuhalten.“ Er begab sich sogleich nach dem Vatican und legte daselbst Seiner Heiligkeit die Befehle seines Herrn vor. Der Fall war so dringend, daß der Papst vernünftigerweise nicht der Abreise des Herzogs entgegen sein konnte. Aber nur selten befragte derselbe die Vernunft, daher er in einem Ausbruche von Leidenschaft ausrief: „Gehen Sie denn, und nehmen Sie mit Sich das Bewußtsein, daß Sie wenig für Ihren König, noch weniger für die Kirche, und gar Nichts für Ihre eigne Ehre gethan haben.“

In der Stadt Cavi wurden nun Unterhandlungen zu einer Beilegung zwischen den kriegführenden Parteien eröffnet. Der Kardinal Caraffa erschien für seinen Oheim, den Papst, und der Herzog von

Alva vertrat Spanien. Durch die Vermittelung Venedigs wurden endlich am vierzehnten September die Vertragsbedingungen festgestellt, obschon der unbeugsame Papst noch auf fast eben so überspannten Forderungen, wie vorher, bestand. In einem einleitenden Artikel wurde stipulirt, daß der Herzog von Alva öffentlich um Verzeihung bitten, und dafür, daß er Waffen gegen den heiligen Stuhl getragen, Absolution empfangen sollte. „Ehe ich diesen Punkt fahren ließe," sagte Paul, „würde ich lieber die ganze Welt untergehen sehen, und das nicht sowohl um meinetwillen, als zur Ehre Jesu Christi."

Durch den Vertrag wurde vorgesehen, daß die spanischen Truppen unverzüglich vom Gebiete der Kirche zurückgezogen, daß alle von der Kirche weggenommenen Orte zumal zurückgestellt werden, und daß der französischen Armee ein freier Durchzug nach ihrem Heimathlande zustehen sollte. Philipp sorgte nicht so gut für die eignen Bundesgenossen, wie Paul für die seinigen. Colonna, welcher der Sache so gute Dienste geleistet hatte, wurde nicht einmal wieder in die ihm vom Papste entrissenen Besitzungen eingesetzt. Nur bestimmte ein geheimer Artikel, daß über seine Ansprüche später durch den vereinten Schiedsspruch des Papstes und des Königs von Spanien entschieden werden sollte.

Der Vertrag war in Wahrheit derartig, daß er, wie Alva bitter bemerkte, „eher von dem Besiegten, als von dem Sieger diktirt wurde". Die Ausführung desselben kam dem Herzoge hart an, besonders jene Klausel, welche Bezug auf ihn selbst hatte. „Wäre ich der König," sagte er stolz, „so müßte mir seine Heiligkeit einen seiner Neffen zur Abbitte nach Brüssel schicken, anstatt daß meine Generäle ihn um Verzeihung bäten". Aber dem Alva stand es nicht frei, in der Angelegenheit seinen eignen Willen zu befragen. Die Befehle von Philipp waren unbedingt, um wo möglich mit dem Papste zu irgend einem Abfinden zu kommen. Schon lange war Philipp darüber im Klaren, daß von einem Kriege mit der Kirche weder Vortheil noch Ehre gewonnen werden könne: — einem Kriege, der nicht allein seinem eignen Gefühl widerstrebte, sondern ihn auch in eine falsche Stellung trieb und seinen politischen Interessen höchst nachtheilig war.

Die Friedensnachricht erfüllte die Römer mit einer Freude, die zu ihrer frühern großen Bestürzung im Verhältnisse stand. Auch wurde

diese Freude nicht durch ein Unglück vermindert, welches die Stadt zu jeder andern Zeit in Trauer versetzt haben würde. Die Tiber nämlich, angeschwollen durch den Herbstregen, trat über ihre Ufer, riß in ihrer Heftigkeit Häuser und Bäume mit fort, ersäufte Menschen und Vieh, und brach ein großes Stück der die Stadt umgebenden Mauer nieder. Es war gut, daß sich dieser Unfall nicht ein Paar Tage früher, als der Feind vor den Thoren stand, ereignet hatte.

Am sieben und zwanzigsten September 1557 hielt der Herzog seinen öffentlichen Einzug in Rom. Er war von der in ihre schöne Uniform gekleideten päpstlichen Garde begleitet. Zu ihr stießen die andern in der Stadt stehenden Truppen, welche bei diesem Feiertagsdienste sich wie bessere Soldaten ausnahmen. Beim Einzuge in die Thore war die Menschenmenge auf Tausende von Bürgern angeschwollen, die die Luft mit ihren Zurufen erschütterten, als sie den spanischen General mit den Titeln Vertheidiger und Befreier der Hauptstadt begrüßten. Die Epitheta können als ein gleichgültiges Kompliment gegen ihre eigne Regierung genommen werden. In dieser Weise setzte sich die Prozession fort, gleich dem Triumph eines Eroberers, der von seinen siegreichen Feldzügen wiederkehrte, um in der Hauptstadt den Lorbeerkranz zu empfangen.

Sowie der spanische Befehlshaber den Vatikan erreichte, ließ er sich vor dem Papste auf die Kniee nieder, und bat um Verzeihung wegen der Beleidigung, daß er Waffen gegen die Kirche getragen habe. Der durch diesen Beweis der Nachgiebigkeit besänftigte Paul bewilligte gern die Absolution. Er that dem Herzoge die ausgezeichnete Ehre an, daß er ihm einen Platz an seiner eignen Tafel gab, während er der Herzogin schmeichelte, indem er ihr die geweihte, bloß für königliche Personen und ausgezeichnete Kämpen der Kirche bestimmte goldene Rose übersandte.

Dennoch sah der stolze Geist des Alva in Alledem mehr Erniedrigung, als Triumph. Sein Gewissen fühlte sich, wie das seines Herrn, sehr erleichtert, weil es nun von den Verantwortlichkeiten eines solchen Krieges befreit war. Aber er hatte auch ein militärisches Gewissen, welches eben so sehr über die Friedensbedingungen empört war. Er sehnte sich, wieder in Neapel zu sein, wo der Stand

der Dinge gebieterisch seine Anwesenheit verlangte. Als er dahin zurückkehrte, fand er reichlich mit der Verbesserung der aus den letzten Wirren erwachsenen Mißbräuche und besonders mit der möglichen Wiederherstellung der zerrütteten Finanzlage zu thun: — eine Aufgabe, kaum minder schwer, als das Heraustreiben der Franzosen aus Neapel*).

Auf diese Weise endete der Krieg mit Paul dem Vierten: — ein Krieg, in den sich der Papst ohne Vorbereitung gestürzt, den er unüberlegt geführt und welchen er ohne Ehre geschlossen hatte. In der That trug er den in ihn verflochtenen Parteien wenig Ehre ein, aber dagegen wohl im vollen Maße jene Widerwärtigkeiten, die sich immer im Gefolge des Krieges befinden.

Die Franzosen traf das nämliche Geschick, welches sie gewöhnlich befiel, wenn sie, angeködert durch das Phantom militärischen Ruhmes, die Alpen überstiegen, um den Garten Italiens zu verheeren, Italiens, das nach einem ihrer Sprichwörter „das Grab der Franzosen" ist. Nach einem beschwerlichen Feldzuge, bei welchem es der größte Ruhm war, nicht wirklich geschlagen worden zu sein, hielt es der Herzog von Guise für ein Glück, daß ihm mit den zerstreuten Trümmern seiner Armee nach seinem Vaterlande zurück ein freier Durchzug gestattet wurde. Außer den an der Gränze erlittenen Beschädigungen war Neapel mit einer Schuld belastet, die noch zukünftige Geschlechter hart drückte. Auch waren die Mühsale noch nicht mit dem Eintritte des Friedens zu Ende. Im Frühjahre des folgenden 1558. Jahres erschien ein türkisches Geschwader bei Calabrien und die Muselmänner fuhren längs der Küste hinab, landeten an verschiedenen Punkten, verheerten einige von den vorzüglichen Städten, metzelten die Einwohner nieder, oder rissen sie mit fort in eine hoffnungslose Sklaverei. Solchergestalt

---

*) Als Karl der Fünfte von dem Frieden Nachricht in Yuste erhielt, war er über die Bestimmungen desselben so ärgerlich, wie der Herzog selbst. Er ließ seine Entrüstung sogar am Herzoge aus, als ob dieser der Urheber des Friedens gewesen wäre. Er wollte lange gar nicht die Depeschen lesen, welche ihm Alva schickte, denn er sagte, daß er schon genug wüßte, und eine lange Zeit „hörte man ihn zwischen den Zähnen brummen" in einem Tone, der deutlich die Art seiner Gedanken zeigte.

waren einige von den gesegneten Früchten der Allianz zwischen dem Großherren und dem Haupte der katholischen Kirche. Soliman war auf die Einladung der christlichen Fürsten dem Bunde beigetreten. Aber, es war nicht so leicht, den Geist des Unheils so schnell wieder hinab-, wie ihn heraufzubeschwören.

Indeß fiel, wie gerecht war, das Gewicht des Krieges am schwersten auf den Urheber desselben. Paul konnte von seinem Palast im Vatikan aus die Spur des feindlichen Marsches an den rauchenden Trümmern der Campagna verfolgen. Er sah seine Städte verheert, seine Truppen zerstreut, seine eigne Hauptstadt bedroht und seine Unterthanen durch die zu Grunde richtenden Abgaben zur Empörung getrieben. Selbst als der Friede kam, versicherte ihm derselbe keinen der Gegenstände, wofür er gekämpft hatte, während er das niederschlagende Bewußtsein hegte, daß er diesen Frieden nicht seinen eignen Waffen, sondern der Schonung — oder dem Aberglauben seiner Feinde verdankte. Aber eine Lehre konnte er hinnehmen: daß die Donnerkeile des Vatikans nicht mehr, wie in den Tagen der Kreuzzüge, in den Herzen der Fürsten Schrecken erzeugen konnten.

In diesem Kriege hatte Paul die Franzosen hereingerufen, um ihm die Spanier hinaustreiben zu helfen. Die Franzosen, sagte er, könnte man später leicht wieder ausquartieren, „aber die Spanier wären wie Hundsgras, das sicherlich da, wohin man es geworfen, Wurzel schlüge." — Es war dieß die letzte große Anstrengung, um die spanische Macht in Neapel zu stürzen, und das Szepter jenes Königreiches übertrug sich nun in der Dynastie von Castilien fort, mit so wenig Widerstande, wie in jedem andern Theile des weiten Reiches.

Da Paul also von militärischen Sorgen frei war, ging er an jene großen Reformen, deren Erwartung der Hauptgrund zu seiner Erwählung gewesen war. Zuerst jedoch gab er einen eigenthümlichen Beweis von Selbstbeherrschung durch die Reformen, welche er in seiner eignen Familie einführte. Vor seiner Wahl hatte, wie wir sahen, Niemand lauter, als Paul, gegen den Nepotismus losgezogen, jene Lieblingssünde seiner Vorgänger, welche, da sie meistens alte Leute und kinderlos waren, natürlicherweise einen Ersatz für Nachkommenschaft in ihren Neffen und nächsten Anverwandten sahen. Paul's

Parteilichkeit für seine Neffen fiel um so mehr auf wegen der Verworfenheit ihrer Charaktere. Doch war das wirkliche, die einzelnen Theile zusammenhaltende Band der Haß gegen die Spanier. Als Friede eintrat und dieses Band der Einigung gelöst ward, lieh Paul den Anklagen gegen seine Verwandten bereitwillig das Ohr. Da er am Ende von ihrer Unwürdigkeit und der offenkundigen Weise, wie sie sein Zutrauen mißbrauchten, sich überzeugte, so beraubte er die Caraffas aller ihrer Stellen und verbannte sie in den entferntesten Theil seiner Besitzungen. Durch den strengeren Richterspruch seines Nachfolgers fielen zwei von den Brüdern, der Herzog und der Kardinal, durch die Hand des öffentlichen Scharfrichters.

Nachdem Paul diesen Beweis der Herrschaft über seine eignen Gefühle gegeben hatte, wandte er sich jenen Reformen zu, welche seine Aufmerksamkeit in seinem frühern Leben auf sich gelenkt hatten. Er suchte sowohl in den religiösen Orden wie bei der weltlichen Geistlichkeit eine strengere Zucht und größere Achtung für Sittlichkeit zu erzwingen. Vor Allem richtete er seine Anstrengung gegen die protestantische Ketzerei, welche sich im Haupte der Christenheit zu zeigen begonnen hatte, wie sie es in den äußersten Gliedern längst gethan. Der von ihm betretene Weg war völlig charakteristisch. Indem er die milderen Methoden der Beweisführung und Ueberzeugung verachtete, nahm er völlig seine Zuflucht zur Verfolgung. Die Inquisition, erklärte er, war die wahre Batterie, womit man die Verschanzungen der Ketzer angreifen mußte. Er paßte die Handlungen den Worten so gut an, daß in kurzer Zeit die Gefängnisse des Heiligen Amtes voll von Angeklagten waren. Bei dem allgemeinen Mißtrauen fühlte sich Niemand sicher, und es entstand ein panischer Schrecken, der kaum weniger von den Einwohnern empfunden wurde, als damals jener, wo die Spanier vor ihren Thoren standen.

Glücklicherweise wurden ihre Befürchtungen durch Paul's Tod zerstreut, welch' letzterer plötzlich durch ein Fieber am achtzehnten August 1559 im drei und achtzigsten Jahre seines Alters und im fünften seiner Regierung erfolgte. Noch ehe der letzte Hauch seinem Körper entschwunden war, erhob sich das Volk in Masse, brach die Gefängnisse der Inquisition offen und befreite alle dort Eingesperrten. Zunächst

machten die Aufständischen einen Angriff auf das Haus des Großinquisitors, brannten es nieder und ließen kaum diesen Beamten mit dem Leben davonkommen. Sie rissen die Schilde mit dem Wappen der Familie Caraffa von den öffentlichen Gebäuden, woran sie befestigt waren, herab. Sie ließen ihre Wuth an der leblosen Bildsäule des Papstes aus, warfen dieselbe um, brachen ihr den Kopf ab und rollten sie unter den Mißfallsbezeugungen und Verwünschungen der Beistehenden in die Tiber. Das war das Geschick des Reformators, der bei seinen Reformen nicht die Spur von Menschlichkeit, keine Sympathie mit den Leiden seiner Gattung zeigte.

Dennoch gibt es trotz allen Mängeln in dem Charakter von Paul dem Vierten Etwas, das unsere Bewunderung in Anspruch nehmen kann. Sein Plan — eine Erneuerung desjenigen Julius des Zweiten — die Barbaren aus Italien zu vertreiben, war in seiner Fassung edel, wenn auch nicht ausführbar. „Was Andere auch empfinden mögen, so will ich wenigstens einige Sorge für mein Vaterland tragen," sagte er einst zu dem venetianischen Gesandten. „Wenn meine Stimme unbeachtet bleibt, so wird für mich wenigstens der Gedanke ein Trost sein, daß sie in solch' einer Sache erhoben worden ist, und daß man eines Tages sagen wird, daß ein alter Italiener am Rande des Grabes, der hätte meinen können, das Beste für ihn sei, sich der Ruhe zu überlassen und seine Sünden zu beweinen, seine Seele mit diesem erhabenen Gedanken erfüllt hatte."

Siebentes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

England nimmt am Kriege Theil. — Die Rüstungen Philipp's. — Die Belagerung von St. Quentin. — Die französische Armee wird geschlagen. — Die Erstürmung von St. Quentin. — Erfolge der Spanier.

1557.

Während die in dem vorhergehenden Kapitel erzählten Ereignisse in Italien vorfielen, wurde der Krieg in einem größeren Maßstabe und mit bedeutenderen Resultaten in den nördlichen Provinzen von Frankreich geführt. Sobald Heinrich den Vertrag gebrochen und sein Heer über die Alpen geschickt hatte, brachte Philipp, ohne Zeitverlust, Truppen zusammen, that dieß aber in so ruhiger Weise, daß er so wenig als möglich Aufmerksamkeit erregte. Seine Rüstungen waren von der Art, daß sie ihn nicht nur die Gränze der Niederlande zu vertheidigen, sondern auch den Krieg in das Land des Feindes zu tragen befähigten.

Er sandte seinen vertrauten Minister Ruy Gomez nach Zuschüssen von Leuten wie von Geld nach Spanien, und beauftragte ihn, seinen Vater Karl den Fünften zu besuchen, um denselben erst mit dem Stande der Angelegenheiten bekannt zu machen und dann um Beistand hinsichtlich der Erhebung der nöthigen Gelder zu bitten.

Philipp ließ es sich sehr angelegen sein, England mit in den Krieg zu ziehen. Während seines Verweilens in den Niederlanden war er mit dem englischen Kabinet in beständiger Verbindung und nahm an der Regierung des Königreiches einen lebhaften Antheil. Das Protokoll des engern Rathes wurde ihm regelmäßig eingesandt und eben so oft mit Bemerkungen in seiner eignen Handschrift am Rande zurückgestellt. Auf diese Weise verhandelte er und kritisirte freimüthig jede wichtige Maßregel, und wir finden, daß er einmal

forderte, daß Nichts von Bedeutung ohne seine vorgängige Prüfung dem Parlamente vorgelegt werden solle*).

Im März 1557 stattete Philipp in England einen zweiten Besuch ab. Er wurde daselbst von seiner verliebten Königin in der zärtlichsten und liebreichsten Weise empfangen. In ihren Briefen hatte sie ihm beständig keine Ruhe gelassen, zu ihr zurückzukehren. Auf jenem dürren Gipfel, der sie über die Tragweite der Freundschaft erhob, konnte Maria nicht die Sympathie und Unterstützung ihres Gatten entbehren. Wenn aber das Wasser ihrer Zuneigung schmal war, so war es doch tief.

Philipp fand keine Schwierigkeit, in Bezug auf den Krieg mit Frankreich die Stimmung der Königin zu seinen Wünschen zu erhalten. Sie wurde hierzu nicht einzig durch ihre gewöhnliche Ergebenheit gegen ihren Gatten, sondern auch durch natürliche Gefühle des Verdrusses über die Politik Heinrich's des Zweiten bewogen. Sie hatte an ihrem eignen Hofe mehr als einmal Beleidigungen von dem französischen Gesandten hingenommen, und ihr Thron war durch wiederholte Verschwörungen bedroht worden, welche, wenn sie auch nicht von Frankreich organisirt, so doch von ihm im Geheimen ermuthigt wurden. Dennoch war es nicht leicht, die englische Nation zu derselben Denkweise zu bringen. Es war ein besonderes Proviso des Heirathsvertrags gewesen, daß England nicht in den Krieg gegen Frankreich verflochten werden solle, und die folgenden Vorfälle hatten dazu gedient, das Gefühl der Eifersucht eher gegen die Spanier, als gegen die Franzosen zu steigern.

Die versuchte Insurrektion Stafford's, der von den Küsten Frankreichs damals übersetzte, that für Philipp, was möglicherweise weder seine eignen Argumente, noch die Autorität Mariens hätte thun können. In der langen Reihe Beleidigungen, welche aus derselben Gegend auf das Land gehäuft worden waren, war es die letzte, und das Par-

*) Tytler hat in seinem „England unter Eduard VI. und Maria" (Band II, S. 483) Auszüge aus dem Protokoll des Rathes mit Bemerkungen Philipp's nebenan gegeben. Die Bemerkungen, welche alle von des Königs eigner Hand geschrieben sind, scheinen so viel Raum, als das Protokoll selbst, einzunehmen.

lament gab zu, daß es sich nicht mehr mit seiner Ehre vertrüge, auf gutem Fuße mit einer Macht zu stehen, welche fortwährend Verschwörungen schürte, um die Regierung umzuwerfen und die Nation in Bürgerkrieg zu stürzen. Am siebenten Juni wurde mit aller Formalität der alten und etwas veralteten Gebräuche ein Herold abgeschickt, um dem französischen Könige in Gegenwart seines Hofes und in seiner Hauptstadt den Krieg zu erklären. Es geschah dieß in einem kühnen, herausfordernden Tone, so daß der hitzige alte Constable Montmorency, dessen Verfahrungsweise, wie wir sahen, summarisch sein konnte, in seinen Herrn heftig drang, den Gesandten auf dem Flecke hängen zu lassen.

Der Stand der Angelegenheiten erforderte gebieterisch Philipp's Anwesenheit in den Niederlanden, und nachdem er sich nicht ganz vier Monate in London aufgehalten hatte, nahm er von seiner untröstlichen Königin, deren maßlose Zärtlichkeit so wenig, wie die Kälte seiner Unterthanen nach seinem Geschmack gewesen sein mag, das letzte Lebewohl.

Nichts konnte trostloser sein, als die Lage Mariens. Ihre Gesundheit schwand unter einer Krankheit, die sie mit lügnerischen Hoffnungen betrog, wodurch sie in den Augen der Welt lächerlich wurde; ihr Thron, selbst ihr Leben war beständig von Verschwörungen bedroht, von welchen um einige sogar ihre eigne Schwester wissen sollte; ihr Gemüth von dem Bewußtsein der Abnahme ihrer Beliebtheit unter dem düsteren Verfolgungssystem affizirt, zu welchem sie durch ihre geistlichen Rathgeber geleitet worden; ohne Freunde, ohne Kinder, man kann beinahe sagen ohne Gatten — stand sie allein in der Welt, beklagenswerther als der niedrigste Unterthan in ihren Besitzungen. Indeß hat sie bei protestantischen Schriftstellern wenig Mitleid gefunden, da dieselben sie in den gehässigen Farben des Fanatismus geschildert haben. Dieß ist wohl von römisch-katholischen Geschichtsschreibern aufgewogen worden, welche die englische Königin mit allen Glorien der Heiligen und Märtyrer bekleidet haben. Die Erfahrung kann uns lehren, daß öffentliche Handlungen nicht immer ein sicheres Merkmal für den Privatcharakter abgeben, — zumal wenn diese Handlungen zu der Religion in Beziehung stehen. In der katholischen Kirche kann das Individuum durch das Disciplinarsystem, welches sein Ge-

wissen den Händen seiner geistlichen Berather anvertraut, gewissermaßen seiner moralischen Verantwortlichkeit entbunden zu sein scheinen. Wenn die Aufklärung der Gegenwart keinem Menschen erlaubt, eine so erniedrigende Vertheidigung für sich anzuführen, so war dieß nicht in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts — der Zeit Mariens — der Fall, als die Reformation noch nicht jenen Geist der Unabhängigkeit in religiöser Forschung verbreitet hatte, der wenigstens bis zu gewissem Grade nun einen Weg in den dunkelsten Winkel der Christenheit gefunden hat.

Eine genauere Prüfung von Dokumenten jener Zeit, besonders von der eignen Korrespondenz der Königin, rechtfertigt den Schluß, daß sie bei allen ihren Schwächen eines durch Krankheit und durch die Schwierigkeiten ihrer Lage verbitterten Gemüths, viele gute Eigenschaften ihrer erlauchten Vorgängerinnen, der Katharine von Aragonien und der Isabelle von Castilien, besaß: dieselbe Zärtlichkeit und Ergebenheit gegen den Gatten, den nämlichen Muth in der Stunde der Gefahr, den gleichen ernsten Wunsch (wenn sie auch irregeleitet war) ihre Pflicht zu thun, und unglücklicherweise auch die nämliche Bigotterie. In der That war es in Maria's Falle, wie in dem der katholischen Königin, sehr zu beklagen, daß diese Bigotterie, wegen ihrer Stellung als unbeschränkte Herrscherinnen, solche verderbliche Folgen nach sich zog, daß dieselben einen unvertilgbaren Flecken auf der Geschichte ihrer Regierungen hinterließen.

Als Philipp nach Brüssel zurückgekommen war, beschäftigte er sich emsig mit der Rüstung für den Feldzug. Er verwandte die Geldsendungen aus Spanien dazu, einen großen Haufen deutscher Söldlinge zu miethen. Deutschland war gegenwärtig das Land, welches mehr, als jedes andere, glücksritterliche Soldaten lieferte: Leute, die ohne Unterschied unter der Fahne fochten, wo sie am besten bezahlt wurden. Sie bestanden nicht, wie die Schweizer, ausschließlich aus Infanterie, sondern neben Lanzknechten (Lanzenmännern), enthielten sie noch eine starke Reihe Kavallerie, Reiter genannt, welche zusammen mit dem Küraß und anderer Vertheidigungsrüstung, Pistolen führten, die wahrscheinlich roh gearbeitet waren, aber doch ihre Besitzer furchtbar machten, da die Waffe damals wenig bekannt war. Sie waren

in der That die gefürchtetsten Truppen ihrer Zeit. Die Geharnischten, belastet mit ihren schwerfälligen Lanzen, waren in Linie aufgestellt und erforderten eine offene Ebene, um mit Vortheil zu manövriren; sie wurden durch Hindernisse leicht außer Ordnung gebracht, und, wenn einmal durchbrochen, konnten sie sich schwer wieder sammeln. Die Reiter dagegen, wovon jeder fünf oder sechs Pistolen im Gürtel führte, waren in Kolonnen von beträchtlicher Tiefe aufgestellt, während die Größe ihrer Waffen ihnen erlaubte, alle Evolutionen der leichten Kavallerie durchzumachen, worin sie vollkommen eingeübt waren. Philipp's Kavallerie wurde ferner mit einem schönen burgundischen Lanzenkorps und einer großen Anzahl spanischer Edler und Kavaliere verstärkt, die gekommen waren, auf den Feldern Frankreichs unter den Augen ihres jungen Oberherrn Lorbeeren zu pflücken. Auch den Kern seines Fußvolks hatte er aus Spanien bezogen. Abgesehen von ihrer Gleichgültigkeit gegen Gefahr und ihrer wunderbaren Ausdauer, worin der spanische Soldat keinem seiner Zeit nachstand, waren das auch Leute, die mit jener Hingebung an die Sache beseelt waren, welche fremde Miethlinge nicht fühlen konnten. Dazu erwartete der König und erhielt auch bald eine Verstärkung von acht tausend Engländern unter dem Earl of Pembroke. Sie mochten wohl tapfer auf dem Boden fechten, wo die Waffen Englands zwei der denkwürdigsten Siege in der Landesgeschichte gewonnen hatten.

Die Engländer nicht mit eingerechnet, belief sich das ganze Heer auf fünf und dreißig tausend Mann zu Fuß und zwölf tausend Mann zu Pferde, nebst einem guten Zug schweren Geschützes*). Den Befehl über diese Armee erhielt Emanuel Philibert, der Fürst von Piemont, besser bekannt unter dem Namen Herzog von Savoyen. Kein Mensch hatte bei dem Kampfe so viel, wie er, auf dem Spiele, denn er war von den Franzosen seiner Besitzungen beraubt worden, und die

*) Wie fast immer, wenn Zahlenangaben in Betracht kommen, muß sich der Geschichtsschreiber mit dem begnügen, was sich am meisten der Wahrheit zu nähern scheint. Einige Schriftsteller bringen das spanische Fußvolk auf funfzig tausend. Ich bin der mäßigeren Angabe des Zeitgenossen de Thou gefolgt, welcher wahrscheinlicherweise die Stärke eines Feindes nicht unterschätzte.

Wiedererlangung derselben hing von dem Ausgange des Krieges ab. Er zählte damals erst neun und zwanzig Jahre, hatte aber in militärischen Angelegenheiten eine große Erfahrung, da Karl der Fünfte schon, welcher frühzeitig seine Fähigkeit entdeckte, ihn mit wichtigen Befehlshaberstellen betraute. Man kann sagen, daß ihn sein ganzes Leben zum Soldatenstande erzogen hatte. Er hegte keinen Geschmack für weichliche Vergnügungen, sondern ergötzte sich während seiner Mußezeit mit der rauhen Jagdübung. Er kräftigte seinen von Natur nicht sehr robusten Körper dadurch, daß er so viel als möglich in der freien Luft lebte. Selbst wenn er sich unterhielt oder seinen Sekretären diktirte, zog er es vor, dabei in seinem Garten hin- und herzugehen. Nachdem er den ganzen Tag über gejagt hatte, schien er keiner Rast zu bedürfen, und man wußte, daß er auf einem Feldzuge, gleich den alten fahrenden Rittern, dreißig Tage lang, während er aß, trank und schlief, in seiner Rüstung geblieben war.

In seinen Gewohnheiten war er mäßig, aß wenig und trank Wasser. Pünktlich wartete er seiner Geschäfte, war sparsam mit Worten, und besaß, wie sich vom piquanten Style seiner Briefe abnehmen läßt, eine feine Menschenkenntniß, indem er durch die Oberfläche der menschlichen Handlungen in die Beweggründe hineinblickte.

Seine Erziehung war nicht vernachlässigt worden. Geläufig sprach er mehrere Sprachen, und war, wenn auch kein großer Leser, doch ein Liebhaber von Geschichtsbüchern. Der Mathematik, welche ihm in seinem Stande zu Statten kam, war er sehr zugethan, und er galt für einen ausgezeichneten Ingenieur. Von Gestalt war der Herzog mittler Größe und wohlgebaut, nur daß er etwas krummbeinig war. Seine Hautfarbe war weiß, das Haar licht und sein Benehmen sehr angenehm.

Dergestalt ist das Bildniß Emanuel Philibert's, welchem Philipp den Oberbefehl über sein Heer anvertraute, und dessen Bewerbung um Elisabeth von England er warm unterstützte. Keiner verdiente die königliche Jungfrau mehr. Aber der Herzog war ein Katholik, und Elisabeth hatte überdieß den Haß gesehen, welchem sich ihre Schwester durch die Vermählung mit einem fremden Oberherrn ausgesetzt hatte. Philipp, der etwas Zwang in der Angelegenheit angewendet wissen

wollte, setzte der Königin mit einem solchen Ernste zu, daß daraus hervorgeht, wie viel Gewicht er auf die Verbindung legte. Mariens Verhalten bei der Gelegenheit gereichte ihr sehr zur Ehre, denn, während sie sich dem Mißfallen ihres Gemahls aussetzte, sagte sie ihm aufrichtig, daß sie der Neigung ihrer Schwester mit gutem Gewissen keine Gewalt anthun könne.

Nach dem von Philipp's Kabinet für den Feldzug bestimmten Plane sollte der Herzog unmittelbar eine von den großen Städten an der nördlichen Gränze der Picardie, welche gewissermaßen den Eingang in die Niederlande beherrschte, belagern. Zuerst ward Rocroy ausersehen. Aber die mit Schießbedarf wohlversehene Besatzung hielt sich innerhalb ihrer Verschanzungen und eröffnete ein so lebhaftes Feuer auf die Spanier, daß der Herzog fand, die Belagerung würde wahrscheinlich mehr Zeit, als sie verdiente, wegnehmen, und daß er nach der Abbrechung des Lagers gegen St. Quentin zu rücken beschloß. Dieß war eine alte, in Friedenszeiten als Lagerungsplatz für den zwischen Frankreich und den Niederlanden betriebenen Handel wichtige Gränzstadt. Gegenwärtig bildete sie einen geeigneten Verwahrungsort für solche Beute, welche marodirende Genossen von Zeit zu Zeit aus Flandern zurückbrachten. Durch ihre natürliche Lage war sie gut geschützt; auch die Befestigungen waren ursprünglich stark gewesen, aber, wie in vielen Gränzstädten, in den letzten Jahren vernachlässigt worden.

Ehe der Herzog von Savoyen die Operationen gegen St. Quentin begann, zeigte er sich vor Guise und nahm den Anschein, als ob er es belagern wollte, um hierdurch den Feind unachtsam zu machen und ihn an der Einführung von Hülfsmitteln in die Stadt zu verhindern. Nach dieser Demonstration nahm er seinen Marsch wieder auf und setzte sich plötzlich vor St. Quentin fest, indem er es mit seiner ganzen Armee einschloß.

Mittlerweile hatten die Franzosen die Bewegungen ihres Widersachers mit Gespanntheit bewacht. Ihr Heer war an verschiedenen Punkten in der Picardie und Champagne versammelt. Das Hauptkorps war unter dem Kommando des Herzogs von Nevers, dem Gouverneur der letztgenannten Provinz, einem Edelmanne von ausgezeichneter Tapferkeit, der auch schon aktiven Dienst gesehen hatte. Er hatte seine

Macht zu der des Constable's von Frankreich, Montmorency, stoßen lassen, welcher in der Picardie eine Centralstellung einnahm und nun das Kommando ergriff, wofür ihn sein rasches und stürmisches Temperament bloß leidlich eignete. Sobald das Ziel der Spanier bekannt war, beschloß man, die Mannschaft von St. Quentin, die sonst ja wohl nicht eine Woche aushalten konnte, zu verstärken. Gaspard de Coligny, der Admiral von Frankreich, übernahm diese schwere Pflicht. Diese Persönlichkeit, das Haupt eines alten, geehrten Hauses, war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Sein Name hat in den Blättern der Geschichte eine traurige Berühmtheit als derjenige des Hauptmärtyrers in dem Gemetzel der Bartholomäusnacht erlangt. Er trat zur Lehre des Calvin über und verherrlichte durch seine strengen Sitten und seinen reinen Lebenswandel die neue Lehre wohl. Die schickliche Ordnung seines Haushalts, so wie sein gewissenhaftes Theilnehmen an gottesdienstlichen Verrichtungen bildete einen auffallenden Gegensatz zu der zügellosen Aufführung nur zu vieler Katholiken, die jedoch so bereit, wie Coligny, zum Vertheidigungskampfe ihres Glaubens waren. In seiner Jugend war er der lustige Gespiele des Herzogs von Guise*). Da aber die Calvinisten oder Hugenotten durch Verfolgung zu einer unabhängigen, ja feindlichen Stellung getrieben wurden, verwandelten sich die beiden durch Meinung und Interesse weit getrennten Freunde in sterbliche Feinde. Diese Stunde war noch nicht gekommen. Allein die Ketzerei, welche Frankreich bald bis in sein Innerstes erschüttern sollte, arbeitete bereits im Stillen unter der Oberfläche.

Da der Herzog in militärischen Angelegenheiten gut unterrichtet war, und einen unerschrockenen Muth so wie große Fruchtbarkeit im Auffinden neuer Hülfsquellen besaß, war gerade er der Mann, der das schwere Amt, St. Quentin zu vertheidigen, über sich nehmen konnte.

---

*) „Ils furent tous deux, dans leurs jeunes ans, ... sy grands compagnons, amis et confederez de court, que j'ay ouy dire à plusieurs qui les ont veus habiller le plus souvent de mesmes parures, mesmes livrées, ... tous deux fort enjoüez et faisant des follies plus extravagantes que tous les autres; et sur tout ne faisaient nulles follies qu'ils ne fissent mal, tant ils étaient rudes joüers et malheureux en leurs jeux.“ Brantome, Oeuvres, tom. III. p. 265.

Da er Gouverneur von der Picardie war, hielt er die Vertheidigung für seine Pflicht. Ohne Zeit zu verlieren, stellte er sich an die Spitze von etwa zehn bis zwölf hundert Mann zu Pferde und zu Fuß und eilte so schnell, daß er glücklich in den Platz noch hineinkam, ehe derselbe ganz umschlossen worden war. Doch hatte er den Verdruß, daß ihm bloß sieben hundert von seinen Leuten folgten, indem die übrigen aus Müdigkeit nicht fortgekonnt oder den Weg verfehlt hatten.

Der Admiral fand den Platz sogar in einem noch schlimmern Zustande, als er erwartet hatte. Die Befestigungswerke waren verfallen, und an manchen Stellen der Mauer war das Mauerwerk von einer solchen lockeren Natur, daß es bei den ersten feindlichen Kanonenschüssen zusammenfallen mußte. Die Stadt war auf drei Wochen mit Nahrungsmitteln versorgt, und die Magazine erträglich wohl mit Schießbedarf versehen. Aber nicht funfzig Hakenbüchsen waren brauchbar.

St. Quentin steht auf einer sanften Anhöhe. Auf der einen Seite ist es durch Sümpfe oder besser einen Morast von großer Ausdehnung, durch welchen der Fluß Somme oder ein Arm desselben fließt, gedeckt. Auf der nämlichen Seite des Flusses, wie St. Quentin, lag die Belagerungsarmee mit ihren schimmernden Reihen, die sich bis zum äußersten Rande des Morastes ausdehnten. Ein breiter Graben vertheidigte den Außenwall. Aber dieser Graben wurde von den Häusern der Vorstadt beherrscht, die bereits von den Belagerern in Besitz genommen war. Es gab ferner ganz nahe bei der Stadt eine dicke Baumpflanzung, welche einem angreifenden Feinde einen wirksamen Schirm darbot.

Eine der ersten Verrichtungen des Admirals bestand darin, daß er einen Ausfall machen ließ. Der Graben ward überschritten und einige der Häuser wurden niedergebrannt. Alsdann fällte man die Bäume an den Ufern, so daß die Annäherung an die Stadt offen gelegt wurde. Jede Vorbereitung zu einer in die Länge gezogenen Vertheidigung wurde getroffen. Man versicherte sich, wie viel Proviant da war, und bestimmte die Rationen, welche jeder Mann täglich zu genießen hatte. Da die Hülfsmittel nicht hinreichten, um die angewachsene Bevölkerung auf irgend eine Zeit lang zu ernähren, so befahl Coligny, daß mit Ausnahme der mit der Vertheidigung des Platzes Beschäftigten Alle diesen ohne Verzug verlassen sollten. Viele wußten

unter dem einen oder andern Vorwande zu bleiben und das Geschick der Besatzung zu theilen. Aber durch diese Regulirung wurde er sieben hundert unnütze Personen los, welche, wenn sie geblieben wären, dem Hunger zum Opfer gefallen sein würden, und, wie der Admiral trocken bemerkte, „ihre Leichen würden eine Pest unter den Soldaten erzeugt haben.“

Er wies seinen Leuten ihre verschiedenen Posten an; sprach kühn davon, daß er sich gegen alle Truppen Spaniens halten wolle, und versuchte durch seinen aufgeweckten Ton bei den Andern ein Zutrauen zu erwecken, welches er nicht im Entfernten selbst besaß. Von einem der höchsten Thürme aus überblickte er das umliegende Land, suchte sich der gangbarsten Furthen im Moraste zu versichern und überschickte dem Montmorency die Nachricht, daß ohne Entsatz die Garnison nicht mehr als einige wenige Tage aushalten konnte.

Dieser Befehlshaber war bald nach dem Abmarsche des Admirals in die Nachbarschaft von St. Quentin mit seiner Armee gerückt und hatte sie in die Städte La Fère und Ham so wie in die anstoßenden Dörfer einquartiert, damit sie die Bewegungen der Spanier überwachen und, wenn die Gelegenheit es böte, mit den Belagerten kooperiren könne. Er beschloß zugleich, die Garnison wo möglich mit einer Verstärkung von zwei tausend Mann unter Dantelot — einem jüngern Bruder des Admirals und diesem an Kühnheit und Unternehmungsgeist nicht nachstehend — zu kräftigen. Allein die Sache ging bejammernswürdig fehl. Durch den Verrath oder die Unwissenheit des Führers schlug die Abtheilung einen falschen Weg ein, stieß auf die feindlichen Außenposten, kam dadurch außer Fassung und gerieth in Verwirrung, wobei viele von ihnen in Stücke gehauen wurden oder im Moraste versanken. Ihrem Anführer gelang es, unter dem Schirme der Nacht mit den Uebriggebliebenen seinen Weg nach La Fère zurückzufinden.

Der Constable beschloß nun einen neuen Versuch am hellen Tage. Er nahm sich vor, eine Abtheilung unter dem nämlichen Befehlshaber in Booten über die Somme zu senden und in eigner Person mit seinem ganzen Heere die Einschiffung zu decken. Seine Stärke stand der spanischen beträchtlich nach, indem sie sich Alles in Allem auf etwa acht-

zehn tausend Mann zu Fuß und sechs tausend zu Pferde nebst einem Geschützzuge aus sechszehn Stücken belief*). Seine Angeworbenen waren, wie die seines Widersachers, beträchtlich aus deutschen Söldlingen zusammengesetzt. Die französische Bauernschaft hatte längst aufgehört im Kriege zu dienen; nur die Gascogner, die eine schöne Infanterieabtheilung bildeten, machten hiervon eine Ausnahme. Aber die Ritterschaft Frankreichs war durch eine eben so tapfere Reihe Edler und Kavaliere vertreten, wie nur irgend jemals unter dem Banner der Lilien gefochten hatten.

Am neunten August 1557 setzte Montmorency seine ganze Armee in Bewegung, und am folgenden Morgen um neun Uhr, am denkwürdigen Tage des heiligen Laurentius, nahm er seine Stellung an dem Ufer der Somme. Auf der entgegengesetzten Seite, ganz nahe bei der Stadt, lag das spanische Heer. Soweit das Auge reichen konnte, bedeckte dasselbe mit seinen weißen Zelten den Boden, während die in der Morgenluft flatternden Fahnen Spaniens, Flanderns und Englands die verschiedenen Nationen anzeigten, woher die buntgescheckten Heerschaaren bezogen worden waren.

Zur Rechten des Constable's war eine Windmühle, welche die zu den spanischen Quartieren leitenden Furthen des Flusses beherrschte. Das Gebäude war vom Feinde mit einer kleinen Abtheilung besetzt. Montmorency ließ es seine erste Sorge sein, sich in den Besitz der Mühle zu setzen, was er auch ohne Schwierigkeit bewirkte; indem er nun eine Besatzung unter dem Prinzen von Condé hineinlegte, sicherte er sich in dieser Gegend gegen eine Ueberraschung. Dann machte er sich eine Anhöhe zu Nutz, um seine Kanonen in eine solche Stellung zu bringen, daß selbige das entgegengesetzte Ufer säuberten und zugleich auf den Feind einen lebhaften Geschützdonner eröffneten. Der Marsch der Franzosen war durch einige zwischenliegende Berge verheimlicht worden, so daß, als jene plötzlich auf der ferneren Seite der Somme

*) In den Abschätzungen der französischen Armee herrscht weniger Abweichung, als in denjenigen der spanischen. Ich bin den Angaben der französischen Geschichtsschreiber Garnier und de Thou gefolgt, welch' letzterer indeß die Reiterei auf tausend weniger angibt.

erschienen, es war, als ob sie aus den Wolken herabgekommen wären. Die Schüsse, welche unter die Spanier fielen, brachten dieselben in große Unordnung. Man rennte hin und her, und da einige Kugeln in das Zelt des Herzogs von Savoyen schlugen, hatte er nur zur Noth so viel Zeit, um mit seiner Rüstung in der Hand zu entkommen. Es war nothwendig, die Stellung aufzugeben, und er marschirte ohngefähr drei Meilen den Fluß hinunter nach dem vom Befehlshaber der Reiterei, dem Grafen Egmont, eingenommenen Lager.

Da Montmorency wegen dieses wohlfeilen Erfolges so aufgebläht war, als ob es ein Sieg gewesen wäre, ging er jetzt daran, seine Truppen über das Wasser zu setzen. Dieß war mit mehr Schwierigkeit, als er erwartet hatte, verknüpft. Keine Kähne standen in Bereitschaft, und zwei Stunden wurden gebraucht, ehe man sich solche verschaffte. Zuletzt konnte man doch bloß vier oder fünf erhalten, und zwar so schmale, daß man, um den Zweck zu erreichen, vielmals den Strom herüber und hinüber fahren mußte. Die Kähne, mit so Vielen, als sie aufnehmen konnten, vollgepfropft, blieben auf der entgegengesetzten Seite im morastigen Ufer oder vielmehr im Sumpfboden stecken, und wenn einige Soldaten, um das Boot leichter zu machen, heraussprangen, wurden sie vom Schlamme verschlungen und erstickt. Um ihren Jammer noch zu erhöhen, wurden sie durch das unausgesetzte Feuer einer Truppenabtheilung beunruhigt, welche der spanische General auf eine die Landung beherrschende Anhöhe gelegt hatte.

Während es wegen dieser Ursachen mit dem Uebersetzen der Truppen nur langsam ging, hatte der Herzog von Savoyen einen Kriegsrath berufen, und entschied sich dafür, den Feind, weil er sich so nahe herbeigewagt, nicht ohne eine Schlacht davonkommen zu lassen. Im Flusse war eine benutzbare Furth vorhanden, ganz nahe bei des Grafen Egmont Lager, und dieser Offizier erhielt den Befehl, an der Spitze seiner Reiterei durchzureiten, und den Feind so lange zu beschäftigen, bis die Hauptabtheilung des spanischen Heeres unter dem Herzog heranzukommen Zeit gehabt hätte.

Lamoral, Graf Egmont und Fürst von Gavre, ein Mann, welcher auf den folgenden Seiten einen großen Raum einnehmen wird, war ein flamändischer Edler von einer alten, berühmten Abkunft.

Schon früh hatte er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gelenkt. Derselbe hatte ihn zu verschiedenen wichtigen, bürgerlichen wie militärischen Aemtern erhoben, deren er sich mit Ehren erledigt hatte. Gegenwärtig, wo er fünf und dreißig Jahre alt war, begleitete er den Posten eines Generallieutenants der Kavallerie und das Amt des Gouverneurs von Flandern.

Egmont war von einem stolzen und strebsamen Wesen, erfüllt mit Träumen des Ruhmes und durch den Erfolg so sehr aufgebläht, daß ihn der Herzog von Savoyen einmal zur Rede setzen mußte, indem er ihn daran erinnerte, daß er nicht der Oberbefehlshaber des ganzen Heeres sei. Mit diesen Mängeln verband er herrliche Eigenschaften, die ja nicht selten mit jenen Hand in Hand gehen. Sein Gemüth war frei und männlich, und, wenn er auch hitzig war, so besaß er doch ein warmes, edelmüthiges Herz. Er zeichnete sich durch eine ritterliche Haltung und ein prahlerisches, Aufsehen machendes Benehmen aus, das auf das Volk Eindruck machte, welchem sein Name in späteren Zeiten um seiner Hingabe an die Sache der Freiheit willen theuer war. Er war ein stürmischer Offizier, schnell zur Hand und unerschrocken, wohl geeignet zu einem glänzenden Handstreiche oder für eine Sache, welche, wie die gegenwärtige, Thatkraft und Raschheit erforderte. Eifrig übernahm er das ihm angewiesene Geschäft.

Die leichte Reiterei passirte die Furth zuerst. Das Vorhandensein der letzteren war Montmorency bekannt. Daher hatte er ein Korps deutscher Pistolenreiter, wovon ein Trupp in französischen Diensten stand, zur Vertheidigung der Uebergangsstelle beordert. Aber ihre Zahl war zu klein, und die burgundische Reiterei, welcher die Infanterie folgte, rückte Angesichts des Feuers so kaltblütig und in so guter Ordnung vor, als ob sie auf Parade wäre*). Der Constable erhielt bald Nachricht, daß der Feind überzusetzen angefangen hätte, und verstärkte,

*) Ich bediene mich der Worte Monpleinchamp's (Histoire du Duc de Savoie, p. 147), der jedoch spricht, als ob das Feuer von der Artillerie gekommen wäre: was kaum wahrscheinlich ist, da die französischen Batterien oberhalb des Flusses drei (englische) Meilen weit entfernt standen. Allein es scheint nicht, daß die Genauigkeit die Haupttugend dieses Schriftstellers wäre.

indem er seinen Irrthum einsah, seine Pistolenreiter mit einer Schwadron Reiterei unter dem Herzoge von Nevers. Es war zu spät; als der französische Befehlshaber die Stelle erreichte, war der Feind schon zu solcher Stärke übergeschritten, daß ein Angriff auf ihn Tollheit gewesen wäre. Nach einer kurzen Berathung mit seinen Offizieren beschloß Nevers, durch einen möglichst schnellen Gegenmarsch sich wieder mit dem Hauptkörper der Armee zu verbinden.

Wie schon erwähnt, hielt der Prinz von Condé die Mühle besetzt, welche die andere Furth rechts von Montmorency beherrschte. Oben von dem Gipfel konnte er die Bewegungen der Spanier erspähen und ihre Bataillons, fast ohne Widerstand von Seiten der Franzosen, auf die Ebene hervorbrechen sehen. Er machte auf der Stelle dem Constable hiervon Mittheilung und stellte ihm die Nothwendigkeit eines unmittelbaren Rückzugs vor. Der ergraute Krieger nahm von Einem, welcher viel jünger als er selbst war, keinen Rath an, und antwortete mürrisch: „Ich war schon ein Soldat, ehe der Prinz von Condé geboren war, und mit dem Beistande des Himmels getraue ich mir, ihm einige gute Kriegslehren für viele künftige Jahre zu geben.“ Auch wollte er den Boden nicht räumen, so lange ein Mann Verstärkung unter Dandelot zum Ueberfahren übrig bliebe.

An dieser verderblichen Zuversicht war die ihm gewordene Nachricht schuld, daß die Furth zu schmal wäre, um vier oder fünf Mann neben einander den Uebergang zu erlauben, was ihm Zeit genug gegeben haben würde, erst die Truppen überzusenden und sich dann den eignen Rückzug nach La Fère zu sichern. Wie sich leider herausstellte, war die Furth weit genug, um funfzehn bis zwanzig Mann neben einander gehen zu lassen.

Von den Franzosen, welche unterdessen den Fluß übergesetzt hatten, wurden viele, nachdem sie am entgegengesetzten Ufer gelandet waren, durch die spanischen Hakenbüchsenschützen getödtet oder kampfunfähig gemacht; andere gingen in dem Moraste verloren, und von der ganzen Zahl gelang es nicht mehrern, als vier hundert und funfzigen, mit Dandelot an ihrer Spitze, naß, verwundet und müde sich nach St. Quentin zu werfen. Als der Constable den letzten Kahn hatte verladen sehen, gab er augenblicklichen Befehl zum Rückzuge. Die Artillerie

wurde vor an die Spitze gesandt, dann folgte die Infanterie, und ganz zuletzt bildete er den Nachzug mit der Kavallerie, deren Befehl er selbst übernahm. Er suchte die kostbare verlorene Zeit dadurch wieder einzubringen, daß er seinen Marsch beschleunigte; allein derselbe wurde durch das schwere Geschütz an der Spitze aufgehalten.

Wie wir sahen, hatte der Herzog von Nevers mit den Spaniern, die den Strom passirt waren, sich in Kampf einzulassen abgelehnt und sich zum Rückzuge zum Hauptkörper der Armee angeschickt. Als er den unlängst von seinen Landsleuten eingenommenen Grund erreichte, fand er ihn verlassen, und indem er sich mit Condé, der noch die Mühle besetzt hielt, verband, trachteten die beiden Offiziere in aller Eile den Constable einzuholen.

Mittlerweile gab Graf Egmont, sobald er sich zu seiner Genugthuung in genügender Stärke den Feind anzugreifen sah, den Befehl zum Vorrücken, ohne auf mehr Truppen zu warten, die mit ihm die Ehre des Sieges hätten theilen können. Indem er das unlängst vom Constable besetzt gehaltene Feld überschritt, schlug er die Landstraße nach La Fère ein. Aber der aufsteigende Boden, welcher zwischen ihm und den Franzosen lag, verhinderte ihn, als er schon eine halbe (französische) Stunde oder darüber zurückgelegt hatte, den Feind zu sehen, Der Tag war jetzt schon weit vorgerückt, und der flamändische Kapitän hegte einige Befürchtungen, daß ihm, trotz seiner Eile, der Raub entgangen wäre. Aber, als er um den Berg herum kam, ward ihm die Genugthuung, die französischen Colonnen in voller Retirade zu entdecken. An ihrer Nachhut hing ein Haufen Marketender und anderer Anhängsel des Lagers, die bei der plötzlichen Erscheinung der Spanier in einen panischen Schrecken geriethen und diesen bei einem Haar dem übrigen Heere mitgetheilt hätten*). Der Rückzug vor einem Feinde ist an sich selbst ein den Soldaten hinlänglich entmuthigendes Bekenntniß der Schwäche. Der durch den Lärm aufgeschreckte Montmorency sah, wie sich die schwarze Wolke längs der Höhen aufthürmte, und

*) Rabutin, der uns die Nachricht liefert, sagt, es wäre unmöglich zu erklären, wie die Unordnung anfing. Sie fiel unter sie wie ein Donnerschlag, so daß Niemand sich deutlich an das, was vorging, erinnerte.

begriff, daß sie sich bald auf ihn entladen mußte. In dieser dringenden Lage befragte er einen alten Offizier (d'Dignon) in seiner Nähe, was er thun solle. „Hätten Sie mich," versetzte dieser, „zwei Stunden früher befragt, so hätte ich es Ihnen sagen können; jetzt ist es zu spät." Es war wirklich zu spät, und Nichts weiter konnte gethan werden, als sich zu schwenken und mit den Spaniern zu kämpfen. Demgemäß ließ der Constable halten und traf Anstalt seine Angreifer zu empfangen.

Da ihn Egmont auf diese Weise vorbereitet sah, formte er seine Schwadron in drei Abtheilungen. Eine davon, welche die linke Flanke der Franzosen umgehen sollte, gab er dem Fürsten von Braunschweig und dem Grafen Hoorne: — ein Name, der später bei einer traurigern Gelegenheit, als der jetzigen, sich mit dem seinigen oft verbunden findet. Eine andere meist aus Deutschen zusammengesetzte stellte er unter den Grafen Mansfeld mit dem Befehl, das Centrum anzugreifen. Er selbst ritt an der Spitze seiner burgundischen Lanzenknechte zur Linken gegen Montmorency's rechte Flanke. Alsdann wurde der Befehl zum Angriff gegeben, und die ganze Kolonne kam mit gespornten Pferden gegen den Feind herangedonnert. Die Franzosen begegneten gleich gutgeschulten Soldaten, welche sie wirklich waren, dem Angriff; allein die Kavallerie fiel über sie her mit der Wuth eines Alles mit sich fortreißenden Stromes, und es schien einige Augenblicke, als ob Alles verloren wäre. Aber die französische Ritterschaft blieb ihrer Ehre treu, sammelte sich wieder auf den Ruf Montmorency's, der sich tapfer in das Schlachtgetümmel stürzte, und zwang, indem sie den Angriff erwiderte, die Angreifenden nun ihrerseits zurückzuweichen. Der jetzt unter billigeren Verhältnissen fortgeführte Kampf wurde ein verzweifelter; Mann gegen Mann, Roß gegen Roß, schien es eher ein Streit persönlicher Tapferkeit, als der Taktik und militärischer Wissenschaft zu sein. Die beiden Theile waren einander so gut gewachsen, daß der Ausgang lange zweifelhaft blieb, und, wären bei den Spaniern keine Verstärkungen, sowohl Fußgänger wie schwere Kavallerie, die zur Unterstützung kamen, eingetroffen, so möchten sie am Ende doch nicht die Oberhand behalten haben. Unfähig, dieser angehäuften Macht zu widerstehen, begannen die nicht durch überlegene Tapferkeit, sondern durch Massen überwältigten Franzosen zu weichen. Von Egmont,

der seine Leute zu erneuter Anstrengung anfeuerte, hart bedrängt, wurden ihre Reihen zuletzt durchbrochen. Aus dem Rückzuge wurde eine Flucht, und die über das Feld in allen Richtungen Zersprengten wurden hitzig von ihren Gegnern verfolgt. Namentlich waren es die deutschen Schwarzen Reiter – jene Reiter, „so schwarz, wie Teufel —", die mit ihren Feuerwaffen eine solche Verheerung anrichteten, daß die Niederlage der Franzosen vollendet ward.

Inmitten dieser Verwirrung benahmen sich die Gascogner, der Kern des französischen Fußvolks, mit einer bewundernswürdigen Unerschrockenheit. Sie warfen sich in Quarrés; die mit den langen Spießen bewaffneten Lanzenmänner standen nach Außen und die Hakenbüchsenschützen im Centrum, so daß sie eine undurchdringliche Ordnung darstellten, gegen welche die Fluth der Schlacht in ohnmächtigem Grimme wüthete und tobte. Vergebens ritt, um wo möglich einen Eingang zu erzwingen, die spanische Reiterei um diese festen, von Stahl borstenden Massen herum, während ein gelegentlicher Schuß, der einen Reiter aus seinem Sattel warf, sie warnte, nicht zu nahe zu kommen.

Bei diesem Stande der Dinge kam der Herzog von Savoyen nebst den übrigen Truppen — die Artillerie mit eingerechnet, — auf dem Schlachtfelde an. Sein Eintreffen konnte nicht zeitgemäßer sein. Schnell waren die schweren Geschütze auf die französischen Quarré's gerichtet, deren dichte Aufstellung für die spanischen Kugeln einen deutlichen Zielpunkt abgab. Ihre festen Reihen wurden aus einander gerissen, und als die braven Leute vergebens sich über den Leichen ihrer sterbenden Kamraden zu schließen suchten, benutzte die Reiterei die Oeffnungen, um inmitten ihrer Phalanx einzubrechen. Jetzt waren die langen Speere zu Nichts nütze, denn indem die Reiter nach Links und Rechts hieben, theilten sie den Tod nach jeder Seite hin aus. Es gab jetzt Nichts, als Verwirrung und unwiederbringlichen Ruin. Niemand dachte mehr ans Fechten oder nur ans Selbstvertheidigen. Der einzige Gedanke war die Flucht. In ihrem heftigen Bestreben zu entkommen rissen die Mannen einer den andern um. Bald waren sie unter die in die Flucht geschlagene Kavallerie gemischt, die ihre eignen Landsleute niederritt. Die Pferde sprengten auf dem Felde ohne Reiter

umher. Viele Soldaten warfen, um schneller entfliehen zu können, ihre Waffen weg. Alles trachtete, der fürchterlichen Verfolgung, die am Nachtrab hing, zu entrinnen. Die Artillerie und Munitionswägen verstopften die Straße und hemmten die Flucht der Flüchtigen. Das Geschlächter war schauderhaft. Das beste Blut Frankreichs floß wie Wasser.

Doch wurde denen, welche darum baten, Gnade erwiesen. Hunderte und Tausende streckten die Waffen und erhielten Quartier. Zufolge einigen Nachrichten deckte Nevers die rechte Flanke der französischen Armee. Andere melden, daß er von ihr durch eine Schlucht oder ein Thal getrennt war. Jedenfalls fuhr er nicht besser, als sein Führer. Rasch ward er durch die Kavallerie Hoorne's und Braunschweig's eingeschlossen und sein schönes Korps leichter Reiterei in Stücke gehauen. Er selbst nebst dem Prinzen von Condé war so glücklich mit dem Ueberreste seines Heeres nach La Fère zu entrinnen.

Hätten die Spanier die Verfolgung fortgesetzt, so dürften sie diesen Tag wenig Franzosen, welche die wilde Flucht von St. Quentin hätten erzählen können, übrig gelassen haben. Aber der Kampf hatte schon vier Stunden gedauert; der Abend brach herein, und die Sieger, erschöpft von Anstrengung und gesättigt vom Geschlächter, gaben sich damit zufrieden, ihr Quartier auf dem Schlachtfelde aufzuschlagen.

Die Franzosen legten unterdessen einer nach dem andern den Weg nach La Fère zurück, und indem sie sich daselbst auf den öffentlichen Plätzen oder in den zuvor eingenommenen Quartieren zusammenhockten, glichen sie einer Heerde erschreckten Wildes, in dessen Ohren noch die Jagdtöne klingen. Aber die treugesinnten Kavaliere entledigten sich des Schreckens und bekamen wieder Herz, als zu ihnen ein Gerücht gelangte, daß ihr Anführer Montmorency mit einem Haufen starker Genossen noch dem Feinde Widerstand entgegensetzte. Obschon sie erschöpft waren und bluteten, schwangen sie sich bei der Nachricht doch in die Sättel, die sie soeben verlassen, und waren wieder bereit, ins Feld zu rücken.

Das Gerücht war jedoch unbegründet. Montmorency war als Gefangener in spanischen Händen. Als ob er zeigen wollte, daß er nicht im Geringsten vor der Gefahr zurückschrak, worein er seine Unter-

gebenen gebracht hatte, setzte der ergraute Krieger sein eignes Leben während des ganzen Kampfes aus. Als er sah, daß der Tag verloren war, stürzte er sich in den heißesten Theil der Schlacht, indem ihm sein Leben für seine Ehre feil war. Ein Pistolenschuß von einem Schwarzen Reiter zerschmetterte ihm den Schenkel und machte ihn unfähig zu längerem Widerstande; er fiel also in die Hände der Spanier, die ihn mit dem seinem Range gebührenden Respekt behandelten. Die Zahl der Gefangenen war sehr groß. Zufolge einigen Nachrichten beliefen sie sich auf sechs tausend, wovon sechs hundert Leute von Geburt und Personen von Stande sein sollten. Die Zahl der Getödteten wird, wie gewöhnlich, sehr verschieden angegeben, da sie von drei bis sechstausend variirt. Ein größerer Theil davon, als gewöhnlich, waren Männer von angesehener Familie. Manches edle Haus Frankreichs legte um dieses Tages willen Trauer an. Unter den Gefallenen war auch Jean de Bourbon, Graf d'Enghien, ein Prinz von Geblüte. Tödtlich verwundet wurde er in das Zelt des Herzogs von Savoyen getragen, wo er bald nachher das Leben aushauchte, und sein Leichnam ward seinen Landsleuten in La Fère zum ehrenhaften Begräbniß gesandt. Kein Bericht gibt, um die blutige Liste aufzuwiegen, den Verlust der Spanier über ein tausend Mann an*).

Ueber achtzig Fahnen, worunter diejenigen der Kavallerie, fielen nebst der ganzen Artillerie, den Munitionswägen und dem feindlichen Gepäck in die Hände der Sieger. Seit der Schlacht von Agincourt hatte Frankreich keine solche Niederlage erfahren.

Der König Philipp hatte Brüssel verlassen und sein Quartier zu Cambray aufgeschlagen, damit er dem Herzog von Savoyen, mit welchem er während der ganzen Belagerung eine tägliche Korrespondenz unterhielt, nahe sein könnte. Unmittelbar nach der Schlacht, den elften August, besuchte er persönlich das Lager. Zu gleicher Zeit schrieb er

*) Nach einigen Nachrichten belief sich der Verlust nicht über funfzig, was in Anbetracht der Hitze und Länge des Kampfes kaum glaublich ist. Man wird dadurch an die Kriege mit den Muselmännern auf der Halbinsel erinnert, wo der spanische Verlust, wenn man die Angaben der Spanier annimmt, gewöhnlich wie eins zu hundert Feinden dasteht.

seinem Vater, indem er ihm sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er nicht um den Ruhm des Tages zu theilen selbst dabei gewesen wäre. Der Kaiser scheint von Herzen dieß Bedauern getheilt zu haben*). Es ist ganz sicher, daß Karl, hätte er die Angelegenheiten zu leiten gehabt, nicht fern geblieben sein würde. Aber Philipp besaß nicht den kühnen, wagsamen Geist seines Vaters. Sein Talent bestand mehr im Ueberlegen als im Handeln, und seine ruhige, überlegte Vorsicht eignete ihn besser für das Kabinet, als für das Lager. In der Betreibung von Anwerbungen, in der Erhebung von Hülfsmitteln und in der Ueberwachung der Organisation des Heeres war er unermüdlich. Der Plan des Feldzugs wurde unter seinen Augen entworfen und er war umsichtig in der Wahl seiner Vertreter. Allein klugerweise überließ er diesen Vertretern das Führen des Krieges, für den er selbst keine Neigung und vielleicht keine Befähigung besaß. Er hielt sich noch nicht, gleich seinem Nebenbuhler Heinrich dem Zweiten, für einen großen Feldherrn, weil er in einem Tournier den Preis davon tragen konnte.

Philipp wurde von den Truppen seines Hofstaats in das Lager geleitet. Er erschien bei dieser Gelegenheit von Kopf zu Fuß bewaffnet: was bei ihm keineswegs gewöhnlich war. Es scheint seiner Phantasie gefallen zu haben, sich in militärischer Tracht malen zu lassen. Wenigstens gibt es von ihm einige Bildnisse, worauf er gepanzert erscheint: eines davon ist von der Hand Titian's. Ein gegenwärtig abgenommenes Gemälde wurde von ihm der Königin Maria gesandt, die in dieser ritterlichen Zeit ihren Gemahl in der vollen Kriegsrüstung vielleicht mit etwas Stolz erblickt hat.

Der König wurde bei seiner Ankunft im Lager mit allen Ehren eines Siegers empfangen: mit Trompetenstößen, Geschützsalven und den lauten Zurufen der Soldaten. Der Herzog von Savoyen legte ihm die Fahnen und andere Siegeszeichen des Kampfes zu Füßen und ließ sich auf die Kniee nieder, um Philipp die Hand zu

*) Dieß erhellt aus einem Briefe von Karl's Hausmeier Luis Quirada an den Sekretär Juan Vasquez de Molina, Manuskr.

„Siento que no se puede conortar de que su hijo no se hallasse en ello.“

küssen; aber der König hob ihn vom Boden auf, umarmte ihn dabei und sagte, daß die Anerkennung von ihm selbst dem Generale, welcher ihm einen solchen Sieg gewonnen hätte, geschuldet würde. Zu gleicher Zeit ertheilte er ein wohlverdientes Lob der glänzenden Rolle, welche Egmont und seine braven Begleiter in der Schlacht gespielt hatten.

Das Erste, was man zu thun hatte, war die Verfügung über die Gefangenen, deren Zahl den Siegern ungelegen war. Philipp entließ alle gemeinen Soldaten unter der Bedingung, daß sie ein halbes Jahr lang keine Waffen gegen die Spanier tragen sollten. Diese Bedingung that dem französischen Militärdienste keinen großen Schaden, da die Leute bei ihrer Rückkehr in einige entlegene Städte als Besatzung geschickt und ihre Stellen in der Armee von den durch sie abgelösten Truppen eingenommen wurden. Die Kavaliere und Leute von Stande wurden in Festungen untergebracht, wo sie sicher aufbehalten werden konnten, bis der Betrag ihrer respektiven Auslösungsgelder festgesetzt war. Diese Loskaufungen bildeten einen wichtigen Theil der Beute der Sieger. Wie wichtig er war, läßt sich aus der vom Constable für sich selbst und seinen Sohn gebotenen Summe abnehmen, die nicht kleiner als ein hundert und sechszig tausend Goldkronen gewesen sein soll. Man muß zugestehen, daß der damalige Soldat, wenn die Buße sowohl Verlust des Vermögens wie Einbuße der Freiheit war, unter härteren Bedingungen, als gegenwärtig, kämpfte.

Zunächst ward ein Kriegsrath berufen, um über die ferneren Operationen zu entscheiden. Als Karl der Fünfte die Nachricht vom Siege bei St. Quentin erhielt, so soll das Erste, wonach er fragte, gewesen sein, „ob denn Philipp in Paris wäre“ *). Hätte Karl befehligt, so

*) Diese Anekdote erzählt Brantôme, und zwar in seiner gewöhnlichen sarkastischen Weise. „Encor tout religieux, demy sainct qu'il estait, il ne se peut en garder que quant le roy son fils eut gaigné la bataille de Sainct-Quentin de demander aussi tost que le courrier luy apporta des nouvelles, s'il avait bien poursuivi la victoire, et jusques aux portes de Paris.“

Luis Quixada gibt in einem damals von Yuste geschriebenen Briefe von dieser Erzählung eine Version, welche, wenn sie weniger Pointe hat, doch wahrscheinlich richtiger ist. „S. Magd. está con mucho cuidado por saber que camino arrá tomado el Rey despues de acabada aquella empresa de San Quintin.“ Carta de 27 de septembre, 1557. MS.

würde er unzweifelhaft auf den Schlag sein sofortiges Erscheinen vor der französischen Hauptstadt haben folgen lassen. Aber Philipp besaß nicht jenes sanguinische Temperament, welches die im Wege befindlichen Hindernisse übersieht oder doch überhüpft. Karl berechnete die Wahrscheinlichkeiten des Erfolges, Philipp diejenigen des Mißlingens. Karl's Charakter öffnete glänzenderen Thaten den Weg, setzte ihn aber auch schwereren Niederlagen aus. Sein unternehmender Geist war günstiger für den Aufbau eines großen Reiches; das vorsichtige Temperament Philipp's war besser zur Erhaltung desselben geeignet. Philipp kam zu rechter Zeit, und seine umsichtige Politik paßte wahrscheinlich besser zu seiner Lage wie zu seinem Charakter, als die kühnere Politik des Kaisers.

Als der Herzog von Savoyen die Angemessenheit, den gegenwärtigen Schrecken dazu zu benutzen, um auf der Stelle gegen die französische Hauptstadt zu rücken, geltend gemacht haben soll, sah Philipp auf die Gefahren eines solchen Schrittes. Mehrere starke Festungen des Feindes würden in seinem Rücken zurückgelassen werden. Man müsse Flüsse überschreiten, die Vertheidigungslinien darböten, welche leicht gegen eine der seinigen sogar noch überlegene Macht behauptet werden könnten. Paris sei durch furchtbare Werke geschützt, und vierzig tausend Bürger könnten in der kürzesten Frist zum Schirme der Stadt eingeschrieben werden. Es wäre nicht weise, den Feind zum Aeußersten zu treiben und ein tapferes, treugesinntes Volk wie das französische zu einer Erhebung in Masse zu zwingen, wie dasselbe zur Vertheidigung seiner Hauptstadt thun würde. Der Kaiser, sein Vater, war einst mit einer mächtigen Armee in Frankreich eingedrungen und hatte Marseille belagert. Der Ausgang dieses Einfalls war Jedermann bekannt. „Die Spanier," sagte man höhnisch, „hätten, als sie ins Land gekommen, Truthühner gespeist; sie wären froh gewesen, wieder hinauskommen zu können, indem sie sich von Wurzeln genährt hätten." Daher beschloß Philipp, bei seinem ursprünglichen Operationsplan zu beharren und von dem letzten Erfolge seiner Waffen Gewinn zu ziehen, indem er mit seiner ganzen Macht die Belagerung von St. Quentin vorwärts drängte. — In so entlegner Zeit würde es für Niemanden leicht sein, über die Weisheit seiner Entscheidung abzusprechen; allein die folgen-

den Ereignisse tragen beträchtlich dazu bei, unsere Billigung derselben zu steigern.

Nun wurden Vorbereitungen getroffen, die Belagerung mit Nachdruck zu betreiben. Außer den schon im Lager befindlichen und in der Schlacht genommenen Kanonen, wurden, um den Geschützbestand der Belagerer zu verstärken, eine ziemliche Anzahl Stücke von Cambray herbeigeschafft. Man überschritt den Fluß, und die Inselvorstadt wurde nach einem heftigen Widerstande von Seiten der Franzosen, welche bei ihrem Rückzuge die Häuser verbrannten, vom Herzoge erobert. Der spanische Befehlshaber benutzte seinen Vortheil dazu, daß er Batterien ganz nahe bei der Stadt errichtete und von da einen unaufhörlichen Geschützdonner unterhielt, der die alten Mauern und Thürme bis in ihre Grundlagen erschütterte. Auch die Minirer thaten ihr Werk, und es wurden bis fast in die Mitte des Platzes reichende Gänge ausgehöhlt.

Zu gleicher Zeit war die Lage der Eingeschlossenen im höchsten Grade eine verlorene, und zwar, obschon ihre Proviantvorräthe dürftig waren, nicht so sehr aus Mangel an Speise, als von unaufhörlicher Beschwerde und Aussetzung. Alsdann entfaltete Coligny seine ganze Charakterstärke. Er fühlte, wie wichtig es war, so lange als möglich auszuhalten, damit die Nation gleichsam aufathmen und sich vom letzten Unglück erholen könne. Er suchte seinen eignen Muth den Herzen der Soldaten einzuflößen, indem er mit den niedrigsten von ihnen arbeitete und alle ihre Entbehrungen theilte. Er ermuthigte die Zagsamen durch die Versicherung, daß von ihren Landsleuten baldige Hülfe erscheinen würde. Einige lobte er wegen ihrer Tapferkeit; Andern schmeichelte er, indem er sie um ihre Ansicht befragte. Laut sprach er von den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln. Wenn irgend Einer ihn auf eine Uebergabe anspielen hören würde, so erlaubte er ihnen, ihm Hand und Fuß zu fesseln und ihn hinab in den Festungsgraben zu werfen. Sollte er Einen von ihnen davon reden hören, so versprach der Admiral, mit demselben ein Gleiches zu thun.

Der Herzog von Nevers, welcher sich mit den Trümmern der französischen Armee und solchen hinzukommenden Angeworbenen, als er aufbringen konnte, in der Nähe von St. Quentin festgesetzt hatte, strebte nach einer Verbindung mit dem Admiral. Einmal gelang es

ihm, eine Verstärkung von hundert und zwanzig Büchsenschützen in die Stadt zu werfen, obschon es ihm die dreifache Zahl kostete, die bei dem Versuche von den Spaniern in Stücke gehauen wurde. Dennoch war die Zahl der Garnison ganz und gar den ihr auferlegten Pflichten nicht gewachsen. Bei dürftiger Erquickung, fast ohne Rast, unter abwechselndem Wachen und Fechten verging der Tag mit Vertheidigung der Breschen, zu deren Ausbesserung die Nacht nicht lang genug war. Kein Körper war stark genug, das auszuhalten.

Dem Coligny stand glücklicherweise ein geschickter Ingenieur, Namens St. Rémy, zu Gebote, welcher ihn bei der Ausbesserung der den Werken von der Artillerie und den kaum minder zerstörenden spanischen Minen angethanen Beschädigungen unterstützte. In Ermangelung festen Steinwerks griff man zu jedem Material, um die Breschen auszufüllen. Baustämme wurden davor gewälzt, und auf die zerbrochenen Mauern mit Erde gefüllte Kähne gelegt, die für die französischen Musketiere ein gutes Bollwerk abgaben. Aber die Zeit war gekommen, da weder die Geschicklichkeit des Ingenieurs, noch der Muth der Besatzung ferner von Nutzen sein konnte. Elf benutzbare Breschen waren geschossen worden, und St. Rémy gab dem Admirale die Versicherung, daß er nicht dafür stehen könne, vier und zwanzig Stunden länger auszuhalten.

Auch der Herzog von Savoyen sah die Zeit gekommen, da die Belagerung durch einen allgemeinen Sturm zu Ende gebracht werden mußte. Hierzu wurde der sieben und zwanzigste August auserwählt. Am vorhergehenden Tage aber ließ er drei Minen sprengen, welche zwar einige losgerissene Stücke der Mauer zusammenbrachen, jedoch weniger Wirkung thaten, als man erwartet hatte. Am Morgen des sieben und zwanzigsten stand sein ganzes Heer unter Waffen. Der Herzog theilte es in so viele Korps, als Maueröffnungen waren, indem er diese Korps unter die besten und tapfersten Offiziere stellte. Er beschloß, den Sturm persönlich zu leiten.

Coligny traf ebenfalls seine Vorbereitungen mit vollendeter Kaltblütigkeit. An jede Bresche stellte er eine Abtheilung Truppen, während er und sein Bruder die Bewachung der beiden übernahmen, welche, da sie mehr als die übrigen ausgesetzt waren, als die Posten der Gefahr betrachtet werden konnten. Ihm wurde die Genugthuung, in

dieser Probestunde zu finden, daß die Leute, wie ihre Offiziere, mit seinem eignen Heldenmuthe beseelt waren.

Ehe der Herzog zur Erstürmung des Platzes schritt, eröffnete er ein lebhaftes Kanonenfeuer, um die Zimmerholzbarrikaden und andere vor die Breschen querüber geworfenen zeitweiligen Verschanzungen hinwegzuräumen. Das Feuer dauerte mehrere Stunden, und erst den Nachmittag wurde das Zeichen zum Sturme gegeben. Die Truppen — Spanier, Flamänder, Engländer und Deutsche — angespornt vom Gefühl nationaler Eifersucht, flogen vorwärts. Ein Korps von acht tausend tapfern Engländern hatte sich dem Banner Philipp's schon frühzeitig im Feldzuge angeschlossen, und sie begehrten jetzt ungeduldig die Gelegenheit zur Auszeichnung, welche ihnen in der Schlacht bei St. Quentin, wo das Geschick des Tages hauptsächlich durch die Reiterei sich entschied, verweigert gewesen war. Aber keine Truppen fühlten zu Heldenthaten einen so scharfen Sporn, wie die Spanier, da sie unter den Augen ihres Herrschers fochten, der von einer benachbarten Anhöhe Zuschauer des Kampfes war.

Die Hindernisse auf dem Pfade der Angreifenden waren nicht fürchterlich. Schnell kletterten sie über die Mauerstücke und anderen unterhalb der Wälle liegenden Unrath und erschienen Angesichts eines steten Muskatenfeuers vor den Breschen. Die zur Vertheidigung derselben aufgestellten tapfern Leute waren in genügender Stärke vorhanden, um die offenen Stellen auszufüllen; ihre erhabene Stellung gab ihnen über die Angreifenden einigen Vortheil, und sie standen auf ihrem Posten mit der Entschlossenheit von Männern, die bereit sind, eher zu sterben, als sich zu ergeben. Nun entspann sich ein hitziger Kampf längs der ganzen Ausdehnung der Wälle, und die Franzosen benahmen sich so stark im Gefecht, als wenn sie neuerdings dazu gepflegt worden wären, anstatt daß sie durch dürftigen Unterhalt und übermäßige Beschwerde geschwächt worden waren. Nach einem ernsten Kampfe, der ziemlich eine Stunde dauerte, wurden die Spanier auf allen Punkten zurückgetrieben. Nicht eine Bresche war gewonnen, und gebrochen und entmuthigt mußten die Angreifer in ihre frühere Stellung zurückkehren.

Nachdem der Herzog auf eine so kränkende Weise zurückgeschlagen worden war, gab er ihnen nicht lange Zeit zur Erholung, sondern er-

neuerte bald den Sturm. Dießmal richtete er den Hauptangriff gegen einen Thurm, wo der Widerstand am schwächsten gewesen war. Wirklich hatte Coligny dahin die Truppen verlegt, auf welche er sich am wenigsten verließ, während er der größeren Stärke der Befestigung vertraute. Aber ein starkes Herz kommt allen Verschanzungen in der Welt gleich. Nach einem scharfen, aber kurzen Kampfe gelang es den Angreifenden den Thurm zu erobern. Die kleinmüthigen Truppen wichen zurück, und die Spanier blieben, indem sie sich auf den Wall stürzten, die Herren von einer der Breschen. Nachdem die Angreifer einmal festen Fuß gefaßt hatten, ergossen sie sich ungestüm in die Oeffnung; Spanier, Deutsche und Engländer brausten gleich einem reißenden Strome die Wälle entlang und fielen den Vertheidigern in die Flanke. Unterdessen war Coligny sammt seinem Bruder Dandelot und einigen Untergebenen an den Ort geeilt, in der Hoffnung, wo möglich den hereinbrechenden Ruin aufzuhalten. Aber sie wurden schlecht unterstützt. Von der Masse überwältigt, wurden sie niedergetreten, entwaffnet und zu Gefangenen gemacht. Doch hielt die Besatzung an den übriggebliebenen Breschen noch verzweifelt aus. Allein, indem ihr ein Korps von der Seite und ein anderes von vorn zusetzte, wurde sie bald in Stücke gehauen oder kampfunfähig gemacht und gefangen. In einer halben Stunde hatte der Widerstand längs der Wälle aufgehört. Die Stadt war im Besitz der Spanier*).

Nun folgte eine Scene von Tumult und wilder Verwirrung, so daß im Vergleich mit ihr der letzte Kampf noch sanft erschien. Die siegreichen Truppen verbreiteten sich über die Stadt, um zu plündern, und verübten jene Thaten unbarmherziger Gewaltthat, die selbst in diesem aufgeklärten Zeitalter in einer eroberten Stadt gewöhnlich waren. Die elenden Einwohner flohen vor ihnen; die Alten und Schwachen, die

*) Indem Juan de Pinedo in einem Briefe an den Sekretär Vasquez (datirt von St. Quentin, den 27. August) von dem harten Gefecht, das während des Sturmes Statt hatte, spricht, lobt er besonders die Tapferkeit der Engländer: „Esta tarde entre tres y quatro horas se ha entrado San Quentin à pura fuerça peleando muy bien los de dentro y los de fuera, muy escogidamente todos, y por estremo los Ingleses.“ Manuskr.

Frauen und Kinder suchten Zuflucht in Bodenkammern, Kellern und jedem andern Winkel, wo sie sich vor ihren Verfolgern verstecken konnten. Man hörte Nichts als das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden, das Geschrei von Weibern und Kindern, — „so kläglich," sagt ein Anwesender (der Graf von Bedford), „daß sie ein jegliches Christenherz rühren mußten," — untermischt mit dem Jubelgeschrei der Sieger, die nun, berauscht mit geistigem Getränk und beladen mit Beute, toll an mehrere Gebäude Feuer legten, so daß zu den übrigen Gräueln der Scene noch die Gefahren einer Feuersbrunst hinzukamen. Binnen Kurzem konnte die Stadt in Asche gelegt sein, und der von Philipp mit so vielen Kosten gewonnene Platz ihm durch die Ausschweifungen seiner eignen Soldaten verloren gehen.

Der König zog nun persönlich in die Stadt ein. Er war nie bei der Erstürmung eines Platzes zugegen gewesen, und das schauderhafte Schauspiel, von dem er Zeuge war, rührte ihm das Herz. Man ergriff sogleich Maßregeln zur Löschung des Feuers, und es ward Befehl gegeben, daß bei Todesstrafe Niemand den Alten und Schwachen, den Frauen und Kindern, den Dienern der Religion oder vor Allem den Reliquien des seligen St. Quentin irgend eine Gewaltthätigkeit anthun dürfe. Sieben hundert arme Leute sollen vor Philipp erschienen sein und ihn um Schutz angefleht haben. Sie wurden auf seinen Befehl unter einer starken Bedeckung an einen sichern Ort gebracht*). Indessen war es unmöglich, die Plünderung der Stadt zu verhindern. Eben so leicht wäre es gewesen, dem Tiger das Aas, welches er zerreißt, zu entraffen. Die Plünderung eines mit Sturm genommenen Platzes ward als eine Nebeneinkunft des Soldaten angesehen, worauf er so regelmäßig, wie auf seinen Sold rechnete. Diejenigen, welche sich am meisten bei dieser grausamen Verrichtung auszeichneten, waren die deutschen Miethsoldaten. Ihre rohe Raubsucht erfüllte selbst ihre Genossen mit Entrüstung. Die letztern scheinen besonders über die rücksichtslose Weise entrüstet gewesen zu sein, in welcher sich die Schwarzen

---

*) Nach Sepulveda nicht weniger, als vier tausend Frauen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Coligny darein gewilligt hätte, für so viele nutzlose Mäuler Nahrung zu beschaffen.

Reiter nicht nur ihren eignen Antheil an der Plünderung, sondern auch den der Engländer und Spanier aneigneten *).

Auf diese Weise fiel die alte Stadt St. Quentin nach einer Vertheidigung, welche gleiche Ehre auf den Muth der Besatzung wie auf das Benehmen ihres Befehlshabers zurückstrahlt. Mit ihren elend außer Stand gekommenen Befestigungen, bei ganz und gar unzulänglichen Hülfsmitteln, nebst einer niemals die Zahl tausend übersteigenden Besatzung hielt sie beinahe einen ganzen Monat lang Stand gegen eine mächtige Armee, die unter den Augen ihres Herrschers focht und von einem der besten Feldherrn Europa's geführt wurde.

Nachdem Philipp Maßregeln zur Ausbesserung der Festungswerke von St. Quentin getroffen hatte, stellte er es unter den Schutz einer spanischen Besatzung und marschirte gegen die benachbarte Stadt Castelet. Es war dieß ein starker Platz, allein seine Vertheidiger, die ihren tapfern Landsleuten von St. Quentin unähnlich waren, kapitulirten nach einem kurzen Beweise von Widerstand am sechsten September. Hierauf erfolgte die Uebergabe von Ham, das einst in der ganzen Picardie wegen der Stärke seiner Befestigungen berühmt war. Alsdann führte Philipp seine siegreichen Schaaren gegen Noyon und Chaulny, welch' letztere Stadt von den Soldaten verheert ward. Die Franzosen waren mit Bestürzung erfüllt, als ein fester Platz nach dem andern an der Gränze in die Hand eines Feindes fiel, von dem es schien, als wenn er seinen Fuß bleibend auf ihren Boden setzte. Daß Philipp nicht seinen Erfolg benutzte, um seine Eroberungen weiter zu treiben, darf nicht einer Fahrlässigkeit von seiner Seite, sondern muß dem Betragen, oder vielmehr der Zusammensetzung seiner Armee zugeschrieben werden. Denn letztere bestand in der That aus Truppen, welche, indem sie ihre Schwerter dem höchsten Bieter überließen, sich wenig darum

*) „Die Swartzrotters, welche die Herren von der ganzen königlichen Armee waren, wandten solche Gewalt sowohl gegen die Spanier, Italiener und andere Nationen, als auch wider uns an, daß außer ihnen Niemand Etwas genießen konnte. Sie haben jetzt eine solche Grausamkeit bewiesen, wie man noch nicht aus Gierigkeit hat verüben sehen: die Stadt wurde von ihnen in Brand gesteckt, und ein groszes Stück davon niedergebrannt." — Brief des Earl of Bedford an Cecil.

kümmerten, unter welchem Banner sie fochten. Die aus verschiedenen Ländern bezogenen Soldaten zeigten, wenn sie in ein Lager zusammengebracht waren, bald alle ihre nationalen Eifersüchteleien und Feindschaften. Die Engländer kämpelten mit den Deutschen, und beide konnten wieder nicht das anmaßende Wesen der Spanier vertragen. Die Deutschen beklagten sich darüber, daß ihre Rückstände nicht ausgezahlt würden: eine Klage, die wahrscheinlich guten Grund hatte, da Philipp trotz seiner großen Hülfsquellen bei einer dringenden Gelegenheit in der Erhebung von Geldern dieselbe Schwierigkeit empfand, welche damals, wo noch gar Nichts von einem wohlgeordneten Steuersysteme bekannt war, ein jeder Fürst fühlte. Verlockt durch die höhern Angebote Heinrich's des Zweiten verließen die Schwarzen Reiter Philipp's Fahnen in Masse, um unter die seines Nebenbuhlers zu treten.

Die Engländer waren gleichfalls unzufrieden. Sie hatten von Hause gegen die Spanier einen Abscheu mitgebracht, der seit der Heirath der Königin immer fort geeitert hatte. Die störrigen Insulaner waren keineswegs darüber erfreut, daß sie unter Philipp dienten. Sie föchten, sagten sie, nicht die Schlachten Englands, sondern diejenigen Spaniens. Jede neue Eroberung vermehrte die Macht eines bereits schon zu mächtigen Monarchen. Sie hätten genug gethan, und beständen auf der Erlaubniß zur Rückkehr. Der König, welcher Nichts so sehr, als einen Bruch zwischen seinen englischen und spanischen Unterthanen, welchem der Stand der Dinge sich rasch zuneigte, fürchtete, sah sich einzuwilligen gezwungen.

Durch diesen Abgang der englischen Armee und das Ausscheiden der Deutschen wurde Philipp's Stärke so sehr beeinträchtigt, daß er keine Eroberungen zu machen im Stande war und kaum das Feld behaupten konnte. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, denn es war Ende Oktober. Nachdem er also die eroberten Plätze mit Besatzungen versehen und sie in den besten Vertheidigungszustand gesetzt hatte, verlegte er sein Lager nach Brüssel und führte bald darauf seine Armee in die Winterquartiere.

Also endigte der erste Feldzug Philipp's des Zweiten: der erste und, mit Ausnahme des folgenden, der einzige Feldzug, bei welchem er persönlich zugegen war. Er war sehr glücklich gewesen. Außer

den ihm an der Gränze der Picardie gewonnenen wichtigen Plätzen hatte er auch einen ausgezeichneten Sieg im offnen Felde davon getragen.

Aber der Feldzug war weniger merkwürdig wegen seiner militärischen Resultate, als vielmehr von einem moralischen Gesichtspunkte aus. Er zeigte den Nationen Europa's, daß das spanische Szepter in die Hände eines Fürsten übergegangen war, der ebenso sehr, wie sein Vorgänger gethan, für die Staatsinteressen wachte, und der, wenn er auch thätlich nicht so ehrgeizig als Karl der Fünfte war, doch wenig den Anschein nahm, als ob er irgend eine Beleidigung von seinen Nachbarn einstecken würde. Da der Sieg von St. Quentin im Anfange seiner Regierung vorfiel, erinnerte er die Leute an den von seinem Vater zu einer ähnlichen Zeit seiner Laufbahn gewonnenen Sieg bei Pavia und gab gleich diesem ein glänzendes Anzeichen für die Zukunft ab. Philipp, der wenig gewohnt war seinen Gefühlen einen sichtbaren Ausdruck zu geben, bezeugte seine Freude über den Erfolg seiner Waffen dadurch, daß er später das prachtvolle Gebäude des Escurial zu Ehren des seligen Märtyrers St. Lorenz errichtete, an dessen Tage die Schlacht geschlagen wurde und dessen Verwendung im Himmel er den Sieg zuschrieb.

Achtes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

Außerordentliche Kraftanstrengung Frankreichs. — Calais von Guise überrascht. — Die Franzosen fallen in Flandern ein. — Die blutige Schlacht bei Gravelines. — Friedensunterhandlungen. — Mariens Tod. — Die Thronbesteigung Elisabeth's. — Der Vertrag von Cateau-Cambresis.

1557—1559.

Der Stand der Angelegenheiten in Frankreich rechtfertigte Philipp's Voraussetzungen in Bezug auf die treue Gesinnung des Volks. Kaum hatte Heinrich der Zweite die Nachricht von der unglücklichen

Schlacht bei St. Quentin erhalten, als er Kouriere nach allen Richtungen hin sandte, indem er seine Ritterschaft aufforderte, sich um sein Banner zu schaaren, und indem er die Städte in seiner Noth um Zubuße anrief. Die Edlen und Kavaliere entsprachen dem Rufe auf der Stelle und strömten mit ihren Leuten herbei; während nicht nur die großen Städte, sondern selbst diejenigen von unbedeutender Größe freudig sich zum Besten des öffentlichen Kriegsdienstes schwer besteuern ließen. Paris gab ein großherziges Beispiel. Denn es erschöpfte seinen Eifer nicht in den Prozessionen der Geistlichkeit, an deren Spitze die Königin und die königliche Familie mit den Reliquien aus den verschiedenen Kirchen in der Hand schritt: sondern alle waffenfähigen Bürger ließen sich zur Vertheidigung der Hauptstadt eintragen, und es wurden große Uebertragungen zur Verstärkung Montmartre's und zur Bestreitung der Kriegskosten gemacht.

Durch diese und andere ihm zu Gebote stehende Hülfsmittel war Heinrich schnell in den Stand gesetzt, einen großen Haufen schweizer und deutscher Miethsoldaten in Sold zu nehmen. Die eingeborenen im Auslande dienenden Truppen wurden nach Hause beordert. Der alte Marschall Termes kam mit einem großen Korps von Toscana, und der Herzog von Guise kehrte mit dem Ueberreste seiner Bataillons von Rom zurück. Dieser beliebte Befehlshaber wurde mit Enthusiasmus begrüßt. Die Nation schien auf ihn als den Befreier des Landes zu blicken. Sein letzter Feldzug in Neapel wurde gefeiert, als ob es eine glänzende Siegesbahn gewesen wäre. Er ward zum Generallieutenant der Armee gemacht, und die ältesten Befehlshaber waren stolz darauf, daß sie unter einem so berühmten Führer Dienste nehmen konnten.

Die Regierung war nicht saumselig in der Benutzung der ihr auf diese Weise zur Verfügung gestellten außerordentlichen Hülfsquellen. Obschon man tief im Winter war, beschloß man doch, irgend einen Schlag zu unternehmen, welcher die Unglücksfälle des letzten Feldzugs auswetzen und den gesunkenen Muth der Nation heben sollte. Das vorgesetzte Ziel war die Wiedererlangung von Calais, jenem starken Platze, welcher länger als zwei Jahrhunderte im Besitze der Engländer geblieben war.

Die Franzosen hatten immer die Unwürde bitter empfunden, daß auf diese Weise ein Feind seinen Fuß gleichsam unbeweglich auf ihren Boden setzte. Sie hatten auf die Wiedergewinnung von Calais mit den nämlichen Gefühlen geblickt, mit welchen die spanischen Moslems, als sie nach Afrika getrieben waren, auf die Wiedererlangung ihrer alten Besitzungen in Granada gesehen hatten. Wie fest sich dieß in ihre Vorstellung eingenistet hatte, zeigten sie durch die gemeine Sage von einem gering angeschlagenen Befehlshaber, daß er „nicht der Mann, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben" wäre. Indeß bestanden die von ihnen gehegten Gefühle eher in guten Wünschen als in sichern Erwartungen. Der Platz war so stark, so gut besetzt und den Engländern so zugänglich, daß er uneinnehmbar schien. Dieselben Umstände und der lange Besitz des Platzes hatte auf der andern Seite die Engländer mit nicht weniger Zuversicht erfüllt, wie ziemlich gut aus einer Inschrift an den Bronzethoren der Stadt hervorging: — „Wenn die Franzosen Calais belagern, dann wird das Blei und Eisen wie Korkholz schwimmen." Diese Zuversicht schlug, wie oft geschieht, in ihren Ruin aus.

Als der Bischof von Acqs, der französische Gesandte in England, auf seiner Rückreise nach Hause kurz vor der gegenwärtigen Zeit durch Calais gekommen war, gab er einen seltsamen Bericht von dem Verfall der Werke und von der kleinen Zahl der Besatzung, kurz, von dem vertheidigungslosen Zustande des Platzes. Indeß wollte Guise, der ebenso vorsichtig, als tapfer war, einen so gewagten Schritt nicht ohne eine genauere Erkundigung unternehmen. Nachdem er über den wirklichen Zustand zufriedengestellt war, ging er auf den Anschlag mit dem ihm eigenthümlichen Feuer ein. Der angenommene Plan soll ursprünglich von Coligny entworfen worden sein. Um den Feind zu täuschen, sandte der Herzog die größte Abtheilung seines Heeres unter Nevers in der Richtung von Luxemburg. Alsdann marschirte er mit dem Reste in die Picardie, als ob er einen der von den Spaniern genommenen Plätze bedrohen wollte. Bald darauf stießen die beiden Korps zusammen, und Guise erschien an der Spitze seiner ganzen Macht nach einem Schnellmarsche vor den Mauern von Calais.

Die Stadt war durch eine starke Citadelle und durch zwei Forts

geschützt. Das eine von diesen beiden, welches die Annäherung zu Wasser beherrschte, bestürmte und eroberte der Herzog am zweiten Januar 1558. Das andere, welches auf das Land sah, nahm er am folgenden Tage. Da er im Besitze dieser Forts war, fühlte er sich vor einer Beunruhigung von Seiten des Feindes, sei es zu Lande oder zu Wasser, sicher. Alsdann richtete er sein mächtiges schweres Geschütz gegen die Citadelle, indem er einen wüthenden Kanonendonner bei Tag und Nacht unterhielt. Sobald am fünften eine Bresche geschossen war, strömten die siegreichen Truppen hinein, überwältigten die Garnison und pflanzten die französische Fahne auf die Mauern. Da der Earl of Wentworth, der in Calais befehligte, mit seiner geringen Besatzung nun, wo die Vertheidigungswerke in der Hand des Feindes waren, den Platz nicht behaupten konnte, kapitulirte er am achten Januar. Auf den Fall von Calais folgte der von Guisnes und von Hames. Also waren die Engländer binnen wenigen Tagen jeder Ruthe des Gebietes beraubt, welches sie in Frankreich seit der Zeit Eduard's des Dritten gehalten hatten.

Der Fall Calais' erregte auf beiden Seiten des Kanals das größte Aufsehen. Die durch das Ereigniß verdutzten Engländer zogen heftig gegen die Verrätherei des Befehlshabers los. Sie hätten eher die Verrätherei ihrer eignen Regierung tadeln sollen, die so grob versäumt hatte, für die Vertheidigung des Platzes zu sorgen. Indem Philipp die Absichten der Franzosen merkte, hatte er seinen Verdacht der englischen Regierung mitgetheilt und ihr vorgeschlagen, die Besatzung des Platzes mit einer Verstärkung von seinen eignen Truppen zu kräftigen. Allein, seine Verbündeten, die vielleicht Mißtrauen in seine Beweggründe setzten, verachteten seinen Rath oder unterließen wenigstens, Gewinn daraus zu ziehen. Nachdem der Platz genommen war, machte er wieder den Vorschlag, daß er, wofern ihn die Engländer mit einer genügenden Flotte unterstützen würden, ein starkes Heer zur Wiedernahme absenden wolle. Auch dieß ward abgelehnt, vielleicht aus dem nämlichen Gefühle des Mißtrauens, wenn man auch die Unmöglichkeit der Kostenaufbringung vorschützte; und so ging die Gelegenheit zur Wiedereroberung von Calais für immer verloren.

Indeß war es eigentlich gar keine große Einbuße für die Nation.

Wie wahrscheinlich nicht bloß eine der englischen Kolonialbesitzungen der Gegenwart, kostete Calais jedes Jahr mehr, als es werth war. Sein Hauptwerth bestand in der dargebotenen Leichtigkeit zu einem Einfalle in Frankreich. Dennoch war eine solche Leichtigkeit zum Kriege mit den Nachbarn, die allerdings vor der Zeit Philipp's des Zweiten bei den Engländern in nur zu guter Aufnahme war, doch von einem zweifelhaften Werthe. Der wirklich aus der Einbuße von Calais hervorgehende Schaden war die der Nationalehre hierdurch versetzte Wunde.

Der Jubel der Franzosen war gränzenlos. Er hätte nicht leicht größer sein können, wenn der Herzog von Guise über den Kanal gefahren wäre und London selbst genommen gehabt hätte. Die glänzende und rasche Weise, in welcher die That verrichtet worden war; die Tapferkeit, womit der junge General bei dem Sturme sich selbst ausgesetzt; der Edelmuth, wie er seinen Antheil an der Beute unter die Soldaten vertheilt hatte: Alles dieß erregte die lebhafte Einbildungskraft der Franzosen und machte ihn noch mehr, denn je, zum Abgott des Volks.

Indessen waren seine Waffen während des übrigen Verlaufs des Feldzugs nicht mit so ausgezeichnetem Erfolge gekrönt. Im Mai marschirte er gegen die befestigte Stadt Thionville im Luxemburgischen. Der Platz übergab sich nach einer zwanzigtägigen Belagerung. Nachdem das französische Heer zwei oder drei andere Städte von geringerer Bedeutung genommen hatte, verschwendete es beinahe zwei oder drei Wochen durch Unthätigkeit, wofern wir nicht etwa die von innern Unruhen in der Armee selbst erzeugte Thätigkeit in Betracht ziehen wollen. Es ist schwer, billig über das Benehmen eines Befehlshabers jener Zeit zu richten, da seine Truppen beträchtlich aus fremden Miethlingen zusammengesetzt waren, die so wenig Anhänglichkeit an die von ihnen eingegangenen Dienste hegten, daß sie bei der geringsten Gelegenheit zu Kämpeleien aufgelegt waren. Am meisten unter ihnen thaten sich die deutschen Schwarzreiter hervor, indem sie nur zu oft die Unverschämtheit und Zuchtlosigkeit bis zu einem Grade trieben, daß sie als Freunde beinahe nicht minder gefährlich, denn als Feinde erschienen. Die Wichtigkeit, welche sie ihren Diensten beilegten, machte sie aus-

schweifend in ihren Soldforderungen. Wenn nun, wie oft vorfiel, die Zahlung rückständig war, nahmen sie die Sache selbst in die Hand und plünderten das befreundete Land, worin sie einquartiert waren, oder brachen in offene Widersetzlichkeit aus. Ein deutscher Baron ging einmal so weit, daß er dem Herzog Guise seine Pistole vor den Kopf hielt. Dieser widerspänstige Geist erstreckte sich zu einer solchen Ausdehnung, daß der beliebte Anführer nur mit einer ganz besonderen Kaltblütigkeit und Gewandtheit diese Abenteurer einigermaßen zur Unterwürfigkeit unter seine Autorität bringen konnte. Wie die Sachen standen, war der durch diese Wirren verursachte Zeitverlust von den traurigsten Folgen begleitet.

Der Herzog hatte unter dem Marschall Termes in Calais eine starke Macht zurückgelassen. Seitdem hatte er diesen alten Krieger beordert, eine Abtheilung von funfzehn hundert Mann Kavallerie und fünf tausend Fußgänger, die theilweise aus der Besatzung selbst bezogen wurden, zu befehligen und mit ihnen in das nördliche Flandern zu rücken. Guise wollte zu ihnen daselbst mit seinen eignen Truppen stoßen, wo sie dann den Spaniern so viel zu schaffen machen wollten, daß dieselben wirksam an einem zweiten Einfalle in die Picardie verhindert würden.

Der Plan war gut entworfen, und der Marschall führte seine Rolle darin pünktlich aus. Indem er die Straße nach St. Omer einschlug, betrat er Flandern in der Nachbarschaft von Dünkirchen, belagerte diese blühende Stadt, stürmte sie und gab sie der Plünderung Preis. Alsdann drang er bis Nieuport vor, wo die Anstrengung und das sehr heiße Wetter einen Anfall von Gicht, der ihn völlig unfähig machte, erzeugten. Der Offizier, welchem der Oberbefehl anheimfiel, ließ es zu, daß sich die Leute über das Land verbreiteten und hier solche räuberische und gewaltthätige Handlungen verübten, wie sie selbst nicht durch das Gebrauchsrecht dieses unbedenklichen Zeitalters gutgeheißen wurden. Die armen, aus ihrer Heimath vertriebenen Einwohner riefen laut den Grafen Egmont, ihren Gouverneur, um Schutz an. Der Herzog von Savoyen lag gegenwärtig mit seiner Armee zu Maubeuge in der Provinz Namur; aber er sandte an Egmont den Befehl, ein so großes Heer, als er in der benachbarten Gegend auf-

treiben könnte, zusammenzubringen und die Franzosen abzuschneiden, bis der Herzog ihm zu Hülfe kommen und den Feind züchtigen würde.

Weil Egmont über das seinen Landsleuten angethane Unrecht empört war und von Rachbegier brannte, bewies er die größte Freudigkeit im Vollzuge dieser Befehle. Freiwillige kamen von allen Seiten herbei, und er fand sich bald an der Spitze einer aus zehn bis zwölf tausend Mann Fußvolk und zwei tausend Mann Reiterei bestehenden Armee. Mit dieser überschritt er sogleich die Gränze und schickte eine Abtheilung voraus, um die Landstraße, auf welcher De Termes nach Flandern eingedrungen war, abzuschneiden.

Indem der französische Befehlshaber zu spät von diesen Bewegungen benachrichtigt wurde, sah er ein, daß er nothwendig augenblicklich seine gegenwärtige Stellung verlassen und sich wo möglich den Rückzug sichern müßte. Guise war entfernt und mit den Wirren seines eignen Lagers beschäftigt. Die Flamänder waren im Besitze der Straße, auf welcher der Marschall ins Land gekommen war. Eine andere stand ihm offen längs der Seeküste in der Nachbarschaft von Gravelines, wo die Aa ihre Gewässer in den Ozean ergießt. Wenn man die Ebbe benutzte, konnte der Fluß durchwatet und eine direkte Straße nach Calais gefunden werden.

Termes sah ein, daß keine Zeit zu verlieren sei. Er ließ sich von seinem Krankenbette auf eine Sänfte bringen und begann den Rückzug auf der Stelle. Beim Abmarsch von Dünkirchen steckte er die Stadt, wo die Häuser schon Alles waren, was den elenden Einwohnern von ihrer Habe übrig blieb, in Brand. Sein Marsch ward gehemmt durch seine Artillerie, durch sein Gepäck und namentlich durch die Beute, die er aus den geplünderten Provinzen mit fortführte. Indessen gelang es ihm, die Aa während ihres niedrigen Wasserstandes zu durchschreiten und das Sandufer der gegenüberliegenden Seite zu gewinnen. Aber hier stand der Feind vor ihm.

Als Egmont Nachricht von den Bewegungen des Marschalls erhalten hatte, hatte er den Fluß weiter oben passirt, wo der Strom schmaler war. Da er sich seiner Artillerie und selbst seines Gepäcks, um sich leichter bewegen zu können, entledigte, machte er einen Schnellmarsch nach der Seeseite zu, und erreichte selbige zeitig genug, um den

Feind abzuschneiden. Termes hatte nun keine andere Wahl, als entweder sich einen Weg durch die Spanier mit den Waffen zu bahnen, oder sich zu ergeben.

Obwohl der Marschall krank war, bestieg er doch sein Roß und richtete einige Worte an seine Truppen. Indem er in der Richtung des lodernden Dünkirchen's hindeutete, sagte er ihnen, daß sie dorthin nicht zurückkehren könnten. Alsdann deutete er nach Calais hin und sprach: „Dort ist Euere Heimath, und Ihr müßt erst den Feind schlagen, ehe Ihr sie erreichen könnt.“ Er beschloß jedoch, das Treffen nicht selbst zu beginnen, sondern seinen Stand so fest und sicher als möglich zu machen und den Sturm der Spanier abzuwarten.

Seine Infanterie stellte er ins Centrum, und deckte sie auf jeder Seite mit Kavallerie. Vornhin verlegte er die Artillerie, die aus sechs oder sieben Falkonetten — Feldstücken einer kleinern Gattung — bestand. In den Hintergrund warf er ein beträchtliches Korps gascogner Lanzenknechte, damit dieselben, wo immerhin ihre Gegenwart erforderlich wäre, als Reserve dienten. Der Fluß Aa, welcher im Rücken seiner Truppen floß, bildete in dieser Richtung ebenfalls eine gute Schutzwehr. Den linken Flügel deckte er durch eine aus dem Gepäck und den Artilleriewägen errichtete Barrikade. Der rechte, welcher sich auf den Ozean stützte, schien vor irgend einer Beunruhigung von dieser Seite sicher.

Als der Graf Egmont die Franzosen sich dergestalt, um eine Schlacht zu liefern, rüsten sah, traf er schnell seine eignen Verfügungen. Er theilte seine Kavallerie in drei Abtheilungen. Das Centrum wollte er selbst befehligen. Es bestand hauptsächlich aus den Schwerbewaffneten und einigen flamändischen Reitern. Auf die Rechte stellte er seine leichte Kavallerie, und auf der Linken ritten die Spanier. Seine Infanterie stellte er in solcher Weise auf, daß sie die verschiedenen Reiterdivisionen unterstützte. Nachdem er mit seinen Anstalten zu Ende war, gab er dem Centrum und dem linken Flügel Befehl zum Angriff und sprengte in vollem Gallopp gegen den Feind.

Obschon die Bataillons bei ihrem Anrücken etwas durch das schwere Geschütz beunruhigt wurden, kamen sie doch in guter Ordnung heran und fielen mit einer solchen Wuth über die französische Linke und

das Centrum her, daß Reiter und Fußvolk durch die Heftigkeit des Angriffs geworfen wurden. Aber die französischen Edelleute, welche die Kavallerie bildeten, waren von derselben hohen Herzhaftigkeit wie jene, welche bei St. Quentin fochten. Obschon für einen Augenblick geworfen, wurden sie doch nicht überwältigt, sondern es gelang ihnen nach einem verzweifelten Kampfe sich wieder zu sammeln und die Angreifer zurückzutreiben. Egmont erneuerte zwar den Angriff, ward aber mit größerem Verluste, als zuvor, zurückgeschlagen. Indem die Franzosen ihren Vortheil benutzten, zwangen sie die Angreifer, sich auf ihre eignen Linien zurückzuziehen. Zugleich eröffneten die Kanonen ein Feuer auf die ausgesetzte Flanke der zurückweichenden Reiter und thaten ihnen beträchtlichen Schaden. Egmont's Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet, und er wäre beinahe von seinen eignen Leuten überritten worden. Zu gleicher Zeit stürzte die Gascogner-Reserve mit ihren langen Speeren zur Unterstützung der Kavallerie hervor und erfüllte die Luft mit dem Geschrei: „Viktoria!"

Schon schien das Feld verloren zu sein, als der linke Flügel der spanischen Reiterei, die noch nicht in den Kampf gekommen war, den ungeordneten Zustand der Franzosen beim Nachdringen bemerkte und einen heftigen Seitenangriff auf sie machte. Dieß hatte zur Folge, daß die Verfolgungsfluth zurückgeschreckt und den Flüchtigen Zeit zum Sammeln gegeben wurde. Unterdessen hatte Egmont ein frisches Pferd bestiegen, sprengte mitten unter seine Leute und suchte ihren Muth wieder zu beleben und ihre außer Ordnung gekommenen Reihen wieder herzustellen. Indem er alsdann durch Wort und That ermuthigte, rief er aus: „Wir sind Sieger! Diejenigen, welche den Ruhm und ihr Vaterland lieben, mögen mir folgen!" worauf er wüthend auf den Feind lossprengte.

Nun fielen die sowohl in der Fronte wie auf der Flanke hart bedrängten Franzosen ihrerseits zurück und fuhren im Retiriren fort, bis sie ihre frühere Stellung erreicht hatten. Zu gleicher Zeit rückten die Lanzknechte in Egmont's Dienste dem Feuer der Artillerie zum Trotz vor, nahmen die Kanonen und durchbohrten diejenigen, welche selbige bedienten, mit ihren Lanzen. Das Fechten wurde jetzt allgemein, und da die Kämpfenden ganz nahe an einander geriethen, fochten sie, wie

es Männer thun, wo die Zahl fast gleich ist und wo ein jeder zu fühlen scheint, daß sein eigner Arm der Wagschale des Sieges den Ausschlag geben kann. Der Ausgang entschied sich durch ein Ereigniß, welches keiner von beiden Theilen bestimmen, und keiner vorhergesehen haben konnte.

Ein englisches Geschwader von zehn oder elf Fahrzeugen lag in einiger Entfernung, aber außerhalb des Gesichtskreises der Kämpfenden. Angezogen durch den Lärm des Schießens fuhr der Schiffsbefehlshaber dem Schlachtfelde nahe und, indem er seine Schiffe längs der Küste aufstellte, eröffnete er auf den rechten Flügel der Franzosen, welcher dem Meere am nächsten stand, sein Feuer. Wegen der Entfernung der Schiffe that wahrscheinlich das Feuer keinen großen Schaden und soll sogar einige Spanier getödtet haben; allein es verbreitete unter den Franzosen, die sich von einem neuen, gleichsam aus der Tiefe des Ozeans hervorgetauchten Feinde angegriffen sahen, einen panischen Schrecken. In ihrem heftigen Verlangen, sich dem Feuer zu entwinden, warf sich die Kavallerie vom rechten Flügel auf das Centrum und stampfte ihre eignen Waffengefährten nieder, bis alle Disciplin verloren ging und die Reiter mit den Fußgängern in wilder Unordnung untermischt waren. Egmont benutzte die gute Gelegenheit zu einem neuen Angriffe, und am Ende wich der völlig gebrochene und entmuthigte Feind allerorts. Das starke Korps Gascogner in der Reserve behauptete allein noch eine Zeit lang den Boden, bis auch sie, heftig von der Phalanx der spanischen Speermänner angegriffen, zusammenbrachen und wie die Andern zersprengt wurden.

Jetzt wurde das Flüchten allgemein, und die siegreiche Kavallerie sprengte über das Feld, indem sie auf allen Seiten die Fliehenden niederstampfte und niederhieb. Viele, die nicht durch das Schwert derselben fielen, kamen in dem Gewässer der jetzt durch die Fluth angeschwollenen Aa um. Andere ersoffen im Ocean. Nicht weniger, als funfzehn hundert, sollen getödtet worden sein durch die Bauern, welche die Päße besetzt hielten und auf diese Weise für den ihrem Lande angethanen Schaden eine blutige Rache nahmen. Es wird angegeben, daß auf dem Schlachtfelde zwei tausend Franzosen und nicht weniger als fünf hundert Spanier, oder vielmehr Flamänder, aus denen die

Armee größtentheils zusammengesetzt war, gefallen sind. Der schwerste Verlust traf die französische Kavallerie, ein schwerer in der That, wenn sie zufolge einiger, freilich nicht sehr glaubwürdiger Nachrichten, bis auf den letzten Mann zusammengehauen wurde. Die Zahl der Gefangenen war drei tausend. Unter ihnen war Marschall Termes selbst, der durch eine Kopfwunde widerstandsunfähig gemacht worden war. Das ganze Gepäck, der Schießbedarf und die reiche aus der Verheerung Flanderns geärntete Beute wurde der Preis der Sieger. — Wenn der Sieg von Gravelines auch nicht wegen der Zahl der kämpfenden Heere bedeutend war, so war er doch so vollständig, wie jener bei St. Quentin*).

Indeß waren die Franzosen, welche eine mächtige Armee auf den Beinen hatten, besser, als damals, im Stande, ihrer Niederlage zu begegnen. Als der Herzog von Guise die Nachricht erhielt, brach er augenblicklich mit seiner ganzen Macht auf und nahm, um die Picardie gegen einen Einfall zu decken, eine feste Stellung hinter der Somme. Der Herzog von Savoyen stellte sich, nachdem er sein Heer mit dem Egmont's vereinigt hatte, längs der Linie der Authie auf und nahm den Anschein, als ob er Dourlens belagern wollte. Sowohl der französische, wie der spanische Monarch rückte mit ins Feld. Viele Jahre lang hatte man in Frankreich nicht eine so gut hergestellte und so große Armee, wie es diejenige Heinrich's war, gesehen; allein dieser Monarch konnte erbittert werden bei dem Gedanken, daß der größere Theil derselben aus fremden Miethstruppen, die sich auf vierzig tausend belaufen haben sollen, bestand. Philipp war in gleicher Stärke, und die Länge des Krieges hatte es ihm ermöglicht, seine besten Führer um sich zu schaaren. Unter diesen war Alva, dessen vorsichtige Rathschläge dazu dienen

---

*) Mir ist kein Treffen bekannt, von welchem die Angaben so völlig in ihren Einzelheiten unvereinbar sind, als es mit der Schlacht bei Gravelines der Fall ist. Die Nachrichten stimmen sogar nicht darin überein, ob es eine englische Flotte war, welche auf die französischen Truppen feuerte. Ein Schriftsteller spricht von einem spanischen Geschwader aus Guipuscoa. Ein anderer sagt, die Seesoldaten wären gelandet und hätten auf der Küste gefochten. Es ist keine leichte Sache, eine Wahrscheinlichkeit aus so vielen Unwahrscheinlichkeiten herauszuziehen. Indessen steht eine Thatsache und zwar die wichtigste fest, daß Graf Egmont bei Gravelines einen entscheidenden Sieg über die Franzosen gewann.

konnten, den kühneren Unternehmungsgeist des Herzogs von Savoyen zu mildern.

Zwischen beiden Armeen lag ein ebener Boden zur Breite von vier (französischen) Stunden. Es fanden gelegentlich zwischen den leichten Truppen auf jeder Seite Scharmützel Statt, und ein allgemeiner Kampf konnte jeden Augenblick eintreten. Aller Augen waren auf das Schlachtfeld gerichtet, wo die beiden größten Fürsten von Europa so bald mit einander um den Vorrang kämpfen konnten. Wären die Väter dieser Fürsten, Karl der Fünfte und Franz der Erste, im Felde gewesen, so wäre dieß wahrscheinlich eingetroffen. Allein Philipp war nicht dazu aufgelegt, die gewissen, von ihm schon gewonnenen Vortheile an eine letzte Waffenentscheidung zu wagen. Und Heinrich war noch weniger geneigt, Alles — seine Hauptstadt und vielleicht seine Krone — durch einen einzigen gewagten Wurf in Gefahr zu bringen.

Es gab viele Umstände, welche dazu beitrugen, die beiden Monarchen eine friedliche Lösung ihres Streites vorziehen zu lassen und ihnen den Krieg zuwider zu machen. Darunter war ihr zerrütteter Finanzzustand*). Als Ruy Gomez de Silva, wie schon oben bemerkt, von Philipp nach Spanien gesandt wurde, erhielt er den Befehl, sich jedes geeigneten Mittels, das man auffinden könnte, zu bedienen, um Geld zu erheben. Die Stellen wurden an den höchsten Bieter losgeschlagen. Die öffentlichen Einkünfte wurden verpfändet. Von den Kaufleuten nahm man große Summen zu übermäßigen Interessen-

*) Es ist ein interessanter Brief von Philipp's Schwester, der Regentin Johanna, an den Kaiser, ihren Vater, der damals im Kloster Yuste war, vorhanden. Er wurde ziemlich ein Jahr vor der jetzt behandelten Zeit geschrieben. Johanna gibt viele gute Gründe, besonders die Unordnung der Finanzen, an, welche es Philipp wünschenswerth machten, seinen glücklichen Feldzug zu einem Friedensschlusse mit Frankreich zu benutzen, und dieser nämliche Umstand wirkte jetzt mit solcher Kraft sowohl auf Philipp, wie auf seine Minister. Die Wegnahme von Calais bald nach Johanna's Briefe und die großen von Heinrich gemachten Rüstungen warfen ein Gewicht in die Wagschale des Feindes, das den Franzosen neuen Muth zur Verlängerung des Kampfes gab, bis derselbe mit der Niederlage bei Gravelines endete. — Carta de la Princessa Juana al Emperador, 14 de Diciembre, 1557, Manuskr. — Carta del Emperador à la Princessa, 26 de Diciembre, 1557, Manuskr.

ansätzen auf. Man machte gezwungene Anleihen von Privatpersonen, besonders von solchen, von denen bekannt war, daß sie durch neulich aus der Neuen Welt angekommene Schiffe große Ladungen erhalten hatten. Drei hundert tausend Dukaten wurden auf die Sicherheit der bevorstehenden Messe zu Villalon erhoben. Die Regentin Johanna wurde überredet, ihre jährliche auf die alcavala ihr angewiesene Pension um eine ganze Summe zu verkaufen, um den Erfordernissen des Staates zu begegnen. Man bezog Waaren vom Könige von Portugal, damit man sie um den beim Verkaufe zu erhebenden Gewinn nach Flandern schickte. Solchergestalt waren die elenden Mittel, wodurch Philipp, der diese Politik von der temporisirenden Rathsamkeit seines Vaters erbte, seinen erschöpften Schatz wieder zu füllen suchte. Außer den von Castilien bezogenen Summen erhielt der König ebenfalls nicht weniger, als anderthalb Millionen Dukaten von den Staaten der Niederlande als eine außerordentliche Bewilligung. So groß aber auch diese Summen waren, so wurden sie doch bald verzehrt durch die Ausgaben für die in Frankreich und Italien auf den Beinen gehaltenen Armeen. Philipp's Korrespondenz mit seinen Ministern wimmelt von Vorstellungen über den niedrigen Stand der Finanzen, die den Truppen geschuldeten Rückstände und die Nothwendigkeit unmittelbarer Zuschüsse, um ihn vor Bankrott zu retten. Die Prospekte, welche ihm die Minister in ihrer Antwort vorhalten, sind nichts weniger als ermuthigend *).

Ein anderer Umstand, welcher beide Fürsten die Beendigung des Krieges wünschen ließ, war der beunruhigte Zustand ihrer eignen Königreiche. Die protestantische Ketzerei hatte schon ihren furchtbaren Kamm in den Niederlanden zu erheben begonnen, und die Hugenotten verlangten bereits die Aufmerksamkeit der französischen Regierung.

---

*) „Yo os digo que yo estoy de todo punto imposibilitado á sostener la guerra. .... Estos términos me parecen tan aprestados que so pena de pederme no puedo dejar de concertarme." Brief Philipp's an den Bischof von Arras (Februar 12, 1559).

Philipp sagte dem venetianischen Gesandten, er wäre in solcher Klemme, daß er, wenn der französische König keine Schritte zu einer Beilegung gethan hätte, selbst sie hätte thun müssen. Campana, Vita di Filippo Secondo, parte II., lib. 11.

Heinrich der Zweite, der gleich Philipp selber, von dem Geiste der Inquisition durchdrungen war, sehnte sich nach Muße, um die ketzerischen Lehren im Keime ersticken zu können. In diesem frommen Vornehmen ward er ermuthigt durch Paul den Vierten, welcher jetzt, da er selbst Krieg gegen seine Nachbarn zu erheben verhindert war, entschlossen zu sein schien, daß Niemand anders dieses Vorrecht für sich in Anspruch nehmen sollte. Er sandte sowohl an Heinrich, wie an Philipp Legaten, um beide zu beschwören, daß sie, anstatt mit einander zu kriegen, ihre Waffen gegen die die Grundlagen der Kirche unterwühlenden Ketzer in ihren Besitzungen kehren möchten.

Die friedliche Stimmung der beiden Monarchen wurde ferner durch die französischen Gefangenen und besonders durch Montmorency genährt, welcher eine solche Autorität am Hofe besaß, daß Karl der Fünfte erklärte, „seine Gefangennahme sei wichtiger, als die des Königs selbst gewesen sein würde." Der alte Constable sehnte sich heftig nach der Rückkehr in sein Land, wo er mit Unbehagen das Uebergewicht bemerkte, welches seine Abwesenheit und die Verlängerung des Krieges seinem Nebenbuhler Guise in dem königlichen Rathe gab. Durch ihn wurden mit dem französischen Hofe Unterhandlungen angeknüpft, bis Heinrich der Zweite mit gutem Grunde dachte, daß diese Unterhandlungen besser durch eine regelmäßige Zusammenkunft, als durch die in dem Gewahrsam seiner Feinde befindlichen Gefangenen geführt würden: weßhalb von beiden Seiten Bevollmächtigte ernannt wurden, um die Vergleichsbedingungen zu ordnen*). Montmorency und sein Mitgefangener, der Marschall St. André, waren mit in der Kommission. Aber die wichtigste Person darin war von Seiten Frankreichs der Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs von Guise, ein Mann von einem listigen, intriganten Wesen, der, wie seine ganze übrige Familie, trotz

*) Das Mißtrauen der französischen Regierung war wohlbegründet. Es erhellt aus der Korrespondenz Granvelle's, daß dieser Minister einen „respektablen" Agenten dazu verwandte, um auf die Briefe St. André's und wahrscheinlich auch der übrigen Gefangenen Acht zu haben, und daß diese Briefe von Granvelle, ehe sie in das französische Lager abgingen, eingesehen wurden.

seiner friedlichen Kundgebungen als der Repräsentant der Kriegspartei in Frankreich bezeichnet werden darf*).

Die von Seiten Spaniens auserlesenen Vertreter waren die durch Talent und Autorität im Königreich hervorragendsten Männer, deren Namen, sei es wegen ihres guten oder üblen Rufes, auf den Seiten der Geschichte unsterblich bleiben. Unter ihnen war der Herzog von Alva und sein großer Widersacher — zu dem er nachher in den Niederlanden wurde —: Wilhelm von Oranien. Aber die Hauptperson in der Kommission, der Mann, welcher dieselbe thatsächlich leitete, war Anton Perennot, der Bischof von Arras, besser bekannt unter seinem spätern Titel als Kardinal Granvelle. Er war der Sohn des berühmten Kanzlers dieses Namens unter Karl dem Fünften, von dem er frühzeitig für die Pflichten nicht sowohl des geistlichen Standes, als vielmehr des öffentlichen Lebens erzogen wurde. Er benutzte seinen Unterricht so gut, daß er zu des Kaisers Zeiten noch seinem Vater im königlichen Zutrauen nachfolgte und denselben an Geschäftstalent übertraf. Sein schmiegsames Wesen, verbunden mit seinem Eifer für die Interessen Philipp's empfahlen Granvelle der Gunst dieses Monarchen, und seine einschmeichelnde Gewandtheit und Charakterkenntniß eigneten ihn sehr zur Leitung einer Unterhandlung, wo es so viele widersprechende Gefühle in Einklang zu bringen, so viele feindliche und verwirrende Interessen zu versöhnen gab.

Da man über eine Einstellung der Feindseligkeiten während der Dauer der Unterhandlungen übereinkam, so wurde entschieden, die Armeen aus der gegenseitigen Nachbarschaft, wo jederzeit ein einziger Funke zu einer allgemeinen Explosion führen konnte, zurückzuziehen. Einen noch größeren Ernst zeigten hinsichtlich ihrer friedlichen Gesinnungen die beiden Monarchen, indem sie einen Theil ihrer fremden

*) Einige Geschichtsschreiber, darunter Sismondi, scheinen den Worten des verschlagenen Franzosen mehr Glauben, als selbige verdienen, geschenkt zu haben; Granvelle, welcher den Charakter seines Gegners besser verstand, ließ sich nicht so leicht narren. Ein unter seinen Papieren befindliches Memorandum zeichnet den französischen Kardinal folgendermaßen: „Toute la demonstration que faisait ledict cardinal de Lorraine de désirer la paix, estoit chose faincte à la françoise et pour nous abuser.“

Miethstruppen, deren Dienste man um einen zu Grunde richtenden Preis erkaufte und die dadurch eines der großen Kriegsübel wurden, aus dem Solde entließen.

Die Zusammenkunft fand am funfzehnten Oktober 1558 in der Abtei Cercamps bei Cambray Statt. Man sollte glauben, daß zwischen so gut aufgelegten Parteien bald einige allgemeine ausgleichende Bestimmungen hätten getroffen werden können. Aber der ziemlich weit bis in Karl des Fünften Zeit zurückgehende Krieg hatte so lange gedauert, daß während des Streites viele Gebiete ihre Herren gewechselt hatten, und es nicht leicht war, die darauf bezüglichen Ansprüche zu ordnen. So waren die Besitzungen des Herzogs von Savoyen in die Hände Heinrich's des Zweiten übergegangen, der ferner ein Erbrecht auf sie durch seine Großmutter geltend machte. Indeß war es für Philipp nicht möglich, seinen Verbündeten im Stiche zu lassen; einen Verbündeten, den er an die Spitze seiner Armeen gestellt hatte. Das größte Hinderniß war jedoch Calais. „Wenn wir," sagten die ebenfalls an diesem Kongresse Theil nehmenden englischen Gesandten, „ohne die Wiedererlangung Calais' zurückkehren, wird uns das Volk zu Tode steinigen." Philipp unterstützte den Anspruch Englands, und dennoch war es ersichtlich, daß Frankreich niemals einen so wichtigen Posten, der endlich nach so vielen Jahren verschobener Hoffnung in seinen Besitz gekommen war, aufgeben würde. Während man mit der ziemlich hoffnungslosen Aufgabe, diese Differenzen auszugleichen, beschäftigt war, fiel ein Ereigniß vor, das die Negotiationen eine Zeit lang unterbrach und einen bedeutenden Einfluß auf die Zustände Europa's ausübte. Das war der Tod einer der Kriegsparteien, der Königin Maria von England.

Unter dem Drucke sowohl ihrer geistigen, wie körperlichen Krankheit war in der letzten Zeit Mariens Gesundheit schnell abwärts gegangen. Der Verlust von Calais hatte schwer auf ihren Geist gedrückt, da sie an den daraus ihrer Regierung entspringenden Vorwurf und an die für sie selbst daraus hervorgehende Unbeliebtheit dachte. „Wenn ich sterbe," sagte sie in der seitdem den Engländern durch den ähnlichen Ausdruck ihres großen Admirals vertraut

gewordenen starken Sprache, „so wird man Calais auf mein Herz geschrieben finden*).“

Philipp, der nicht von dem schwachen Zustande der Königin vollkommen in Kenntniß gesetzt war, sandte in den ersten Tagen des Novembers den Grafen (später Herzog) Feria als seinen Gesandten mit Briefen an Maria nach London. Dieser Edelmann, welcher eine der Edeldamen der Königin geheirathet hatte, stand bei seinem Herrn in hoher Gunst. Er verband mit höflichen Sitten und einer glänzenden Weise zu leben eine Scharfsichtigkeit und Gründlichkeit des Urtheils, welche ihn ausnehmend zu seiner gegenwärtigen Sendung befähigte. Obschon die Königin zu krank war, um die Briefe zu lesen, empfing sie dieselben doch mit großer Freude. Da Feria den schwachen Gesundheitszustand Mariens sah, so that er bei dem Kabinette ernstliche Schritte, um die Nachfolge der Elisabeth sicher zu stellen.

Er hatte die Ehre, mit der Prinzessin in ihrer Residenz zu Hatfield, ungefähr achtzehn (englische) Meilen von London, zu Abend zu speisen. Im Laufe der Unterhaltung ließ sich der Spanier des Weiteren über die freundliche Gesinnung seines Herrn gegen Elisabeth, wie durch die ihr von ihm während ihrer Gefangenschaft erwiesenen guten Dienste bewiesen worden, so wie über den Wunsch desselben, daß sie in der Krone nachfolgen möge, aus. Der Gesandte fügte nicht hinzu, daß dieser Wunsch nicht sowohl durch des Königs Rücksichtsnahme auf die Interessen Elisabeth's, als vielmehr durch die Eifersucht der Franzosen, welche die Ansprüche der Maria Stuart (Gemahlin des Dauphin) auf den englischen Thron zu begünstigen Willens schienen, beschleunigt worden wäre**).

---

*) „Sollte ich diesen Augenblick sterben, so würde man Mangel an Fregatten auf mein Herz geschrieben finden.“ Das Original dieses Nelson'schen Briefes ist in der netten Sammlung eigenhändig geschriebener Briefe, welche dem verstorbenen Sir Robert Peel gehörte.

**) Philipp's Gefühle in dieser Sache kann man aus der Stelle eines Briefes an Granvelle ersehen, worin er sagt, daß der Tod der damals sehr kranken schottischen Königin die Ansprüche Frankreichs an England zum Stillschweigen bringen und Spanien von einer großen Verlegenheit befreien würde. „Si la reyna moça se muriesse, que diz que anda muy mala, nos quitaria de hartos embaraços y del derecho que pretenden á Inglaterra.“

Die Prinzessin erkannte den von Philipp in ihren Mühsalen erhaltenen Schutz an. „Aber für ihre gegenwärtigen Aussichten," sagte sie, „wäre sie weder dem Könige, noch den englischen Lords, wie sehr die letztern auch immer mit ihrer Treue prahlen möchten, verbunden. Sie schuldete dieselben dem Volke, und vertraute auf das Volk." Diese Antwort Elisabeth's gibt den Schlüssel zu ihrem Erfolge.

Das durchdringende Auge des Gesandten gewahrte bald, daß die englische Prinzessin unter üblen Einflüssen stand. Er schrieb, daß die bei ihr am meisten mit Vertrauen beehrten Personen eine entschiedene Neigung zur lutheranischen Ketzerei haben sollten, und weissagte sehr ungünstig für die zukünftigen Verhältnisse des Königreichs.

Am siebenzehnten November 1558 starb Maria nach einer kurzen, aber sehr unheilvollen Regierung. Ihr Geschick ist ein hartes gewesen. Vorwurfsfrei in ihrem Privatleben, und, wie sehr auch irregeleitet, doch voller tiefgewurzelter religiöser Grundsätze, hat sie dennoch einen allgemeiner verwünschten Namen, als irgend einer auf der Liste der englischen Herrscher hinterlassen. Eine deutliche Erklärung dazu ist unzweifelhaft der Geist der Verfolgungssucht, welcher wie eine dunkle Wolke über ihrer Regierung hing. Und das nicht allein wegen der Verfolgung, denn diese war dem Stamme der Tudors gemeinsam, sondern, weil dieselbe gegen die Bekenner einer Religion gerichtet war, die sich in die Staatsreligion des Landes verwandelte. Auf diese Weise wurde das Märtyrerblut die Saat einer mächtigen Kirche, welche die ganze Nachzeit hindurch bereit war, Zeugniß von der erbarmungslosen Gewaltthätigkeit ihrer Unterdrückerin abzulegen.

Es gab noch eine andere Ursache zu Mariens Unbeliebtheit. Die Tochter Katharinens von Aragonien konnte nicht verfehlen mit einer Ehrfurcht vor der erlauchten Linie, woraus sie entsprungen war, genährt zu werden. Die in der Wiege begonnene Erziehung dauerte noch in späteren Jahren fort. Als die Prinzessin mit ihrem Vetter Karl dem Fünften verlobt ward, wurde festgesetzt, daß sie mit der Sprache und den Institutionen Castiliens bekannt gemacht werden und sogar die Landestracht annehmen sollte. „Und wer," rief Heinrich der Achte aus, „wäre so wohl sie in alle Dem zu unterrichten geeignet, wie die Königin, ihre Mutter?" Selbst nachdem das Verhältniß mit

ihrem kaiserlichen Bewerber durch dessen Vermählung mit der portugiesischen Infanta abgebrochen war, nahm Karl noch fortwährend einen lebhaften Antheil an den Umständen seiner jungen Verwandtin, während sie natürlich ihrerseits von dem Kaiser als ihrem nächsten Vetter Rath und Unterstützung erwartete. Indem Maria auf diese Weise durch die Bande der Verwandtschaft, durch Sympathie und durch Interessen sich an Spanien angezogen fühlte, wurde sie in der That mehr eine Spanierin, als Engländerin, und als alles dieß vollständig gemacht wurde durch das verhaßte spanische Heirathsverhältniß und sie Philipp dem Zweiten ihre Hand gab: schien das letzte Band, welches sie noch an ihr Geburtsland geknüpft hatte, vollends durchschnitten zu sein. Von nun an blieb sie eine Fremde in der Mitte ihrer Unterthanen. — Sehr verschieden hiervon war das Geschick ihrer Schwester und Nachfolgerin Elisabeth, welche über ihr Volk wie eine aufrichtige englische Königin unter keinem Einflusse und mit keinen von den seinigen verschiedenen Interessen herrschte. Sie ward dafür von ihren Unterthanen durch die treugesinnteste Hingebung belohnt, während sich um ihren Thron jene patriotischen Erinnerungen schaarten, welche ihren Namen, trotz ihrer vielen Verirrungen, noch jetzt den Engländern theuer machen.

Nach dem Tode ihrer Schwester bestieg Elisabeth den Thron ihrer Vorfahren ohne Widerstand. Es dürfte dem Leser nicht unerwünscht sein, das von ihr damals, oder vielmehr zwei Jahre vorher, durch den venetianischen Gesandten entworfene Bild zu sehen. Sie war damals drei und zwanzig Jahre alt. „Die Prinzessin,“ sagt er, „ist von Geist so schön, wie von Körper, obschon ihr Antlitz mehr durch seinen Ausdruck, als durch seine Schönheit gefällt. Sie ist groß und wohlgestaltet; ihre Gesichtsfarbe klar und mit einem olivenfarbigen Anstrich; ihre Augen sind schön, und ihre Hände, auf welche sie stolz ist, klein und zart. Sie besitzt einen ausgezeichneten Geist mit viel Gewandtheit und Selbstbeherrschung, wie aus den verschiedenen schweren Prüfungen hervorging, denen sie in dem früheren Theile ihres Lebens ausgesetzt war. In ihrem Wesen ist sie stolz und herrisch: Eigenschaften, die sie von ihrem Vater, Heinrich dem Achten, geerbt hat, der sie auch, wegen der Aehnlichkeit mit ihm, mit einer besondern

Vorliebe betrachtet haben soll.“ — Wie man gestehen muß, hatte er eine außergewöhnliche Weise, es zu zeigen.

Eine der ersten Handlungen Elisabeth's bestand darin, daß sie Philipp einen eleganten lateinischen Brief schrieb, worin sie ihn mit ihrer Uebernahme der Krone bekannt machte und die Hoffnung ausdrückte, daß sie beide „die nämlichen freundlichen Beziehungen, wie ihre Vorfahren gethan, und wo möglich noch freundlichere“ forterhalten möchten.

Philipp empfing die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin zu Brüssel, wo, am nämlichen Tage mit ihrem Begräbniß zu London, das Leichenbegängniß mit großer Feierlichkeit abgehalten wurde. Aller äußere Schein von Respekt wurde ihrem Andenken gezollt. Aber es hieße Philipp kein Unrecht thun, wenn man voraussetzte, daß sein Herz nicht tief gerührt wurde durch den Verlust einer um so viele Jahre, als er selbst, älteren Gemahlin, deren Gemüth verbittert worden war und deren persönliche Reize, die sie wirklich besessen, seitdem lange unter dem Drucke der Krankheit verwelkt waren. Dennoch sah sich der ehrgeizige Monarch nicht ohne Gefühle eines tiefen Bedauerns auf diese Weise das Szepter Englands — wenn es ihm auch keinen Gewinn gebracht hatte — plötzlich aus den Händen gerissen.

Wir haben schon gesehen, daß Philipp während seines Aufenthalts im Lande mehr als einmal Gelegenheit hatte, seine guten Dienste zu Gunsten Elisabeth's zu verwenden. Vielleicht war es dieses freundliche Verhältniß, in welchem er zu ihr stand, nicht weniger, als ihre persönlichen Eigenschaften, was den König für sie in einem solchen Grade interessirte, daß im Busen seiner Königin so Etwas wie Eifersucht rege wurde*). Wie sich das aber auch verhalten mag, so bestimmten ihn doch Gründe, die auf etwas ganz Anderem, als auf dem Gefühle beruhten, jetzt dazu, wo möglich seinen Einfluß auf Eng-

*) Der spanische Minister Feria wünschte Mariens Eifersucht als ein Argument zur Empfehlung der Bewerbung seines Herrn um die Gunst Elisabeth's aufführen zu dürfen. Aber Philipp hatte so viel feines Gefühl — oder feinen Geschmack — es nicht zu erlauben.

land fortzuerhalten, indem er die Verbindung, die zwischen ihm und Marien bestanden hätte, auf Elisabeth übertrüge.

Noch war, seit Mariens Ueberreste in Westminster Abbey beigesetzt worden waren, kein Monat verflossen, als der königliche Witwer durch die Vermittlung seines Gesandten Feria sich um die Hand ihrer Nachfolgerin bewarb. Doch stürzte ihn sein Eifer nicht in irgend eine ungeschickte Erklärung seiner Leidenschaft, sondern im Gegentheil waren seine Anträge durch einige sehr kluge Bedingungen begränzt.

Es war zu verstehen, daß Elisabeth eine römische Katholikin sein, und ihre Irrthümer, wenn sie nicht schon eine solche war, verwerfen und es werden mußte. Sie hatte sich vom Papste zu ihrer Vermählung Dispensation ertheilen zu lassen. Philipp sollte Spanien besuchen dürfen, so oft er dieß für das Interesse des Königreichs nothwendig hielt: — eine Vorherbestimmung, welche zu zeigen scheint, daß Mariens zu große Verliebtheit oder ihre Eifersucht ihm in dieser Beziehung etwas ungelegen gewesen sein muß. Ferner sollte festgesetzt werden, daß der Sprößling der Ehe nicht, wie man in Mariens Vertrage übereingekommen war, die Niederlande erben sollte; da dieselben seinem Sohne Don Carlos, dem Prinzen von Asturien, anheimfallen müßten.

Feria wurde angewiesen, diese Vorschläge nicht schriftlich, sondern mündlich zu machen; „obschon es," fügt sein umsichtiger Herr hinzu, „für einen Mann keine Schande ist seinen Antrag verworfen zu sehen, wenn derselbe nicht auf weltliche Erwägungen, sondern auf den Eifer für seinen Schöpfer und die Interessen der Religion gegründet ist."

Elisabeth nahm das ja sehr geschickte Anerbieten von Philipp's Hand in der gnädigsten Weise auf. Sie sagte dem Gesandten zwar, daß „sie in einer Angelegenheit dieser Art, ohne ihr Parlament zu befragen, keinen Schritt thun dürfe. Aber sein Herr könnte sich dessen versichert halten, daß sie, wofern sie sich zum Heirathen bewogen fühlte, keinen andern Mann ihm vorziehen würde." Philipp scheint mit der solchergestalt gegebenen Ermuthigung zufrieden gewesen zu sein, und bald darauf richtete er an Elisabeth einen eigenhändig geschriebenen

Brief, worin er ihr auszudrücken suchte, wie sehr ihm an dem Gelingen von seines Gesandten Auftrag gelegen wäre.

Was jedoch in der Folge in England vorfiel, zeigte bald, daß man sich auf solch ein Gelingen nicht verlassen konnte, und daß Feria's Vorhersagungen in Bezug auf die Politik Elisabeth's wohlgegründet waren. Das Parlament traf schon bald Maßregeln, welche mit der Umstoßung der römisch-katholischen, und mit der Wiederherstellung der reformirten Religion endigten. Und es war sehr deutlich, daß diese Maßregeln, wenn sie nicht ursprünglich von der Königin diktirt worden waren, doch zuletzt ihre Gutheißung hatten erhalten müssen.

Deßhalb ging Philipp mit zweien seiner Minister, auf die er sich am meisten verließ, über die Zweckmäßigkeit zu Rathe, ob man nicht deßwegen die Königin zur Rede setzen und ihr einfach bemerken solle, daß, wofern sie nicht die Schritte des Parlaments mißbilligte, die Ehe nicht Statt finden könne. Aber, wie ihr Liebhaber bescheiden bemerkte, nachdem er ihr alle Konsequenzen vorgeführt hätte, würde sie, was auch immerhin das Resultat sein möchte, Niemanden als sich selbst zu tadeln haben. Seine weisen, wahrscheinlich nicht oft zur Berathung über Fragen einer so delikaten Natur berufenen Rathgeber trafen in ihrer Meinung mit der ihres Herrn völlig überein. Jedenfalls hielten sie es für unmöglich, daß er eine Protestantin heirathen sollte.

Welche Wirkung diese freimüthige Vorstellung auf die Königin ausübte, wird uns nicht berichtet. Gewiß aber ist, daß Philipp's Bewerbung nicht mehr so glücklich, als vorher, vorwärts ging. Indem Elisabeth alle Verstellung bei Seite setzte, sagte sie zu Feria, als dieser die Sache betrieb, daß sie große Bedenklichkeiten habe, beim Papste um Dispensation nachzusuchen, und bald darauf erklärte sie offen im Parlamente, was sie so oft zu wiederholen pflegte, daß sie nämlich kein anderes Vorhaben hegte, denn als Jungfrau zu sterben. — Man kann kaum ernstlich annehmen, daß Elisabeth jemals im Ernste Philipp heirathen wollte. Wenn sie seine Bewerbungen ermuthigte, so geschah dieß nur so lange, bis sie sich sicher auf dem Throne sitzen sah und von seinem Uebelwollen, das sie sich durch ihre abschlägige Antwort zugezogen haben würde, unabhängig war. Es war ein Spiel, wobei wahrscheinlich auf beiden Seiten das Herz Nichts eingesetzt

hatte. Man muß gestehen, daß in diesem Spiele sich die englische Königin von den beiden als den bessern Spieler zeigte.

Philipp ertrug seine Verrechnung mit großem Gleichmuth. Er drückte Elisabeth sein Bedauern darüber aus, daß sie sich auf eine Weise entschieden hätte, so entgegen dem, was die öffentlichen Interessen zu heischen schienen. Da es aber ihr nun einmal anders schien, so ergäbe er sich drein, und hoffte bloß, daß dasselbe Ziel durch die Fortdauer ihrer Freundschaft erreicht werden möge. Wir dürfen wohl glauben, daß troß aller dieser Philosophie bei einem Charakter wie dem Philipp's etwas Groll im Herzen zurückgeblieben sein mag, und daß sich sehr wahrscheinlich in den langen, von ihm mit der englischen Königin unterhaltenen Feindseligkeiten Gefühle einer persönlichen Art unter die politischen mischten.

Im Monat Februar waren die Friedenskonferenzen wieder aufgenommen, und zwar war der Platz der Zusammenkunft von der Abtei Cercamps nach Cateau-Cambresis verlegt worden. Da beide Monarchen empfindlicher von ihrem Mangel gedrückt waren, wurden die Unterhandlungen mit größerem Ernste, als vorher, beschleunigt. Besonders war Philipp mit der Auszahlung seiner Armee so sehr im Rückstande, daß er offen zu seinen Ministern sagte, „er stände am Rande des Ruins, wovon ihn Nichts, als der Frieden retten könnte"*). Man möchte vermuthen, daß er durch einen solchen Stand der Dinge in eine nachtheilige Stellung hinsichtlich eines Abfindens mit seinem Gegner gebracht worden sei. Aber sowohl ihren Verbündeten als ihren Feinden gegenüber gaben Philipp und seine Minister ihren An-

*) Der Herzog von Savoyen sagt in einem Briefe an Granvelle, daß der König bei den deutschen Truppen allein mit mehr als einer Million Kronen im Rückstande ist, und, wofern die Minister ohne sein Wissen nicht irgend ein räthselhaftes Rezept zum Gelderheben hätten, würde Philipp in der größten Verlegenheit sein, in welcher je ein Herrscher war. „No ay un real y devéseles á la gente alemana, demas de lo que seles a pagado aora de la vieja deuda, mas d'un mylion d'escudos . . . . . Por esso mirad como hazeys, que sino se haze la paz yo veo el rey puesto en el mayor trance que rey s'a visto jamas, si él no tiene otros dineros, que yo no sé, á que el senor Eraso alle algun secretto que tiene reservado para esto." Papiers d'Etat de Granvelle, tom. V. pag. 458.

gelegenheiten das möglichbeste Aussehen und trugen in ihre Hülfsquellen ein Zutrauen zur Schau, welches sie nicht im Entfernten fühlten: — gleich irgend einer halb verhungerten Besatzung, die tapfer ihren dürftigen Zuschußvorrath zeigt, um von den Belagerern bessere Bedingungen zu gewinnen*).

Mit Ausnahme der verwirrten Frage von Calais waren zuletzt alle Schwierigkeiten ins Reine gebracht. Wie man häufig im Lager sagte, wollte die englische Königin einem jeden Gesandten, der Calais aufgäbe, den Kopf abschlagen lassen. So eben war Maria, die junge Königin der Schotten, mit dem französischen Dauphin, später Franz dem Zweiten, vermählt worden. Es ward vorgeschlagen, daß die aus dieser Verbindung geborne älteste Tochter mit dem ältesten Sohne Elisabeth's vereinigt werden und Calais als Mitgift einbringen sollte. Auf diese Weise würde der Platz ohne Unehre für Frankreich an England zurückgegeben werden**). Dergestalt waren die tollen Auswege, wozu die verschiedenen Theile griffen, in der Hoffnung, sich aus ihrer Verlegenheit zu ziehen.

Als Philipp zuletzt die absolute Nothwendigkeit, die Sache zu einer Entscheidung zu bringen, einsah, befahl er seinen spanischen Bevollmächtigten, seine letzten Instruktionen ein für allemal an Feria, den spanischen Gesandten in London, zu schreiben. Der Gesandte wurde ermächtigt zu sagen, daß, obschon England Calais durch eigne Nachlässigkeit verloren hätte, doch Philipp treu um der Wiedererlangung willen zu ihm stehen werde. Aber dagegen müßte England bereit sein, ihn mit seiner ganzen Stärke zu Lande und zu Wasser und zwar nicht bloß für einen einzigen Feldzug, sondern auf die ganze Dauer des

---

*) Der Gesandte in London war instruirt, dieselbe Zuversicht den Engländern gegenüber an den Tag zu legen. „Todavia mostramos rostro á los Franceses, como tambien es menester que alla se haga con los Ingleses, que no se puede confiar que no vengan Franceses á saber dellos lo que alli podrian entender.“ Ebendas. S. 479.

**) „That the said Dolphin's and Queen of Scott's eldest daughter shall marry with your highness eldest sonne, who with her shall have Callice.“ Forbes, State Papers of Elizabeth, vol. I. p. 54.

Es schien ausgemacht zu sein, daß Elisabeth trotz ihrer so oft vom Gegentheil wiederholten Versicherungen nicht als eine jungfräuliche Königin sterben würde.

Krieges zu unterstützen. Die Regierung möge wohl erwägen, ob der Gegenstand die Kosten werth sein würde. Feria mußte der Königin die Sache anheimstellen und sie womöglich zum gewünschten Schlusse leiten; aber so, daß es schiene, als käme das eher durch ihre eigne, als auf seine Eingebung. Die Verantwortlichkeit mußte bei ihr bleiben. Der Brief der Bevollmächtigten, welcher sehr lang ist, ist ein Muster in seiner Art und zeigt, daß in mancher Hinsicht die Wissenschaft der Diplomatie seit dem sechszehnten Jahrhunderte wenig gewonnen hat.

Elisabeth brauchte kein Argument, um des Krieges, der wie eine dunkle Wolke über dem Morgen ihrer Regierung hing, überdrüssig zu werden. Ihre Bekümmerniß war durch die Thatsache, daß Schottland eine von den Kriegsparteien geworden, noch vermehrt, und Feindseligkeiten, welche diesem Lande wenig zur Ehre gereichen, waren längs der Gränze ausgebrochen. Ihr eignes Königreich war nicht in der Lage, die außerordentlichen, von Philipp geforderten Anstrengungen zu machen. Dennoch war es klar, daß wenn es selbige nicht machte oder zum Vertrag nicht seine Zustimmung gab, England den Krieg allein fortführen mußte. Unter diesen Umständen stimmte die englische Regierung zuletzt einer Einrichtung bei, welche, wenn sie nicht Calais rettete, doch den Schein in soweit wahrte, daß die Nation zufriedengestellt sein konnte. Man kam überein, daß Calais am Schlusse von acht Jahren zurückgestellt werden sollte. Wenn Frankreich dieß verfehlte, so hatte es fünf hundert tausend Kronen an England zu zahlen, dessen Ansprüche auf Calais jedoch durch eine solche Zahlung nicht angetastet werden sollten. Würde einer von beiden Theilen, oder deren Unterthanen während dieser Zeit etwas gegen den Vertrag Verstoßendes oder den Frieden zwischen den beiden Ländern Verletzendes unternehmen, so sollte die fehlende Partei ihren Anspruch auf das streitige Gebiet dadurch sich vergeben. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß acht Jahre verfließen würden, ohne Frankreich bei einer solchen Vorherbestimmung einen oder den andern plausibeln Vorwand, Calais fortzubehalten, zu leihen.

Der Vertrag mit England wurde den zweiten April 1559 unterzeichnet. Am folgenden Tage ward der zwischen Frankreich und Spanien gezeichnet. Durch die Bestimmungen dieses Vertrags wurden

Philipp's Verbündete, Savoyen, Mantua und Genua, wieder in den Besitz ihrer Gebietstheile eingesetzt, deren sie in den ersten Kriegsjahren beraubt worden waren. Vier oder fünf wichtige Plätze in Savoyen waren allein vorbehalten, um dem französischen Könige, bis sein Anspruch auf die Erbfolge in diesem Königreiche entschieden war, als Gewähr zu dienen.

Die von Philipp in der Picardie gemachten Eroberungen sollten für die durch die Franzosen in Italien und den Niederlanden gemachten ausgetauscht werden. Der Tausch war sehr zum Vortheil Philipp's. In der Zeit Karl's des Fünften hatten die spanischen Waffen einige schwere Schläge erfahren, und jetzt empfing der König mehr als zwei hundert Städte für die von ihm in der Picardie besetzt gehaltenen fünf Plätze.

So unvortheilhafte Bedingungen für Frankreich erregten die Entrüstung des Herzogs von Guise, welcher Heinrich einfach sagte, daß ein Federzug von ihm dem Lande mehr, als dreißig Kriegsjahre, kosten würde. „Geben Sie mir den ärmsten der Plätze, die Sie übergeben wollen," sagte er, „und ich will es über mich nehmen, ihn gegen die ganzen Armeen Spaniens zu halten!" Allein Heinrich seufzte nach Frieden und nach der Rückkehr seines Freundes, des Constable. Er zeigte äußerlich viel Achtung vor den Meinungen des Herzogs; schrieb aber an Montmorency, daß die Guises ihre alten Streiche fortspielten, — und ratifizirte den Vertrag.

Den Tag, an welchem die Bevollmächtigten der drei großen Mächte ihr Werk vollendet hatten, gingen sie in feierlicher Prozession zur Kirche und brachten dem Allmächtigen für das glückliche Zustandebringen ihrer Arbeiten Dank dar. Alsdann wurde der Vertrag veröffentlicht, und der Friede, trotz des ungünstigen Sinnes der Vertragsbestimmungen für Frankreich, — wenn wir einige ehrgeizige Geister, die bei der Fortdauer der Feindseligkeiten ihre Rechnung gefunden haben würden, ausnehmen, — von der ganzen Nation mit Freuden begrüßt. In dieses Gefühl stimmten alle Kriegsparteien ein. Die entlegneren, wie Spanien, freuten sich, daß sie von einem Kampfe befreit waren, welcher ihren Finanzen so große Abzüge machte, während Frankreich

zum Wunsche des Friedens obendrein noch den Grund hatte, daß jetzt sein eignes Land der Kriegsschauplatz geworden war.

Der Ruhm, welchen Philipp durch seine Feldzüge erlangt hatte, wurde bedeutend durch das Resultat der Unterhandlungen erhöht. Der ganze Verlauf der Unterhandlungen — so lang und verwickelt er war — wird uns in der glücklicherweise unter den Papieren Granvelle's aufbewahrten Korrespondenz bloßgelegt, und der Forscher, welcher diese Blätter prüft, dürfte wahrscheinlich aus ihnen die Ueberzeugung gewinnen, daß die spanischen Bevollmächtigten eine Gewandtheit, eine Kenntniß der Männer, mit denen sie zu thun hatten, und eine vollendete Politik besaßen, daß sich mit ihnen weder ihre französischen, noch englischen Nebenbuhler messen konnten. Die ganze Verhandlung ging unter den Augen Philipp's vor sich. Jeder Zug im Spiele war, wenn auch nicht durch seine Eingebung, so doch wenigstens mit seiner Gutheißung gemacht worden. Das Resultat brachte ihn in Gegensatz zu Heinrich dem Zweiten, der, während Philipp fest zu seinen Alliirten gestanden, in seinem heftigen Verlangen nach Frieden diejenigen Frankreichs ihrem Schicksale überlassen hatte.

Die ersten Feldzüge Philipp's hatten die durch die letzten Feldzüge Karl's des Fünften verursachte Unehre weggewischt, und durch den von ihm unterhandelten Vertrag war die Zahl der verlorenen Städte geringer, als die der gewonnenen Provinzen. Auf diese Weise hatte er sich eben so geschickt im Rathe bewiesen, als er glücklich im Felde gewesen war. Nachdem er in der Picardie und in Neapel siegreich gewesen war, erhielt er vom König von Frankreich die Bedingungen eines Siegers zugestanden und erniedrigte die Anmaßung Roms in einem Kriege, zu dem er um der Selbstvertheidigung willen getrieben worden war*). Indem er seinen Verbündeten treu und seinen Feinden

*) Karl der Fünfte, der natürlicherweise in seinem Mönchsverschlusse zu Yuste bei einer Kollision mit Rom mehr Skrupel empfinden mochte, denn im früheren Leben, als er den Papst in dessen Hauptstadt wie einen Gefangenen hielt, billigte entschieden das Verfahren seines Sohnes. Es wäre, sagte er in einem Briefe an Juan Vazquez de Molina, ein Krieg der Nothwendigkeit, und Philipp würde vor Gott und Menschen von den Konsequenzen freigesprochen dastehn.

schrecklich war, existirte wahrscheinlich keine Periode in Philipp's Leben, worin er ein so großes wirkliches Ansehen in den Augen Europa's genoß, als zur Zeit der Zeichnung des Vertrags von Cateau-Cambresis.

Um die Einigung zwischen den verschiedenen Mächten zu kitten und die französische Nation dem Vertrage, indem man ihm einigermaßen das Aussehen eines Ehevertrags gäbe, geneigt zu machen, wurde vorgeschlagen, daß zwischen den königlichen Häusern Frankreich und Spanien eine Allianz Statt finden solle. Zuerst wurde festgesetzt, daß die Hand von Heinrich's Tochter, der Prinzessin Elisabeth, Don Carlos, dem Sohne und Erben Philipp's, gegeben werden sollte. Die beiden Theile waren ziemlich von gleichem Alter, indem ein jedes etwa vierzehn Jahre zählte. Aber, da jetzt alle Aussicht auf die englische Heirath dahin war, hielt man es für ein größeres Kompliment für die Franzosen, wenn im Ehevertrag der Vater an die Stelle des Sohnes, der Monarch selbst anstatt des unbestrittenen Erben gesetzt würde. Die Ungleichheit an Jahren zwischen Philipp und Elisabeth war nicht von der Art, daß sie einen ernsten Einwurf abgeben konnte. Der Vorschlag soll von den französischen Unterhändlern ausgegangen sein. Die spanischen Gesandten entgegneten, daß ungeachtet des Widerstrebens ihres Herrn, wieder in Ehe zu treten, dieser doch, wegen seiner Hochachtung vor dem französischen Monarchen und wegen seines Wunsches für die öffentliche Wohlfahrt, sich herbeilassen werde, sein Bedenken zu beseitigen und die Hand der französischen Prinzessin mit dem nämlichen Brautschatze, wie für seinen Sohn Don Carlos bestimmt worden wäre, anzunehmen *).

„Pues no se puede hazer otra cosa, y el Rey se ha justificado en tantas maneras cumpliendo con Dios y el mundo, por escusar los danos que dello se seguiran, forzado sera usar del ultimo remedio.“

*) „Il nous a semblé mieulx de leur dire rondement, que combien vostre majesté soit toujours esté dure et difficile à recepvoir persuasions pour se remarier, que toutesfois, aiant représenté à icelle le désir du roi très-chrestien et le bien que de ce mariage poura succéder, et pour plus promptement consolider ceste union et paix, elle s'estoit résolue, pour monstrer sa bonne et syncère affection, d'y condescendre franchement.“ Granvelle, Papiers d'Etat, tom. V. p. 580.

Bei der Nachricht, daß Philipp sich über das Mißlingen seiner Bewerbung um sie schon so bald getröstet hatte, scheint Elisabeth nicht bloß ein wenig aufgebracht gewesen sein. „Ihr Herr," sagte sie in einem muthwilligen Tone zu Feria, „muß in mich sehr verliebt gewesen sein, wenn er nicht vier Monate warten kann!" Der Gesandte antwortete etwas geradezu, indem er die Schuld der ganzen Sache auf die Königin warf. „Nicht doch," erwiderte sie, „ich gab Ihrem Könige nie eine bestimmte Antwort." — „Wahr," sagte Feria, „die Weigerung war bloß zu verstehen, denn ich wollte Ihre Hoheit nicht zu einem runden Nein drängen, damit dasselbe zwischen so großen Fürsten nicht einen Grund der Beleidigung abgeben möchte."

Im Juni 1559 kam der Herzog von Alva nach Frankreich, um die königliche Braut zu verlangen und sie im Namen seines Herrn zu verloben. Er war von Ruy Gomez, dem Grafen von Melito — besser unter dem Titel Fürst von Eboli bekannt, — von dem Prinzen von Oranien, dem Grafen Egmont und andern Edelleuten begleitet, deren hoher Rang und Charakter der Gesandtschaft Glanz verleihen sollte. Er wurde von Heinrich im großen Staate empfangen, denn dieser, mit seinem ganzen Hofe, schien eifrig zu trachten, dem Gesandten jeden Beweis von Respekt, der ihre Uebereinstimmung mit dem Zwecke der Mission bekundete, zu bezeigen. Der Herzog entfaltete das ganze stattliche Benehmen eines ächten spanischen Hidalgo. Obschon er sich dem französischen Gebrauch bei der Begrüßung der Hofdamen anbequemte, lehnte er es jedoch ab, diese Freiheit sich mit seiner zukünftigen Königin herauszunehmen, oder sich, so oft er auch dazu aufgefordert wurde, in ihrer Gegenwart zu bedecken, — ein Stück Gewissenhaftigkeit, das die Franzosen, als der edlen castilianischen Geburt ganz und gar würdig, gar sehr bewunderten.

Am vier und zwanzigsten Juni ward die Vermählung der jungen Prinzessin in der Kirche der Heiligen Maria gefeiert. Der König Heinrich gab seine Tochter weg. Der Herzog von Alva handelte als seines Oberhauptes Stellvertreter. Beim Schlusse der Ceremonie steckte der Fürst von Eboli der Prinzessin einen Diamantring von unschätzbarem Werthe als eine Erinnerung an seinen Herrn an den Finger, und die schöne Elisabeth, die bestimmte Braut von Don Carlos, wurde die

Braut des Königs, seines Vaters. Es war eine unheilverkündende Einigung, bestimmt, durch ihre geheimnißvollen Folgen für die Seiten des Romans ein reicheres Thema als für diejenigen der Geschichte zu liefern.

Auf die Vermählung folgte eine Reihe glänzender Unterhaltungen, wovon die vorzüglichste ein Turnier, das prächtigste Prangfest dieser schauspiellustigen Zeit, war. Heinrich war damals emsig mit dem Ausrottungswerke der protestantischen Ketzerei beschäftigt, die, wie schon erwähnt, in der Hauptstadt seiner Besitzungen schrecklich über Hand zu nehmen angefangen hatte*). Am Abende des funfzehnten Juni wohnte er einer Sitzung des Parlaments bei und ließ einige von den vorzüglichen Gliedern wegen der Kühnheit ihrer Rede in seiner Gegenwart festnehmen. Er ließ dieselben hinter Verschluß und Riegel bringen, indem er ihr Urtel bis nach der Beendigung der anziehenden Turniergeschäfte verschob.

Der König ergötzte sich an diesen kriegerischen Uebungen, worin er seine prangende Persönlichkeit und unerreichte Reitkunst in der Gegenwart der versammelten Schönheit und Modewelt seines Hofes entfalten konnte**). Dießmal hielt er seinen Ruf völlig aufrecht, da er

---

*) Das Ausrottungswerk sollte in einer größeren Ausdehnung, als bloß in Heinrich's Hauptstadt oder Lande, vor sich gehen, wenn wir uns an die Worte des englischen Kommissionärs halten dürfen, der in einem Briefe vom Januar 1559 der Königin, seiner Herrin, die Nachricht gibt, daß „there was an appoinctement made betwene the late pope, the French king, and the king of Spaine, for the joigning of their forces together for the suppression of religion, ... th'end whereof was to constraine the rest of christiendome, being Protestants, to receive the pope's authorité and his religione.“ (Forbes, State Papers, vol. I. p. 296.) Ohne eine direkte Evidenz eines solchen geheimen Verständnisses können indirekte Anzeichen desselben, die aus andern Quellen hergeleitet sind, an mehr als einer Stelle dieser Geschichte gefunden werden.

**) Brantôme, der die ihm von Heinrich dem Zweiten erwiesene Gunst dadurch wiederbezahlt, daß er demselben einen hervorragenden Platz in seiner Gemäldegallerie gibt, preist sein anmuthiges Benehmen im Turnier und seine bewundernswürdige Reitkunst.

„Mais sur tout ils l'admiroient fort en sa belle grace qu'il avoit en ses armes et à cheval; comme de vray, c'estoit le prince du monde qui avoit la meilleure grace

einen Preis nach dem andern davon trug und Alle, die sich seiner Lanze entgegenstellten, zu Boden warf. Als sich die Spiele gegen Abend dem Ende zuneigten, sah er den jungen Grafen von Montgomery, einen schottischen Edlen, Hauptmann seiner Garde, noch ungebrochen auf seiner Lanze lehnen. Der König forderte den Kavalier heraus, mit ihm einen Lauf für die Sache seiner Gemahlin zu nehmen. Vergebens bat die Königin mit einer düstern Ahnung eines Unglücks ihren Gemahl, sich mit den schon gewonnenen Lorbeeren zufrieden zu geben. Heinrich beschleunigte hartnäckig sein Geschick und trieb den Grafen, obschon dieser äußerst unaufgelegt dazu war, in den Sattel zu steigen. Die Kämpen trafen sich mit einem wüthenden Stoße in der Mitte der Schranken. Montgomery war ein ungesitteter Turnierer. Er richtete seine Lanze mit solcher Gewalt gegen den Helm seines Widersachers, daß die Querstreifen des Visirs nachgaben. Die Lanze zersplitterte; ein Stück davon traf den König mit einer so großen Heftigkeit an den Schlaf, daß dadurch das Auge ganz bloßgelegt wurde. Der unglückliche Monarch taumelte auf den Sattel und würde gefallen sein, wäre nicht der Constable, der Herzog von Guise und andere Edle, die ihn besinnungslos in ihren Armen aus den Schranken trugen, zu Hülfe geeilt. Heinrich's Wunde war tödtlich. Er schmachtete zehn Tage in heftigem Todeskampfe und verschied am neunten Juli im zwei und vierzigsten Jahre seines Alters und im dreizehnten seiner Regierung. Es war ein übles Vorzeichen für die Heirath Elisabeth's.

Die Nachricht von dem Tode des Königs wurde durch das ganze Königreich mit Kundgebungen des Bedauerns empfangen. Heinrich besaß keine von jenen gediegenen Eigenschaften, welche einen großen oder einen guten Fürsten ausmachen. Allein er besaß die prangenden Eigenschaften, welche vielleicht wirksamer die Zuneigung eines Volkes gewinnen, das wie die von Heinrich regierte Nation das Gepränge liebt. Es gab indeß Manche im Königreiche — jene wachsende Sekte der Hugenotten —, die auf den Tod des Monarchen mit sehr verschiedenen Augen blickten, und die sich darüber als über eine Erlösung von

et la plus belle tenuë, et qui sçavoit aussi bien monstrer la vertu et bonté d'un cheval, et en cacher le vice."

Verfolgung freuten. Sie hatten geringe Ursache sich zu freuen. Das Scepter ging in die Hände einer Linie von schwachen Fürsten, oder vielmehr auf deren Mutter, die berüchtigte Katharina von Medici, über, die an ihrer Statt regierte und sich schließlich als die von allen erbarmungsloseste Feindin der Hugenotten bewies.

Neuntes Kapitel.

Die letzten Tage Karl's des Fünften.

Karl in Yuste. — Seine Lebensweise. — Sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten. — Er feiert sein Leichenbegängniß. — Die letzte Krankheit. — Sein Tod und Charakter.

1556—1558.

Während die im vorhergehenden Kapitel erwähnten Vorfälle geschahen, fand ein Ereigniß Statt, welches, wäre es früher vorgefallen, einen wichtigen Einfluß auf die Politik von Europa ausgeübt haben würde und dessen Nachricht, als es vorfiel, überall mit der größten Theilnahme aufgenommen wurde. Dieß Ereigniß war der Tod des Kaisers Karl des Fünften in seiner Mönchszurückgezogenheit in Yuste. Wir haben auf den ersten Blättern unserer Darstellung gesehen, wie dieser Monarch nach seiner Lossagung vom Throne sich in das Hieronymitenkloster zwischen den Bergen von Estremadura zurückzog. Der Leser mag jetzt einiges Interesse fühlen, ihm dahin zu folgen, und zu beobachten, auf welche Weise er sich in den Wechsel fand und die beschließenden Tage seines ereignißreichen Lebens verbrachte. Das Gemälde, welches ich davon zu geben im Stande bin, wird in mancher Hinsicht von den Erzählungen früherer Geschichtsschreiber abweichen, da dieselben schrieben, als das Archiv von Simancas, welches für die Erzählung die authentischsten Verzeichnisse bietet, dem Forscher, mochte

er nun ein einheimischer oder ein fremder sein, noch unzugänglich war*).

Wie wir sahen, hatte Karl schon frühzeitig beschlossen, in einer zukünftigen Zeit die Königssorgen aufzugeben und sich in einsamer Zurückgezogenheit dem guten Werke seiner Erlösung zu widmen. Seine Lebensgefährtin, die Kaiserin Isabella, hatte, wie aus seiner eignen Mittheilung zu Yuste hervorgeht, sich zu dem nämlichen frommen Vorsatze bekannt. Indeß starb sie zu bald, als daß sie ihren Plan hätte ausführen können, und Karl war zu sehr mit seinen ehrgeizigen Unternehmungen beschäftigt, um sein Ziel eher, als im Herbst 1555 zu erreichen, da er denn, an Gesundheit und Lebensfrische gebrochen und mit der Welt zerfallen, das Scepter, welches er vierzig Jahre lang geführt, niederlegte und sich in ein dunkles und ruhiges Leben zurückzog.

Der zu seiner Wohnung auserlesene Ort lag gegen sieben Stunden von der Stadt Placencia an den Abdachungen der Gebirgskette, welche die Provinz Estremadura durchzieht. Hier stand nistend zwischen schroffen Bergen, die mit dicken Kastanien- und Eichenwaldungen bekleidet waren, das Hieronymitenkloster geschirmt vor den rauhen Lüften des Nordens. Gegen Süden dachte sich das Land in einer allmäligen Abschüssigkeit ab, bis es in einer weiten Fläche, der sogenannten Vera von Placencia auslief, die, befruchtet von den Sturzbächen der Sierra, durch ihre üppige Vegetation zu dem wilden Charakter der Gebirgsbekleidung einen starken Gegensatz bildete. Es war für Solche, die sich von dem Geräusch der Welt zurückziehen und ihre Tage dem Gebete und heiliger Betrachtung widmen wollten, ein sehr passender Ort. Die Hieronymitische Bruderschaft war an diesem friedensreichen Platze gediehen. Viele Mönche hatten wegen ihrer Heiligkeit einen Ruf erlangt, andere wegen ihrer Gelehrsamkeit, deren Früchte man in einer großen,

*) Diese angenehme Voraussetzung sollte sich nicht verwirklichen. Seit dem Sommer 1851, wo das Obige geschrieben ward, ist das Klosterleben Karl's des Fünften, damals noch ein jungfräulicher Gegenstand, dreifach erzählt worden, Dank den Bemühungen der Herren Stirling, Amédée Pichot und Mignet; während die Veröffentlichung der originellen Dokumente von Simancas durch Herrn Gachard jeden Forscher in den Stand setzen wird, ihre Angaben zu vergleichen.

in der Bibliothek des Klosters aufbewahrten Manuskriptsammlung gewahren kann. Die Bruderschaft wurde mit Wohlthaten überhäuft. Die Mönche wurden Eigenthümer von beträchtlichen Landstrichen in der Nachbarschaft, und sie verwandten freigebig ihre Mittel, um Almosen an die Armen zu vertheilen, die darum vor die Pforte des Klosters kamen. Nicht lange vor der Zeit, da Karl seine Wohnung unter ihnen aufschlug, hatten sie ihr Gebäude mit einem ausgedehnten Viereck vergrößert, das in der Konstruktion seiner Kreuzgänge einige baukünstlerische Eleganz entfaltete.

Drei Jahre, ehe der Kaiser sich hierher begab, sandte er einen geschickten Architekten, damit derselbe solche Anordnungen träfe, wie er sie für sich bezeichnet hatte. Sie waren sehr einfach. Ein kleines Gebäude, bestehend aus acht Zimmern, wovon in jedem Stock vier waren, wurde nach der südlichen Klostermauer zu errichtet. Die Zimmer waren niedrig und von mäßiger Größe. Sie waren von Hallen gedeckt und von denselben auf zwei Seiten vor den Sonnenstrahlen geschützt, während ein offener Gang, welcher durch die Mitte des Hauses lief, ein Mittel zu vollkommner Lüftung bot. Aber Karl fürchtete bei seiner von Gicht behafteten Konstitution kalte Feuchtigkeit mehr, als Hitze, und er trug Sorge dafür, daß seine Zimmer mit Kaminen, einem in dieser gemäßigten Gegend wenig bekannten Luxus, versehen waren.

Von seinem Zimmer ging ein Fenster unmittelbar in die Kapelle des Klosters, und durch dasselbe konnte er, wenn er ans Bett gefesselt und der Messe beizuwohnen zu krank war, die Erhebung der Hostie sehen. Die Geräthschaften der Wohnung waren — nach einer gewöhnlich maßgebenden Autorität — von der einfachsten Art, und Karl trug, wie uns berichtet wird, um seine Gichtgliedmaßen keine bessere Sorge, als daß er sich mit einem Armstuhle, oder vielmehr einem bloß halben Armstuhle, der bei einer Versteigerung nicht vier Realen eingebracht haben würde, versah*). Das Inventarium der Geräthschaften von

---

*) „Una sola silla de caderas, que mas era media silla, tan vieja y ruyn que si se pusiera en venta no dieran por ella quatro reales.“ Sandoval, tom. II. p. 610 — Siehe auch El Perfecto Desengano, por el Marqués de Valparayso, Manuskr.

Yuste erzählt diese Sache ganz anders. Anstatt eines „halben Armstuhls" finden wir, neben andern mit Sammet überzogenen Stühlen, zwei zu des Kaisers Gebrauch eigens bestimmte Armstühle. Einer davon war von einer besondern Konstruktion, und mit nicht weniger als sechs Polstern und einem Fußschemel zur Ausrastung seiner gichtischen Glieder zurecht gemacht. Sein Kleiderschrank zeigte eine gleiche Achtnahme auf seine persönliche Bequemlichkeit. Anstatt eines finden wir nicht weniger als sechszehn seidene und sammetne Anzüge, die mit Hermelin, Eiderdunen oder mit dem weichen Haar der Barbareiziege gefüttert waren. Die Verzierungen seines Zimmers waren nicht bloß von einer bequemen, sondern auch luxuriösen Gattung: — sammetne Baldachine; Teppiche aus der Türkei und von Alcaraz; Tapetenbekleidungen, wovon fünf und zwanzig Stück aufgeführt sind, reich mit Blumen und Thiergestalten ausgestattet. Zwölf Wandbekleidungen von dem feinsten schwarzen Tuche gab es für des Kaisers Betzimmer, das seit dem Tode seiner Mutter immer mit Trauer behangen gewesen war. Unter den Zierrathen seiner Stuben befanden sich vier große Wanduhren von ausgezeichneter Arbeit. Daneben besaß er eine Anzahl Taschenuhren, damals eine noch größere Seltenheit, als jetzt. Hinsichtlich seiner Zeitmesser war er genau und trug für ihr richtiges Gehen Sorge, indem er ihren Verfertiger in seinem Gefolge mit nach Yuste brachte. Bei Tische wurde er in Silbergeschirr bedient. Sogar die gemeinsten Geräthschaften seiner Küche und seines Schlafzimmers waren von dem nämlichen kost-

---

Indem der letztere Schriftsteller von den Zimmergeräthschaften spricht, gebraucht er, mit Ausnahme eines einzigen Wortes, die nämliche Sprache, wie Sandoval. Beide behaupten, daß sie ihren Bericht über das klösterliche Leben Karl's des Fünften hauptsächlich von Fray Martin de Angulo, dem Prior von Yuste, geschöpft haben. Ohne Zweifel ist diese Autorität vom höchsten Werthe, da der Prior, welcher Zeuge von den Schlußscenen Karl's des Fünften war, seine Darstellung zur Nachricht für die Regentin Joanna und auf deren Ansuchen aufzeichnete. Warum der gute Pater seinen Helden in einem Aufzuge solch' erschreckender Armuth darstellte, ist nicht leicht zu sagen. Vielleicht glaubte er, daß es dem Kaiser zur Ehre gereichen würde, wenn derselbe willig die Pracht des Thrones mit einem Leben mönchischer Ertödtung vertauscht hätte.

baren, an Gewicht sich auf beinahe vierzehn tausend Unzen belaufenden Stoffe.

Das Inventarium enthält freilich eine magere Ausstattung mit Büchern, die meistentheils einen Erbauungsinhalt hatten. Aber Karl's Kunstliebe war ersichtlich aus einer kleinen, doch ausgewählten Gemäldesammlung, welche er zur Ausschmückung der Wände seines einsamen Ortes mitgebracht hatte. Neun dieser Gemälde waren von der Hand Titian's. Karl hielt die Werke des großen Venetianers in den höchsten Ehren und wünschte, daß von dieser Hand sein Bildniß der Nachwelt überliefert würde. Der Kaiser hatte vier durch Titian gemalte Porträts von sich selbst und von der Kaiserin mitgebracht, und unter den übrigen Exemplaren dieses Meisters waren einige von dessen besten Gemälden. Eines davon war die berühmte „Gloria", worauf Karl und die Kaiserin inmitten der himmlischen Heerschaaren von Engeln gestützt und in der Stellung tiefer Anbetung erscheinen. Er hatte das Gemälde zu Füßen seines Bettes, oder, nach einem andern Berichte, über dem Großaltare der Kapelle aufgehangen. Dieses Gemälde, das ihn mit den zärtlichsten Erinnerungen erfüllte, soll er lange und tief versunken angestaunt haben, und wenn er bei dem Bilde derjenigen, welche ihm auf Erden so theuer gewesen war, verweilte, mag er wohl, wie ihn der Künstler hier dargestellt hatte, vorwärts auf seine Wiedervereinigung mit ihr in den himmlischen Wohnungen geblickt haben.

Ein Treppenweg oder vielmehr eine abgeneigte, für die Schwäche von Karl's Gliedern passende Ebene führte von der Gallerie seines Hauses in die Gärten hinab. Diese waren von einer hohen Mauer, welche ihn völlig der Beobachtung von Außen entzog, umgeben. Der Garten war voll von Orangen-, Citronen-, Feigenbäumen und von wohlduftenden, üppig in dem fruchtbaren Boden wachsenden Pflanzen. Der Kaiser fand Geschmack an der Gärtnerei und hatte eine große Lust an der Pflege junger Pflanzen und am Ausputzen seiner Bäume. Sein Garten bot ihm auch die beste Gelegenheit, sich Bewegung zu machen, und bei schönem Wetter spazierte er wohl längs einer Baumreihe von hohen Kastanien, welche zu einer hübschen Kapelle, deren Ruinen noch heutzutage zu sehen, in dem benachbarten Gehölze leitete. Unter den Bäumen wird einer gezeigt — ein übergroßer Nußbaum, der seinen

Schatten weit und breit über den Boden wirft —, unter dessen Zweigen der nachdenkliche Monarch sich wohl niedersetzte und über die dunkele Zukunft, oder vielleicht über die gewelkten Glorien der Vergangenheit nachdachte.

Karl war einst der vollendetste Reiter seiner Zeit gewesen. Er hatte ein Pferdchen und ein Maulthier in der Hoffnung, daß er sich einige Bewegung im Sattel würde machen können, nach Yuste mitgebracht. Allein die Glieder, welche Tag für Tag ohne Müdigkeit das schwere Kriegsroß Flanderns und den wildesten Zelter Andalusiens bestiegen hatten, waren jetzt unfähig, die Bewegung eines armen Kleppers auszuhalten, und nach einem einzeln dastehenden Versuche im Sattel bei seiner Ankunft zu Yuste, da er beinahe ohnmächtig wurde, ließ er das Reiten auf immer sein.

Nur wenige Orte kann man mit mehr Interesse besuchen, als denjenigen, welchen der große Kaiser zu einer Zuflucht vor den dornigen Regierungssorgen erkoren hatte. Und bis vor einigen Jahren konnte der Reisende von den Einwohnern des Klosters den nämlichen willkommenen Empfang, welchen sie den Fremden immer bereitwillig boten, erhalten. Aber 1809 wurde der Platz von den Franzosen verheert, und die grimmigen Soldaten Soult's verwandelten das große Gebäude mit seinen Kreuzgängen in einen Haufen geschwärzter Trümmer. Selbst die von den Brüdern mit so großem Fleiße aufgestapelte Manuskriptsammlung entging nicht dem allgemeinen Verderben. Der Palast des Kaisers, wie die einfältigen Mönche seine Wohnung zu nennen beliebten, hatte kaum ein besseres Geschick, obschon dasselbe von Karl's eignen Landsleuten, den Liberalen von Cuacos, kam. Von diesen Patrioten ward das untere Stockwerk in Ställe für ihre Pferde verwandelt. Die oberen Zimmer wurden als Getreidemagazine verwendet. Die Maulbeerblätter im Garten wurden abgepflückt, um Material für den Seidenwurm zu liefern, dem man erlaubte, seinen Cocon in den verödeten Zimmern des Königthums aufzuwinden. Aber noch sind die großen Züge der Natur die nämlichen, wie in Karl's Tagen, geblieben. Die kahlen Gipfel der Sierra ragen noch hoch über den Ruinen des Klosters empor. Die zottigen Seiten der Berge tragen noch ihre wilde Forstbekleidung. Tief unten streift das Auge des Wan-

derers über die schöne Vera von Placencia, die noch, wie vor Alters, im nämlichen üppigen Pflanzenwuchse strahlt, und der Reisende, wenn er unter den verfallenen Säulenhallen und verödeten Bogengängen herumwandert, saugt noch die Wohlgerüche von tausend duftenden Pflanzen und wildwachsenden Blumen ein, die da, wo sonst der Garten der kaiserlichen Klause war, zu einer verwirrten Wildniß emporgeschossen sind *).

Obschon Karl in einer Sänfte über die Berge getragen wurde, hatte er auf seiner langen und beschwerlichen Reise von Valladolid her doch viel gelitten. Er verweilte einige Zeit in dem benachbarten Dorfe Xarandilla und begab sich von da, nachdem er von dem größern Theile seines Gefolges Abschied genommen hatte, mit dem Rest nach dem Kloster Yuste. Es war der dritte Februar 1557, als er den Ort, welcher sein letzter Ruheplatz werden sollte, betrat. Die Mönche von Yuste hatten sich durch den Umstand, daß Karl ihrem Kloster einen solchen Vorzug gab, sehr geschmeichelt gefühlt. Wie er in die Kapelle kam, wurde von der ganzen Bruderschaft das Te Deum gesungen, und als der Kaiser sich vor dem Altare niederwarf, schaarten sich die Mönche eifrig um ihn her, um ihm ihren tiefen Respekt zu bezeigen. Karl empfing sie gnädig, und nachdem er sich seine Wohnung besehen hatte, sprach er sich über die für ihn getroffenen Anstalten sehr befriedigend aus. Sein Temperament war nicht veränderlich. Wenn er beim Bilden seiner Pläne langsam war, war er noch langsamer bei der Ver-

*) Siehe den beredten Schluß von Stirling's Klosterleben Karl's des Fünften. In seinem bewunderungswürdigen Handbuche, welches dem Studenten des Spanischen im einsamen Stübchen ebensowohl wie dem Reisenden in Spanien als Leitfaden dienen kann, hat Ford einige Kolumnen einem von ihm diesem eingezogenen Orte gemachten Besuche gewidmet, wo, wie er sagt, der Geist des mächtigen Todten wiederum in seiner letzten Heimath zu herrschen schien. Einige Zeilen aus den Blättern des englischen Touristen werden dem Leser die Scene lebendiger vorführen, als es die kältere Beschreibung im Texte vermag. „Da die Fenster weit aufgerissen worden waren, um die kühle wie Thymian duftende Luft hereinzulassen, streifte bei dem hellen Abende das Auge über das unbegränzte Thal, und die Nachtigallen schlugen angenehm in dem vernachlässigten Pomeranzengarten, während die hellen Sterne sich gleich Diamanten in dem dunkeln Teiche unter uns wiederspiegelten. Wie oft hatte Karl an einem friedlichen Abende auf die sich gleichbleibende und unveränderte Scene geblickt, wo er jetzt bloß allein noch fehlte!“

änderung derselben. Bis zum letzten Tage seines Verbleibens in Yuste scheint er, — was auch dem widersprechend gesagt worden sein mag —, mit dem von ihm unternommenen Schritte und dem auserlesenen Orte zufrieden gewesen zu sein.

Von Anfange an hielt er sich bereit, soweit als es seine Gesundheit erlauben wollte, mit den Ordensregeln des Klosters in Uebereinstimmung zu leben. Nicht als ob er sich hätte auf die kleinlichen Umstände eines gewöhnlichen Bruders beschränken wollen. Die noch bei ihm bleibende Zahl seines Gefolges betrug wenigstens funfzig, meist Flamänder*); eine gewiß nicht größere Anzahl, als um manchen Edelmann des Landes verweilte. Aber unter ihnen erkennen wir jene Staatsdiener, welche eigentlicher in eine fürstliche Wohnung, als in die Zelle des Klosters gehören. Daselbst war der Majordom, der Almosenpfleger, der Kleiderwart, der Juwelenaufbewahrer, die Kämmerlinge, zwei Uhrmacher, mehrere Sekretäre, der Arzt, der Beichtvater, nebst Köchen, Zuckerbäckern, Brotbäckern, Brauern, Hägereitern und zahlreichen Bedienten. Mehrere von diesen Begleitern scheinen nicht ganz so, wie ihr Herr, mit ihrer abgeschlossenen Lebensweise zufrieden gewesen zu sein, sondern manchen Sehnsuchtsblick nach den verlassenen Herrlichkeiten und Eitelkeiten der Welt zurückgeworfen zu haben. Derart waren wenigstens die Gefühle von des Kaisers Majordom Quirada, in welchen er das größte Zutrauen setzte, und der seinen Haushalt unter seiner Aufsicht hatte. „Seiner Majestät Bettzimmer," schreibt der klagsüchtige Beamte, „ist gut genug; allein die Aussicht von da ist ärmlich: — öde Berge, bedeckt mit Felsen und verbutteten Eichen; ein Garten von mäßiger Größe mit einigen strebenden Pomeranzenbäumen; die Wege, weil so steil und steinig, kaum

*) Ihr Name und Stand wird in dem von Karln ein Paar Tage vor seinem Tode vollzogenen Codizill einzeln angeführt. Siehe das Dokument ganz bei Sandoval, Hist. de Carlos V., tom. II. p. 662. Eine befriedigendere Liste ist durch den unermüdlichen Gachard aus verschiedenen, von ihm gesammelten Dokumenten zusammengestellt worden, wodurch ihm auch zugleich die Mittel an die Hand gegeben wurden, die Orthographie des Sandoval, die in Bezug auf die flamändischen Namen elend mangelhaft ist, zu verbessern.

benutzbar; das einzige Wasser ein von den Bergen herabstürzender Gießbach; eine traurige Einöde!" Die untern trostlosen Räume müssen, sagt er voraus, nothwendig feucht sein und können für die Gebrechlichkeit des Kaisers nichts Gutes bedeuten*). „Was die Mönche anbetrifft," bemerkt der Sekretär Gaztelu in derselben freundlichen Weise, „so wolle es Gott, daß Seine Majestät, was keine leichte Sache sein wird, sie gut leiden kann; denn sie sind eine zudringliche Race." Augenscheinlich würden Karl's Untergebenen die Kasteiungen des Mönchslebens mit der guten Mahlzeit und Luft Brüssels gern vertauscht haben.

Indem der würdige Prior des Klosters Karln anredete, grüßte er ihn mit dem Titel paternidad, bis einer von der Bruderschaft ihm eingab, daß es schicklicher wäre, dafür magestad zu gebrauchen. Seine Niederlegung der kaiserlichen Krone, die, wie wir sahen, bald auf die der spanischen folgte, war noch nicht eingetreten, weil der Reichstag damals, als Karl's Gesandter, der Prinz von Oranien, sich zu Regensburg im Frühling 1557 vorstellen wollte, keine Sitzung hatte. Der Krieg mit Frankreich ließ Philipp wünschen, daß sein Vater einige Zeit noch Herr von Deutschland bleiben möge. Deßhalb war es nicht eher, als mehr denn ein Jahr nach Karl's Ankunft in Yuste, daß die Abdankung am acht und zwanzigsten Februar 1558 von dem Reichstage zu Frankfurt angenommen wurde. Karl war noch Kaiser und erhielt noch fortwährend den kaiserlichen Titel in seinem ganzen Briefwechsel**).

Wir haben ziemlich vollständige Nachrichten über die Art, wie der Monarch seine Zeit anwandte. Wenn seine Gesundheit es erlaubte, nahm er jeden Morgen an der Messe in der Kapelle Theil. Auf die Messe folgte die Mittagsmahlzeit, die er frühzeitig und allein einnahm, indem er dieß einem Platze im Speisezimmer des Klosters vorzog. Er legte sich gern selbst vor, wiewohl seine gichtischen Finger nicht immer

*) Der Hausmeier schließt, indem er Vasquez bittet, das Schreiben nicht seiner Herrin, der Regentin Joanna, zu zeigen, da man von ihm nicht glauben sollte, als ob er in irgend Etwas den Wünschen des Kaisers entgegen wäre.

**) Emperador semper augusto de Alemania."

im besten Zustande zu dieser Verrichtung waren*). Sein Arzt war gewöhnlich während des Mahles in der Nähe und konnte mindestens beobachten, wie wenig sein Patient, welcher nicht die Tugend der Enthaltsamkeit besaß, seine Vorschriften befolgte. Der Flamänder Van Male, des Kaisers bevorzugter Kämmerer, war auch nicht selten gegenwärtig. Das war ein guter Gelehrter, und seine Erörterungen mit dem Doktor dienten dazu, die Langweile von ihres Herrn einsamem Mahle zu verkürzen. Die Unterhaltung drehte sich oft um Gegenstände der Naturgeschichte, von welcher der Kaiser ein Freund war, und wenn sich die beiden Theile nicht einigen konnten, so wurde der Beichtvater, ein Mann von Wissen, hereingerufen, um den Streit beizulegen.

Nach dem Mittagsessen — einer wichtigen Mahlzeit, welche Karln viel Zeit wegnahm, — lauschte er einigen Stellen aus einem Lieblingstheologen. In seinen weltlichen Tagen soll das von ihm am meisten geliebte Buch Comine's Leben Ludwig's des Elften gewesen sein, des Fürsten, dessen Maxime „Qui nescit dissimulare, nescit regnare" wie für den Geist des Kaisers gemacht war. Indeß suchte er jetzt für seine geistige Richtung einen bessern Führer, und hörte wohl eine Homilie aus den Schriften des heiligen Bernhard oder häufiger noch des ihm zur höchsten Ergötzung gereichenden St. Augustin an. Gegen Abend hörte er einen Vortrag von einem seiner Prediger. Besonders um seinetwillen waren drei oder vier der beredtesten aus dem Hieronymitischen Orden nach Yuste gebracht worden. Wenn er sich nicht in der Lage befand, bei dem Vortrage gegenwärtig zu sein, so erwartete er den vollständigen Bericht davon von den Lippen seines Beichtvaters, des Paters Juan de Regla, zu vernehmen. Karl war pünktlich in der Beachtung aller großen Fasten und Feste der Kirche. Zwar sprachen ihn seine Schwächen vom Fasten frei, allein er glich dasselbe durch die Strenge seiner Geißelung aus. Vorzüglich in der

*) Seine Zähne scheinen kaum in einem bessern Zustande als seine Finger gewesen zu sein. — „Era amigo de cortarse el mismo lo que comia, aunque ni tenia buenas ni desembueltas las manos, ni los dientes." Siguença, Orden de San Geronimo, parte III. p. 192.

Fastenzeit ging er mit sich selbst so unnachsichtig um, daß man die Geißel mit Blut befleckt fand, und dieß kostbare Andenken von Karl's Frömmigkeit soll von Philipp immer werthgehalten und als ein Erbstückchen seinem Sohne vermacht worden sein.

Die zunehmende Wachsamkeit über seine eignen geistlichen Angelegenheiten machte ihn auch wachsamer über die der Andern: wie manchmal die schwächern Brüder zu ihrem Nachtheile herausfanden. Da er beobachtet hatte, daß einige von den jüngeren Mönchen mehr Zeit, als geziemend war, im Gespräche mit den in Geschäftssachen vor die Pforte des Klosters kommenden Frauen zubrachten, brachte Karl einen Befehl zu Stande, wonach jedes Frauenzimmer, welches sich innerhalb zweier Bogenschüsse dem Thore näherte, hundert Streiche empfangen sollte. Bei einer andern Gelegenheit soll sein Pflichteifer, den Fleiß eines der jüngern Glieder der Bruderschaft zu beleben, dieses zu dem mürrischen Ausrufe verleitet haben: „Kannst Du nicht damit zufrieden sein, daß Du die Welt so lange auf den Kopf gestellt hast, weil Du noch hierher kömmst, um die Ruhe eines armen Klosters zu stören?"

Bei seinen geistlichen Verrichtungen hatte Karl noch ein Vergnügen obendrein durch seine Liebe zur Musik, welche letztere ja in so hohem Maße sich beim Gottesdienste der römisch-katholischen Kirche vorfindet. Er sang selber gut, und seine helle, klangreiche Stimme konnte man oft durch den offenen Fensterflügel seines Bettzimmers hören, wenn er den Gesang der Mönche in der Kapelle begleitete. Der Chor bestand völlig aus Ordensbrüdern, und Karl wollte kein Eindrängen von einer andern Seite her erlauben. Sein Ohr entdeckte schnell jede fremde Stimme, wie auch bei dem Vortrage jede falsche Note: in welch' letzterm Falle er manchmal seine Andacht unterbrach und in halbunterdrückten Tönen seinem Aerger durch einige von jenen groben Beinamen Luft machte, welche, wenn sie auch zu den Gewohnheiten des alten Kriegers gehörten, doch seiner gegenwärtigen Lebensweise bloß leidlich anstanden *).

*) „Si alguno se errava dezia consigo mismo: O hideputa bermejo, que aquel erro, ò otro nombre semejante." Sandoval, Hist. de Carlos V., tom. II. p. 613.

Die nicht auf religiöse Uebungen verwandte Zeit war unter verschiedene Beschäftigungen vertheilt, an welchen er zwar Gefallen fand, die er aber zu verfolgen bisher nur wenig Muße gehabt hatte. Neben den Beschäftigungen in seinem Garten hegte er eine entschiedene Neigung für mechanische Arbeiten. Einige Jahre vorher, als er noch in Deutschland war, hatte er einen sinnreichen Wagen zu seiner eignen Bequemlichkeit erfunden. Er brachte mit sich nach Yuste einen Ingenieur, Namens Torriano, der wegen der zu Toledo errichteten großen Wasserwerke berühmt war. Mit dem Beistande dieses Mannes, eines sehr geschickten Mechanikers, vergnügte sich Karl, indem er verschiedene, Soldaten darstellende Puppen, die die militärischen Uebungen durchmachten, verfertigte. Der Historiker muthet unserm Glauben viel zu, wenn er uns auch von kleinen hölzernen Vögeln berichtet, welche die beiden scharfsinnigen Männer so herrichteten, daß selbige vor den verwunderten Mönchen durch das Fenster aus- und einflogen. Aber Nichts erregte das Staunen mehr, als eine kleine Handmühle zum Weizenmahlen, welche binnen einem einzigen Tage genug Mehl lieferte, um einen Menschen eine Woche oder drüber zu erhalten. Die guten Väter meinten, das schmeckte offenbar nach Zauberei, und es mag bei der Verfolgung, welche der unglückliche Ingenieur später von der Inquisition erduldete, einen Beweisgrund mit gegen ihn abgegeben haben.

Karl nahm ferner ein großes Interesse am Mechanismus der Zeitmesser. Er besaß eine ziemliche Anzahl zusammen tickender Wand- und Taschenuhren in seinen Zimmern, und man hat eine Erzählung geglaubt, wonach ihn die Schwierigkeit, zwei derselben ganz gleich gehen zu lassen, zu dem Ausrufe veranlaßt habe, daß es eine Narrheit wäre, eine Anzahl Menschen in Religionssachen gleichdenkend machen zu wollen, wenn er nicht einmal zwei von seinen Zeitmessern soweit herstellen könnte, daß sie mit einander übereinstimmten: — ein philo-

---

Ich will höfliche Ohren nicht beleidigen, indem ich es in das entsprechende Fischweiberdeutsch übersetze. Billigerweise muß bemerkt werden, daß der Verfasser des Perfecto Desengaño keinen so unehrerbietigen Ausdruck Karln in den Mund legt. Indeß geben beide vor, daß sie dem Manuskripte des Prior's Angulo folgen.

sophischer Gedanke, welchen man schwerlich bei einem Manne voraus-setzen darf, der noch in seinen Scheideworten seinem Sohne dringlich anempfehlen konnte, daß die Aufrechterhaltung der Inquisition das große Bollwerk des katholischen Glaubens sei. In den Gärten von Yuste ist noch, oder war unlängst ein von Torriano verfertigter Sonnenzeiger zu sehen, welcher Karln in den Stand setzen sollte, den Zeitfall, so wie dieser in dem eintönigen Verlaufe des Klosters dahin glitt, genauer zu messen.

Wenn Karl auch den aus Neugier oder eitler Ceremonie hervorgehenden Besuchen abgeneigt war, so willigte er doch ein, einige Edle, deren Güter auf dem benachbarten Lande lagen, zuzulassen, da dieselben aus Gefühlen treuer Anhänglichkeit an ihren alten Herrn sich beeiferten, ihm in seiner Zurückgezogenheit ihre Aufwartung zu machen. Aber Niemand von denen, die in seinen einsamen Aufenthalt gelangten, scheint ihn so zufriedengestellt zu haben, wie Francisco Borja, Herzog von Gandia, den später die römisch-katholische Kirche auf ihre Heiligenliste setzte. Gleich Karln hatte er in der Welt einen glänzenden Vorrang eingenommen, und gleich ihm hatte er gefunden, daß die Glorie dieser Welt bloß Eitelkeit ist. In der Blüthe seines Lebens zog er sich von der geschäftigen Schaubühne, auf welcher er handelte, zurück und ging in ein Jesuitenkollegium. Auf die Einladung des Kaisers stattete Borja mehr, denn einen Besuch in Yuste ab, denn Karl fand großen Trost in der Gesellschaft und in der Unterhaltung seines alten Freundes über Gegenstände von wachsendem Interesse für beide. Das Resultat ihrer Zusammenkünfte war die Bestärkung beider in der Ueberzeugung, daß sie weislich gehandelt, als sie der Welt feierlich entsagten und sich dem Dienste des Himmels widmeten.

Auch von seinen beiden Schwestern, den verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, die, wie wir sahen, ihren Bruder auf seiner Rückkehr nach Spanien begleiteten, wurde der Kaiser besucht. Allein es war ein zu rauher Weg und die Versorgungen in Yuste waren zu unbedeutend, als daß sich die königlichen Matronen ermuthigt gefühlt hätten, ihren Aufenthalt lang zu machen, oder, mit einer einzigen Ausnahme von Seiten der Königin von Ungarn, ihren Besuch zu wiederholen.

Allein ein Gegenstand lebhafteren Interesses, als beide Schwestern, war für den Kaiser ein kaum zwölf Jahre alter Knabe, welcher in der Familie seines Hausmeiers Quirada in dem benachbarten Dorfe Cuacos wohnte. Das war Don Johann von Oestreich, wie er später hieß, der künftige Held von Lepanto. Er war Karl's natürlicher Sohn: eine Thatsache, die mit Ausnahme Quirada's, welcher den Knaben als seinen eignen Pagen im Kloster einführte, sonst Niemandem zu des Vaters Lebzeiten bekannt war. Der Bursche zeigte schon in diesem frühen Alter viele Funken jenes erhabenen Geistes, wodurch er sich später auszeichnete, — heiterte auf diese Weise die abwärts gehenden Jahre seines Erzeugers auf und bot jenen Zartgefühlen, welche sonst in der kalten Atmosphäre des Klosters würden abgestorben sein, einen Anziehungs- und Haltepunkt.

Vom Kriegsschauplatze kommende Fremde, welche ihm die so erwünschten Aufschlüsse über den Stand der Dinge draußen zu geben vermochten, konnten sicher sein, eine gute Aufnahme zu finden. So finden wir ihn in einer Zusammenkunft mit einem aus den Niederlanden angekommenen Offiziere, Namens Spinoza, indem er an diesen eine Menge Fragen hinsichtlich des Standes der Armee, der Organisation und Ausstattung der verschiedenen Truppenabtheilungen und anderer Einzelheiten richtet, woraus das von Karl an der Leitung des Feldzugs genommene lebhafte Interesse hervorgeht*).

Gewöhnlich hat man gemeint, daß der Kaiser, nachdem er sich nach Yuste zurückgezogen hatte, wie ein Lebendigbegrabener von dem Verkehr mit der Welt völlig abgeschnitten lebte: — „so vollständig von den Geschäften des Königreichs und von den Regierungsangelegenheiten," sagt der eine von seinen Biographen, „zurückgezogen, als ob er niemals daran Theil genommen hätte;" — „so gänzlich," sagt ein andrer Zeitgenosse, „in seine Einsamkeit vertieft, daß weder Revo-

*) „Le hizo mas preguntas que se pudieran hazer á la donzella Theodor, de que todo dió buena razon y de lo que vió y oyó en Francia, provisiones de obispados, cargos de Italia, y de la infanteria y cabellaria, artilleria, gastadores, armas de mano y de otras cosas." Carta de Martin de Gaztelu á Juan Vasquez, 18 de Mayo, 1558, Man.

lutionen und Kriege, noch das haufenweise aus Indien ankommende Gold irgend eine Macht seine Ruhe zu stören besaß."

Weit davon entfernt, daß dieß der Fall gewesen wäre, fuhr der Kaiser nicht nur fort, an den öffentlichen Angelegenheiten ein Interesse zu zeigen, sondern nahm auch, selbst von der Tiefe seiner Verborgenheit aus, an der Leitung derselben einen hervortretenden Antheil*). Weil Philipp so vernünftig war, daß er seines Vaters große Erfahrung und Weisheit ehrte, zog er ihn beständig bei großen Fragen der öffentlichen Politik zu Rathe. Und so weit war er von dem ihm oft Schuld gegebenen Gefühle der Eifersucht entfernt, daß wir vielmehr finden, wie er bei einer Gelegenheit, als der Horizont besonders dunkel aussah, den Kaiser anflehte, derselbe möge seine Abgeschiedenheit verlassen und ihn nicht nur mit seinen Rathschlägen, sondern auch mit seiner Gegenwart und Autorität unterstützen**). Des Kaisers Tochter Joanna, die Regentin von Castilien, unterhielt von ihrer bloß funfzig Stunden von Yuste entfernten Residenz zu Valladolid aus mit ihrem Vater einen beständigen Briefwechsel und fragte ihn wegen ihres Verhaltens bei der Regierung um Rath. So sehr sich Karl auch von der Verantwortlichkeit für Maßregeln frei fühlen mochte, so scheint er doch Philipp's Verwaltung, als ob es seine eigne gewesen wäre, den besten Erfolg gewünscht zu haben. „Schreiben Sie ausführlicher," sagt einer seiner Sekretäre in einem Briefe an den Sekretär von dem Rathe der Regentin: „der Kaiser ist stets gespannt, die Ereignisse mehr in ihren Einzelnheiten zu erfahren." Er bewies die tiefste Theilnahme an der

*) Es ist sonderbar, daß Sepulveda, der Karln in seiner Abgeschiedenheit besuchte, der einzige Geschichtsschreiber gewesen ist, welcher, soweit es mir bekannt, die Wahrheit dieser durch die Briefe von Yuste so vollkommen festgestellten Thatsache einsah. — ,,Summis enim rebus, ut de bello et pace se consuli, deque fratris, liberorum et sororum salute, et statu rerum certiorem fieri non recusabat."

**) ,,Supplicando con toda humildad e instancia á su Magestad tenga por bien de esforzarse en esta coyuntura, socorriéndome y ayudandome, no solo con su parecer y consejo que es el mayor caudal que puedo tener, pero con la presencia de su persona y autoridad, saliendo del monasterio, á la parte y lugar que mas comodo sea á su salud." Retiro, Estancia, etc., ap. Mignet, Charles-Quint, Seite 256, Anm.

Führung des italienischen Krieges. Er offenbarte keine von den Skrupeln Philipp's, sondern erklärte kühn, daß der Krieg mit dem Papste in den Augen sowohl Gottes wie der Menschen ein gerechter Krieg sei*). Wenn Briefe vom Auslande kamen, hörte man ihn sogar sein Bedauern darüber ausdrücken, daß sie keine Nachricht vom Tode Paul's oder Caraffa's meldeten! Er war arg erbost über den von Alva mit dem Papste abgeschlossenen Waffenstillstand, indem er seinen Schmerz zu verstehen gab, daß er nicht mehr die Zügel in seiner eignen Hand hielt. Noch unzufriedener war er über den Frieden und dessen öffentliche wie private Vertragsbestimmungen, und als Alva davon sprach, daß er Neapel verlassen wollte, war, wie sein Sekretär artig bemerkt, sein Aerger größer, „als für seine Gesundheit gut war."

Denselben Antheil bewies er am französischen Kriege. Der Verlust von Calais erfüllte ihn mit der tiefsten Besorgniß. Aber anstatt bei dieser Gelegenheit in seinen Briefen die Zeit mit eitlen Klagen zu verschwenden, scheint er sich bloß zu bestreben herauszufinden, auf welche Weise er Philipp in seiner Noth am dienlichsten sein kann. In demselben Verhältniß war er über die Nachricht von dem Siege bei St. Quentin hingerissen. Seine Gedanken schweiften auf Paris und er suchte eifrig zu erfahren, welchen Weg sein Sohn nach der Schlacht eingeschlagen hätte. Nach Brantôme fragte er, als er die Nachricht hörte, hastig: „Ist Philipp in Paris?" — Er richtete über Philipp's Wesen nach seinem eignen**).

---

*) ,,Pues no se puede hazer otra cosa, y el Rey se ha justificado en tantas maneras cumpliendo con Dios y el mundo, por escusar los daños que dello se seguiran, forzado sera usar del ultimo remedio.'' Carta del Emperador á Vazquez, 8 de Agosto, 1557. MS.

**) Mochte Karl diese Bemerkung wirklich machen oder nicht: so erhellt aus einem Briefe in der Gonzalez'schen Sammlung, daß dieß doch oben auf seinen Gedanken schwebte. — ,,Su Magestad tenia gran deseo de saber que pártido tomaba el rey su hijo despues de la victoria, y que estaba impacientissimo formando cuentas de que ya deberia estar sobre Paris.'' Carta de Quixada. 19 de Setiembre, 1557, bei Mignet, Charles-Quint, S. 279.

Es ist befremdend, daß dieser interessante Brief sich weder in Herrn Gachard's Sammlung, noch in der für mich aus den nämlichen Quellen gemachten findet.

Ein anderes Mal finden wir, wie er Negotiationen mit Navarra führt, und dann wieder, wie er eine Korrespondenz mit seiner Schwester, der Regentin von Portugal, unterhält, zu dem Zwecke, seinen Enkel Carlos im Todesfalle des jungen Königs, seines Vetters, als Erben der Krone anerkannt zu sehen. Der Plan schlug fehl, denn, sagte die Regentin, es gälte so viel wie ihr eignes Leben, wenn sie sich darauf einließe. Aber es war gewiß ein kühner Gedanke, unter dasselbe Scepter diese beiden Nationen zu bringen, welche durch Gemeinsamkeit des Ursprungs, der Sprache und der Staatseinrichtungen von der Natur eine einzige zu sein bestimmt erscheinen könnten. Es war Karl's vielumfassende Idee, und beweist, daß sogar im Kloster der Geist der Ehrsucht ihm nicht im Busen erloschen war. Wie sehr würde es diesen ehrgeizigen Geist erfreut haben, hätte er vorhersehen können, daß die von ihm so sehr herbeigewünschte Vereinigung unter Philipp erreicht wurde*).

Aber dasjenige Fach, welches besonders die Aufmerksamkeit Karl's in dessen Abgeschiedenheit auf sich zog, war — eigen genug — das Fi-

---

*) Der Kaiser gibt seine Wünsche in Bezug auf seines Enkels Nachfolge in einem an Philipp zu einer spätern Zeit gerichteten Briefe zu erkennen. (Carta del Emperador al Rey, 31 de Marzo, 1558, MS.) Aber einen vollständigen Bericht von der portugiesischen Mission gibt Cienfuegos, Vida de S. Francisco de Borja, (Barcelona 1754,) S. 269 ff.

Die von Karl zu diesem kitzlichen Geschäft verwandte Person war keine andere als sein Freund Francisco Borja, der Ex-Herzog von Gandia, welcher, gleich ihm selbst, eine Zurückgezogenheit von der Welt in den Schatten des Klosters gesucht hatte. Die Biographen, welche die Mirakel und wunderbaren Tugenden des heiliggesprochenen Jesuiten erwähnen, verwenden einige Kapitel auf seine Besuche in Yuste. Seine Gespräche mit dem Kaiser werden mit einer Ausführlichkeit erzählt, die Boswell beneidet haben möchte, und die unsern Zweifel rege macht, wofern wir nicht annehmen, daß selbige Borja selbst mitgetheilt hat. Ein in ihnen sehr viel besprochener Punkt waren die Verdienste des Ordens, in welchen der Freund des Kaisers getreten war. Dieser Orden war damals noch nicht zu jener hervorragenden Bedeutung gestiegen, welche er unter seiner einzig dastehenden Disciplin in der Folge erreichte, und Karl hätte gern seinen Besucher überredet, ihn um die Hieronymitische Vereinigung, bei welcher er selbst war, hinzugeben. Aber Borja scheint seinen königlichen Herrn zum Schweigen gebracht, wo nicht zufriedengestellt zu haben durch Gründe, welche beweisen, daß sein Scharfsinn schon den Keim zukünftiger Größe in den Institutionen des zukünftigen Ordens entdeckte.

nanzfach. „Es ist," schreibt er an Philipp, „in allen Briefen an Deine Schwester meine beständige Sorge gewesen, ihr die Nothwendigkeit, Dich mit Geldern zu versorgen, dringend ans Herz zu legen: da ich doch nun auf jede andere Weise wenig von Nutzen sein kann *)." Seine Verwendung scheint in der That fortwährend angerufen worden zu sein, wenn Zuschuß zur Führung des Krieges erhoben werden sollte. Diese Thatsache kann zu zeigen scheinen, daß diejenigen Schriftsteller Unrecht haben, welche Philipp anklagen, er habe seinem Vater die Mittel vorenthalten, ein passendes Haus in Yuste zu führen. In Wirklichkeit stellte Karl den Betrag seines Einkommens selbst fest, und wir finden, daß er in einem seiner Briefe dasselbe auf zwanzig tausend, anstatt der ihm vorher gezahlten sechszehn tausend Dukaten bestimmt, eine Summe, die ihm vierteljährlich und im Voraus gezahlt werden sollte. Man kann wohl glauben, daß in einem Lande, wo Pünktlichkeit ein Wunder gewesen sein würde, die Zahlungen nicht immer pünktlich gemacht wurden.

Mehr Ursache zum Aerger gab ihm das Betragen einiger Angestellter, mit denen er in seiner finanziellen Eigenschaft zu thun hatte. Nichts scheint in Yuste seine Galle so sehr erregt zu haben, als das Verfahren einiger Mitglieder des Handelsamtes in Sevilla. „Ich habe," schreibt er an seine Tochter, die Regentin, „gewartet, ehe ich an Dich schickte, um zu sehen, ob sich meine Wuth nicht mit der Zeit legen würde. Allein, weit davon entfernt, wird sie vielmehr größer und wird so lange wachsen, bis ich höre, daß diejenigen, welche Unrecht gethan, dafür gebüßt haben. Wäre ich nicht durch meine Gebrechlichkeit abgehalten," fügte er hinzu, „so würde ich selbst nach Sevilla gehen, um die Verüber dieser Schurkerei herauszufinden und

---

*) Carta del Emperador al Rey, 25 de Mayo 1558, MS.

Am Rande dieses Briefes finden wir die folgenden Bemerkungen Philipp's selbst, was zeigt, ein wie großes Gewicht er auf seines Vaters Dazwischenkunft in dieser Sache legte. „Volvérselo a suplicar con gran instancia, pues quedamos in tales términos que, si me ayudan con dinero, los podriamos atraer à lo que conviniesse." „Besalle las manos por lo que en esto ha mandado y suplicalle lo lleve adelante y que de acá se hará lo mismo, y avisarle de lo que se han hecho hasta agora."

mit ihnen eine summarische Rechnung zu machen*)." „Der Kaiser," schreibt sein Sekretär Gaztelu, „befiehlt mir, zu fordern, daß die Beleidiger in Eisen gelegt, und um sie um so mehr zu schmerzen, daß sie am hellen Tage nach Simancas gebracht und daselbst nicht in Thürme oder Zimmer, sondern in Kerkerlöcher einquartiert werden. In der That, so groß ist seine Entrüstung, und solchergestalt sind die heftigen und blutdürstigen Ausdrücke, die er mir zu gebrauchen befiehlt, daß Sie mir verzeihen werden, wenn meine Sprache nicht so gemäßigt ist, als sie sein könnte." Es war gewöhnlich gewesen, daß das Handelsamt das aus Westindien eingeführte Gold, sei es für Staats- oder auf Privatrechnung, empfing und dasselbe zum Gebrauche der Regierung aufbehielt, indem es den betreffenden Kaufleuten eine ausgleichende Entschädigung in Staatsobligationen auszahlte. Ganz natürlich gefiel den Kaufleuten diese Art Sicherheit nicht so gut, wie das Gold, weßhalb es ihnen durch ein geheimes Einverständniß mit einigen Gliedern des Handelsamtes erlaubt worden war, das ihnen zugehörige Eigenthum fortzuschaffen. Auf diese Weise wurde die Regierung um eine große Summe, worauf sie gerechnet hatte, nach der Ansicht des Kaisers hintergangen. Dieß, scheint es, war das Verbrechen, welches die königliche Entrüstung zu einer solchen Höhe getrieben hatte. Karl's phlegmatisches Temperament hatte immer durch diese plötzlichen Anfälle von Leidenschaft außer Fassung gebracht werden können, und sein klösterliches Leben scheint in diesem besonderen Punkte auf ihn keinen besänftigenden Einfluß ausgeübt zu haben.

In den ersten zehn Monaten nach seiner Ankunft in Yuste hatte sich unter dem Einflusse eines mäßigen Klima's, der Stille des Mönchslebens und wahrscheinlich noch mehr unter seiner Befreiung von den Staatssorgen, die Gesundheit des Kaisers im Ganzen genommen gebessert**).

---

*) Carta del Emperador á la Princesa, 31 de Marzo, 1557, MS. — Der ganze Brief Karl's ist einzig charakteristisch. Sein herrischer Ton beweist, daß er sich wohl von der Krone, aber doch nicht von der Gemüthsart eines Herrschers, und zwar eines unbeschränkten, getrennt hatte.

**) „Seine Majestät," schreibt Gaztelu im Anfange des Sommers 1557, „war so wohl, daß er ohne Hülfe von seinem Sitze aufstehn und seine Hakenbüchse tragen

Seine Gichtanfälle waren weniger häufig und minder heftig als zuvor gewesen. Allein im Frühjahr 1558 kehrte die alte Krankheit mit erneuter Heftigkeit zurück. „Ich bin," schreibt er an Philipp, „nicht in dem Zustande, eine einzige Predigt während der Fastenzeit mit anhören zu können*)." Monate lang vermochte er kaum eigenhändig eine Zeile zu schreiben. Seine Lebensgeister fühlten den Druck körperlichen Leidens, und fühlten sich noch mehr durch den Tod seiner Schwester Eleonore, der verwitweten Königin von Frankreich und Portugal, der im Februar 1558 erfolgte, niedergedrückt. Zwischen dem Kaïser und seiner Schwester scheint eine große Anhänglichkeit bestanden zu haben. Das sanfte Gemüth der Königin Eleonore hatte sie ihrem Bruder besonders werth gemacht, weßhalb er jetzt ihren Verlust fast eben so schmerzlich als eines seiner eignen Kinder empfand. „Sie war eine gute Christin," sagte er zu seinem Sekretär Gaztelu, und setzte, indem ihm die Thränen die Wangen herabrollten, hinzu: „Wir haben uns immer einander geliebt. Sie war um fünf Vierteljahre älter, denn ich, und ehe diese Zeit verflossen ist, werde ich wahrscheinlich bei ihr sein." Noch vor der Hälfte dieser Zeit ging die traurige Prophezeihung in Erfüllung.

Zu dieser Zeit war — wie wir später sehen werden, — die Aufmerksamkeit der Regierung auf die lutherische Ketzerei gelenkt, da dieselbe sich schon in verschiedenen Gegenden des Landes zu entfalten begonnen hatte. Karl besaß eine große Portion von jenem Geiste der der königlichen Linie von Castilien, von welcher er abstammte, eigenthümlichen Bigotterie. So lange er auf dem Throne saß, wurde dieses Gefühl etwas durch die Rücksicht auf seine politischen Interessen im Schach gehalten. Aber in der Abgeschlossenheit des Klosterlebens hatte er keine anderen Interessen, als diejenigen der Religion zu Rathe zu ziehen, und er ließ nun dem Geiste der Intoleranz, der seinem Wesen

---

konnte." Er konnte sogar mit seiner Vogelflinte den Holztauben einiges Unheil zufügen. Carta de Gaztelu á Vazquez, 5 de Junio, 1557, MS.

*) „Porque desde tantos de noviembre hasta pocos dias hame ha dado (la gota) tres vezes y muy rezio, y me ha tenido muchos dias en la cama, y hestado hasta de poco acá tan trabajado y flaco que en toda esta quaresma no he podido oyr un sermon, y esto es la causa porque no os escribo esta de mi mano." Carta del Emperador al Rey, 7 de Abril, 1558, MS.

angehörte, einen freien Spielraum. In einem Briefe, welchen er am dritten Mai 1558 an seine Tochter Joanna richtete, sagte er: „Empfiehl dem Großinquisitor von mir, er möge an seinem Posten sein, und, ehe sich das Uebel weiter verbreitet, die Axt an die Wurzel desselben legen. Ich baue auf Deinen Eifer, daß Du die Schuldigen zur Bestrafung bringen und sie ohne jegliche Gunst für irgend Einen mit aller Strenge, die ihre Verbrechen erheischen, bestrafen lässest." In einem andern Briefe schreibt er seiner Tochter drei Wochen später: „Wenn ich nicht die volle Zuversicht hegte, daß Du Deine Pflicht thun und das Uebel zumal durch die Züchtigung der Schuldigen in gutem Ernste aufhalten würdest, so weiß ich nicht, wie ich es über mich gewinnen könnte, das Kloster nicht zu verlassen, um das Heilmittel selbst in die Hand zu nehmen." Auf diese Weise ließ Karl seine Stimme aus seiner Abgeschiedenheit zwischen den Bergen hören, und machte sich durch seine Bemühungen und seinen Einfluß in hohem Grade verantwortlich für die heftige Verfolgung, welche, nachdem er selbst der Natur ihren Tribut bezahlte, über das Land Wehe brachte.

Um die Mitte August kehrte des Kaisers alter Feind, das Podagra, zu ihm mit einer ungewöhnlichen Stärke zurück. Es war von Symptomen einer beunruhigenden Art begleitet, die in der That erkennen ließen, daß sein starker Körperbau nachgab. Man schrieb selbige zwar einer Erkältung zu; doch scheint guter Grund vorhanden zu sein, sie seinem Appetite nach den gefährlichsten Gerichten schuld zu geben; denn er sprach diesen so ungezähmt zu, wie in den Tagen, da eine thätigere Lebensweise ihn besser zur Verdauung derselben befähigte. Freilich stand ihm der Arzt so bereit, wie der Doktor Sancho Pansa's auf dessen Inseldomäne, zur Seite, um gegen seines Herrn Vornehmen Vorstellungen zu machen. Aber leider war er nicht mit der Autorität von Pansa's Arzte ausgerüstet, und eine Aalpastete, so wie ein wohlgespickter Kapaun oder irgend ein anderer schmackhafter Gräuel übte über Karln eine zu große Bezauberung aus, als daß er hätte auf die Warnungen seines Arztes hören sollen.

Der abnehmende Zustand von des Kaisers Gesundheit mag ihm ein Vorgefühl seines herannahenden Endes eingeflößt haben, wie wir schon oben einige Zeit vorher ihn das in seiner Unterhaltung mit Gaz=

telu aussprechen hörten. Vielleicht leiteten ihn die von einem solchen Gefühle natürlicherweise verursachten nüchternen Betrachtungen am Schlusse des Monats August zum Fassen der außergewöhnlichen Idee, sich für sein letztes Ende vorzubereiten, indem er im Voraus sein eignes Leichenbegängniß abhielt. Er zog seinen Beichtvater über den Gegenstand zu Rathe und ward von dem fügsamen Pater dazu als zu einer verdienstvollen Handlung ermuthigt. Demgemäß ward die Kapelle mit Schwarz behangen, und der Strahl von hundert Wachskerzen reichte nicht zur Zerstreuung der Dunkelheit hin. Die Mönche in ihrer klösterlichen Kleidung, und des Kaisers in tiefe Trauer gekleideter ganzer Haushalt schaarten sich um einen riesigen Katafalk herum, der ebenfalls in Schwarz eingehüllt und in der Mitte der Kapelle aufgerichtet worden war. Alsdann wurde für den Todten der Trauergottesdienst abgehalten, und unter dem traurigen Wehklagen der Mönche stiegen für den geschiedenen Geist die Gebete auf, damit er in den Wohnungen der Seligen aufgenommen werden möge. Die bekümmerten Anwesenden schmolzen zu Thränen, als das Bild des Todes ihres Herrn vor ihre Seele trat, oder sie waren vielleicht auch aus Mitleid für diese beklagenswerthe Entfaltung seiner Schwäche gerührt. Karl, in einen schwarzen Mantel eingemummt und mit einer angezündeten Kerze in der Hand, mischte sich, als der Zuschauer seiner eignen Leichenfeier, unter seinen Haushalt, und die schmerzliche Ceremonie schloß damit, daß er die Wachskerze in die Hand des Priesters legte, zu einem Zeichen, daß er seine Seele dem Allmächtigen anheimstellte.

Dergestalt ist der Bericht von diesem traurigen Possenspiel, wie er uns von den Hieronymitischen Chroniklern des Klosterlebens Karl's des Fünften gegeben wird. Er ist seitdem — indem er durch die Wiederholung Nichts einbüßte — von jedem folgenden Geschichtsschreiber bis auf die Gegenwart wiederholt worden*). Auch scheint es nicht,

*) Die Geschichte dieser Angelegenheit liefert ein gutes Beispiel zu dem Crescit eundo. Der Verfasser des von Herrn Bakhuizen entdeckten Manuskripts, das ausführlicher in der nächsten Anmerkung angegeben wird, begnügt sich mit einem allgemeinen Abrisse davon. Siguença, der ihm an Zeit und an Autorität zunächst steht, erzählt uns von einer angezündeten Kerze, die Karl dem Priester überlieferte. Strada,

daß man einiges Mißtrauen in seine Richtigkeit gesetzt hat, bis der historische Skeptizismus unserer Tage die Erzählung einer kritischern Prüfung unterwarf. Alsdann entdeckte man, daß man von der Sache keine Erwähnung in den Briefen von irgend Jemandem, der mit im kaiserlichen Haushalte zu Yuste gewesen war, auffinden konnte, obschon Briefe übrig sind, geschrieben von Karl's Arzte, seinem Majordom und seinem Sekretär, sowohl vom ein und dreißigsten August, dem Tage nach dem Leichenbegängniß, wie vom ersten September. Bei einem so außerordentlichen Ereignisse, das noch frisch in ihrer Erinnerung war, ist ihr Stillschweigen unerklärlich.

Die eine Thatsache ist sicher, daß, wenn das Leichenbegängniß Statt fand, es wenigstens nicht an dem dafür angeführten Datum geschehen sein kann: denn am ein und dreißigsten litt der Kaiser unter einem Fieberanfalle, wovon sein Arzt genaue Einzelnheiten gegeben hat, und von welchem Karl nie wieder aufkommen sollte. Deßhalb ist es unglaubhaft, daß die Schreiber von einer Ceremonie geschwiegen haben sollten, die auf die Nerven des Patienten einen so üblen Einfluß ausüben mußte.

Indeß rührt die Erzählung einer Leichenfeier von einem damals zu Yuste befindlichen Hieronymitischen Bruder her, der von den Erregungen spricht, welche er sammt allen Uebrigen im Kloster fühlte, als er auf diese Weise einen Menschen sich gleichsam selbst lebendig begraben und ihn die Begräbnißgebräuche vor seinem Tode verrichten sah*). Die

welcher ein Menschenalter später schrieb, schließt die Scene, indem er den Kaiser ohnmächtig auf dem Boden liegen läßt. Zuletzt legt ihn Robertson, nachdem er den Kaiser hat in seinem Sterbekleide figuriren lassen, in einen Sarg, wo er in die, für die Ruhe seiner eignen noch nicht entwichenen Seele verrichteten Gebete mit einstimmt und von den Mönchen hier seinen eignen Betrachtungen überlassen wird. — Woher Robertson alle diese Einzelnheiten nahm, ist nicht leicht zu sagen; sicherlich aber nicht von den unten auf der Seite von ihm angeführten Autoritäten.

*) „Et j'assure que le coeur nous fendait de voir qu' un homme voulût en quelque sorte s'enterrer vivant, et faire ses obsèques avant de mourir." Gachard, Retraite et Mort, tom. I. p. JVI.

Herr Gachard hat eine Uebersetzung von dem sich auf das Leichenbegängniß beziehenden Kapitel aus einem zierlichen handschriftlichen Berichte von Karl's Kloster-

Sache wird wiederholt von einem Andern aus der Bruderschaft, dem Prior von Escorial, der sich reichlich mit Augenzeugen benehmen konnte*). Und endlich wird sie von mehr, als einem Schriftsteller bestätigt, der jener Periode nahe genug lebte, um sich der Wahrheit vergewissern zu können**). Die Personen, von denen der Bericht ursprünglich ausgeht, sind in der That in einer solchen Lage, daß man, wenn die Erzählung unbegründet wäre, ihr Vorhandensein unmöglich durch ein Mißverständniß von Seiten jener erklären könnte. Letztere müßten völlig einer absichtlichen Entstellung von Thatsachen beschuldigt werden. Freilich ist der mönchische Chronikschreiber hierin nicht immer so gewissenhaft, als wünschenswerth wäre, — zumal wo es die Ehre des Hieronymitischen Ordens gilt. Aber, was für ein Interesse konnten die Hieronymitischen Väter an einer so närrischen Fabrikation, wie

---

leben, den Herr Bakhuizen im Brüsseler Archive entdeckte, gegeben. Da der Verfasser zur Bruderschaft gehörte, welche sich zur Zeit von des Kaisers Aufenthalt daselbst im Kloster befand, trägt das Manuskript den Stempel der höchsten Autorität, und Herr Gachard wird ohne Zweifel der Wissenschaft einen guten Dienst erweisen, wenn er dasselbe dem zweiten Bande seines „Retraite et Mort" einverleibt.

*) Siguença, Hist. de la Orden de San Geronimo, parte III. pp. 200, 201.

Siguença's Werk, welches eine große, sorgfältige Gelehrsamkeit mit einer einfachen Eleganz des Styles verbindet, war die Frucht vieler Jahre Arbeit. Der dritte Band, enthaltend den Theil bezüglich des Kaisers, erschien 1605, ein Jahr vor dem Tode seines Verfassers, welcher, wie schon bemerkt, einen täglichen Verkehr mit mehrern Mönchen gehabt haben muß, als dieselben nach Karl's Tode von Yuste in die düstern Schatten des Escurial übergesiedelt worden waren.

**) Solche waren zum Beispiel Vera y Figueroa, Conde de la Rosa, dessen kleines Werk 1613 erschien; Strada, der einige zwanzig Jahre später schrieb, und der Marquis von Valparayso, dessen Manuskript das Jahr 1638 trägt. Ich verschweige den oft als Autorität für das Leichenbegängniß angeführten Sandoval, denn, da er uns erzählt, daß das vom Kaiser zu einem Scheinbegräbniß bestimmte Geld zuletzt noch zu seinem wirklichen Begräbniß verwandt wurde, so möchte hierin zu liegen scheinen, daß das erstere niemals Statt fand.

Es wäre sehr zu wünschen, daß das Manuskript des Fray Martin de Angulo entdeckt und ans Licht gebracht werden könnte. Sein Zeugniß, als das des Priors zur Anwesenheit Karl's, würde unschätzbar sein. Sowohl Sandoval, wie der Marquis von Valparayso versichern, daß sie sich hauptsächlich auf Angulo's Autorität gestützt haben. Indeß stimmen sie gerade in dieser Angelegenheit des Leichenbegängnisses nicht mit einander überein.

dieser, haben? Die Voraussetzung stimmt nicht zu dem ehrwürdigen Charakter der Betheiligten, noch zu der ihrer Darstellung eigenthümlichen Miene von Einfalt und Aufrichtigkeit.

Freilich können wir stutzig gemacht werden durch das Faktum, daß in keinem Briefe von Yuste eine Anspielung auf das Leichenbegängniß geschieht, während außerdem das angegebene Datum erwiesenermaßen falsch ist. Dennoch mögen wir bedenken, daß die falsche Angabe eines Datums sehr verschieden von der Erdichtung einer Erzählung ist, und daß chronologische Genauigkeit, wie ich mehr als einmal Gelegenheit zu bemerken hatte, nicht eine Tugend des mönchischen, oder überhaupt eines andern Geschichtsschreibers des sechszehnten Jahrhunderts ist. Es wäre kein Wunder, wenn das Leichenbegängniß einige Tage vor der angesetzten Zeit Statt gefunden hätte. Es trifft sich so, daß wir keine Briefe aus Yuste vom achtzehnten bis zum acht und zwanzigsten August haben. Wenigstens besitze ich selbst keine und habe keine bei Andern angeführt gesehen. Wenn irgend welche, die in dieser Zwischenzeit geschrieben wurden, später zum Vorschein kommen sollten, so kann man möglicher Weise in ihnen eine Anspielung auf das Leichenbegängniß finden. Sollten während dieses Zeitraums keine Briefe geschrieben worden sein, so würde das Stillschweigen der schreibenden Theile Ende August und Anfangs September durch den Umstand erklärt werden können, daß seit der Verrichtung des kaiserlichen Leichenbegängnisses für sie schon eine zu lange Zeit verstrichen war, als daß sie jenes in Verbindung mit seiner Krankheit, welche den Gegenstand ihrer Korrespondenz bildete, hätten vermuthen können. Von welcher Seite wir auch die Sache betrachten, so zeigen sich doch immer Schwierigkeiten. Aber der Leser mag es ebenso vernünftig finden, diese Schwierigkeiten durch die Voraussetzung eines unfreiwilligen Irrthums, als der Annahme reiner Erfindung zu erklären.

Auch wird die erstere Voraussetzung nicht durch Karl's Charakter weniger wahrscheinlich gemacht. Es gab eine Ansteckung des Wahnsinns in dem königlichen Blute von Castilien, die am deutlichsten bei des Kaisers Mutter Joanna zum Vorschein kam. Einige Spuren davon, so unmerklich dieselben auch sein mögen, kann man in seinem eignen Verhalten, ehe er in den Klostergängen von Yuste eine Zuflucht

suchte, gewahren. Und wenn wir auch nicht mit Paul dem Vierten übereinstimmen, der diesen Schritt als eine genügende Evidenz von Karl's Tollheit ansah; so können wir doch, während er daselbst war, in seinem Betragen bei mehr als einer Gelegenheit Etwas finden, was dem Wahnsinn nahe verwandt ist. Hierher gehört zum Beispiel der ungesunde Geschmack, den er für die Abhaltung von Leichenbegängnissen nicht nur seiner Verwandtschaft, sondern irgend Jemandes, dessen Stellung ihm eine genügende Apologie dafür zu bieten schien, offenbarte. Nicht ein einziges Mitglied des toison starb, ohne daß er bereit war, das Ereigniß mit feierlichen Begräbnißförmlichkeiten zu begehen. Kurz, dieselben schienen die Festlichkeiten in Karl's Klosterleben zu sein. Diese kläglichen Ceremonien übten auf ihn einen solchen Zauber aus, daß man dadurch an die Zähigkeit gemahnt wird, womit seine Mutter Joanna an dem Leichnam ihres Gatten hing, indem sie denselben überall mit hin nahm, wohin sie auch ging. Es soll nach der Feier der Leichenbegängnisse seiner Aeltern und seiner Gemahlin, die ihn mehrere Tage hinter einander beschäftigten, gewesen sein, als er, wie uns berichtet wird, den Plan zur Vorfeier seines eignen Begräbnisses faßte: — ein Beispiel von Ueberspanntheit, das um so glaublicher wird, wenn wir den traurig erregten Zustand seines Geistes bedenken, in welchen er durch ein so langes Verweilen bei dem traurigen Apparate des Todes versetzt worden war.

Aber, was man auch immer von dem Berichte des Scheinbegräbnisses Karl's halten mag, so erhellt, daß er am dreißigsten August von einer Krankheit ergriffen wurde, welche am folgenden Tage von den beunruhigendsten Symptomen begleitet war. Auch hier besitzen wir von seinen Hieronymitischen Biographen einige Einzelnheiten, die wir nicht in den Briefen finden. Zufolge dem Berichte jener verlangte Karl, daß ein Porträt der Kaiserin, seiner Gemahlin, von der, wie wir sahen, er mehr denn eins in seiner Sammlung hatte, zu ihm gebracht würde. Eine lange Zeit hindurch betrachtete er die schönen Züge, „als ob," sagt der Chronikschreiber, „er die Kaiserin anflehen wollte, ihm in den himmlischen Wohnungen, wohin sie gegangen war, einen Platz zu bereiten." Darauf ging er an die Betrachtung eines andern Gemäldes: Titian's „Todeskampf im Garten," und von diesem auf jenes

unsterbliche Erzeugniß des Pinsels dieses Meisters: die sogenannte „Gloria“ über, welche in Yuste über dem Hochaltare gehangen haben soll und nach des Kaisers Tode seinen Ueberresten in den Escorial folgte*). Er starrte so lange und mit einer so leidenschaftlichen Aufmerksamkeit auf das Gemälde, daß davon die Befürchtung des Arztes rege gemacht wurde, es möchte solch' ein aufgeregter Zustand bei des Kaisers schwachem Befinden üble Wirkungen auf seine Nerven ausüben. Für diese Befürchtung war guter Grund vorhanden; denn, als Karl sich endlich von seiner Träumerei aufraffte, wandte er sich zum Doktor und klagte, daß er krank sei. Sein Puls bewies, daß er in einem heftigen Fieber lag. Weil die Symptome ungünstiger wurden, ließ ihm sein Arzt zur Ader, aber ohne guten Erfolg. Als die Regentin Joanna den gefährlichen Zustand ihres Vaters erfuhr, sandte sie ihm auf der Stelle von Valladolid ihren Leibarzt zum Beistande. Aber keine irdischen Mittel wollten anschlagen. Bald wurde es klar, daß das Ende herannahte.

Karl empfing die Mittheilung nicht bloß mit Fassung, sondern mit Heiterkeit. Das war, was er lange gewünscht hätte, sagte er. Seine erste Sorge war, einige wenige Anordnungen bezüglich seiner Angelegenheiten zu treffen. Am neunten September vollzog er ein Codicill zu seinem Testamente. Das einige Jahre vorher gemachte Testament war von großer Länge, und das Codicill hatte nicht das Verdienst der Kürze. Sein Hauptzweck war, Fürsorge für die, welche ihm nach Yuste gefolgt waren, zu treffen. In dem Codicill wird seines Sohnes Don Juan von Austria keine Erwähnung gethan. In Bezug auf diesen scheint er seine Absichten seinem Majordom Quirada, der mit seinem Herrn einige Tage vor dessen Tode eine ziemlich lange Unterredung hatte, mitgetheilt zu haben. Karl's Aufträge hinsichtlich dieses Gegenstandes scheinen von Philipp gewissenhaft beobachtet worden zu sein**).

---

*) Dieses berühmte, in des Künstlers bestem Style ausgeführte Gemälde bildet gegenwärtig eine der edelsten Zierden des Madrider Museo.

**) Die Regentin Joanna scheint aus einem oder dem andern Grunde vermuthet zu haben, daß der Knabe unter Quirada's Aufsicht in der That der Sohn des

Eine Klausel des Codicill's verdient Erwähnung. Der Kaiser beschwört seinen Sohn aufs Ernstlichste bei dem ihm geschuldeten Gehorsam, jedem Ketzer innerhalb seiner Besitzungen auf der Spur zu sein und ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, und zwar ohne Ausnahme und ohne Gunst oder Gnade gegen irgend Einen. Er beschwört Philipp, die Heilige Inquisition, als das beste Werkzeug, dieß zu vollbringen, zu hegen. „So," schließt er, „wirst Du meinen Segen haben, und der Herr wird all' Dein Vornehmen fördern." Das waren die letzten Worte des sterbenden Monarchen an seinen Sohn. Sie predigten nicht tauben Ohren; denn die scheidende Ermahnung seines Vaters diente dazu, dem Schwerte der Verfolgung, welches Philipp schon zu schwingen begonnen hatte, noch eine schärfere Schneide zu geben.

Am neunzehnten September hatten Karl's Kräfte schon so sehr abgenommen, daß man es für schicklich hielt, ihm die letzte Oelung zu geben. Er zog dieselbe in der bei den Mönchen angewandten Form vor. Diese enthielt eine Litanei, die sieben Bußpsalmen und sonderliche andere Stellen der Schrift, und war viel länger und erschöpfender, als der bei den Laien gebrauchte Ritus. Indeß versagten ihm die Kräfte dabei nicht, und am folgenden Tage wünschte er, wie er während seiner Krankheit häufig gethan hatte, das Abendmahl einzunehmen. Auf seines Beichtvaters Vorstellung, daß dieß nach dem Sakramente der letzten Oelung unnöthig wäre, antwortete er: „Vielleicht ist es so, aber es ist ein guter Proviant auf die lange Reise, die zu unter-

---

Kaisers wäre. Einige Wochen nach ihres Vaters Tode ließ sie an den Majordom einen Brief richten, worin sie ohne Umschweif fragte, ob dieß der Fall sei, und ihren Wunsch zu erkennen gab, daß für den Jüngling geeignete Fürsorge getroffen werden möchte. Der vorsichtige Beamte, der dieß in seiner Privatkorrespondenz mit Philipp erzählt, versuchte die Regentin von der Fährte abzulenken, indem er berichtete, daß der Bursche der Sohn eines Freundes sei, und daß das Gerücht unbegründet sein müsse, weil in des Kaisers Testamente keine Erwähnung desselben geschähe. „Ser ansy que yo tenya un muchacho de hun caballero amygo myo que me abia encomendado años a, y que pues S. M. en su testamento ni codecilyo, no azia memorya del, que hera razon tenello por burla." Carta de Luis Quixada al Rey, 28 de Noviembre, 1558. Man.

nehmen ich im Begriffe stehe.“ Obschon er erschöpft war, kniete er doch während der Ceremonie eine volle Viertelstunde in seinem Bett, indem er Gott für seine Barmherzigkeitsbezeugungen Dank darbrachte, und in einer ernsten Weise, welche die Herzen aller Anwesenden rührte, über seine Sünden die tiefste Zerknirschung ausdrückte.

Seine ganze Krankheit hindurch hatte er einen Trost darin gefunden, sich Stellen aus der Schrift, namentlich aus den Psalmen, vorlesen zu lassen. Quirada wollte aus Besorgniß, daß sein Herr nicht in den letzten Augenblicken beunruhigt werden möchte, bloß sehr wenigen Personen erlauben, im Zimmer anwesend zu sein. In dieser Zahl war Bartolomé de Carranza, der unlängst auf den Erzbischofssitz von Toledo erhoben worden war. Dieser hatte bei der Verfolgung in England unter Maria eine hervorragende Rolle gespielt. Während seines noch übrigen Lebens wurde er durch einen stärkern Arm als den seinigen, durch denjenigen der Inquisition, selber ein Opfer der Verfolgungssucht. Sogar die Trostesworte, welche er in diesem Zimmer des Todes aussprach, wurden von Karl's Beichtvater sorgfältig aufgesammelt und bei seiner Anklage wegen Ketzerei als eine der Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht.

Am ein und zwanzigsten September, dem Tage des heiligen Matthäus, gegen zwei Stunden nach Mitternacht fühlte der Kaiser, der lange sprachlos geblieben, daß seine Stunde gekommen war, und rief aus: „Nun ist es Zeit!“ Die heilige Kerze wurde ihm angezündet in seine rechte Hand gegeben, wie er an der Schulter des treuen Quirada lehnte. Mit seiner linken suchte er ein silbernes Krucifix zu umklammern. Dasselbe hatte schon die Kaiserin, seine Gemahlin, in ihrer Sterbestunde getröstet, und Karl hatte dem Quirada anbefohlen, es für ihn bei der gleichen Gelegenheit in Bereitschaft zu halten. Es hatte eine Zeit lang an seiner Brust gelegen, und als es jetzt vor seinem gläsernen Auge vom Erzbischof von Toledo in die Höhe gehalten wurde, heftete Karl seinen Blick lange und ernstlich auf das geweihte Symbol: für ihn das Andenken sowohl der irdischen wie der himmlischen Liebe. Der Erzbischof sagte den Psalm De Profundis her: — „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir! —“ als der sterbende Mann eine schwache Anstrengung das Krucifix zu umarmen machte, und in

einem so hörbaren Tone, daß man ihn im anstoßenden Zimmer hören konnte, ausrief: „Ach Jesus!“ worauf er auf das Kissen zurücksank und ohne Kampf verschied. Er hatte immer — indem er vielleicht die ketzerische Ansteckung des Wahnsinns fürchtete — gebetet, daß er möge im Besitze seiner Verstandeskräfte sterben können. Sein Gebet wurde erhört.

Nachdem die Leiche des Kaisers einbalsamirt und in einen bleiernen Sarg gelegt worden war, stand sie drei Tage lang in der Kapelle im Staate aus, während welcher Zeit über sie von den besten Predigern des Klosters drei Reden gehalten wurden. Dann wurde sie mit gebührender Feierlichkeit unter den Gebeten und Thränen von den Brüdern und Karl's Bedienten und in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Personen aus dem umliegenden Lande in die Erde beigesetzt.

Indeß ging das Begräbniß nicht ohne einige Schwierigkeit ab. Karl hatte in seinem Testamente verlangt, daß er theilweise unter den großen Altar gelegt werden wolle in einer solchen Weise, daß der obere Theil seines Körpers unter die Stelle kommen möchte, wo der Priester, wenn er den Gottesdienst verrichtete, stände. Dieß war in aller Demuth vom Kaiser gefordert worden; aber es erregte unter den bedenklichen Geistlichen die Frage, ob schicklicherweise irgend welche Gebeine, mit Ausnahme derjenigen eines Heiligen, einen so hehren Platz unter dem Altare einnehmen dürften. Der Streit erhitzte sich mehr, als es für die Gelegenheit passend war, bis die wichtige Angelegenheit endlich dadurch beigelegt wurde, daß man eine Aushöhlung in die Mauer machen ließ, in welche der Kopf hineingelegt wurde, so daß die Füße den Rand des geheiligten Grundes berühren konnten. Der Leichnam des Kaisers blieb nicht lange in seinem Ruheplatze zu Yuste liegen. Ehe noch viele Jahre verstrichen waren, wurde er auf Befehl Philipp's des Zweiten in das Escorial gebracht und in diesem prächtigen Mausoleum fuhr er bis auf den heutigen Tag fort an der Seite der Kaiserin Isabella zu ruhen.

Die Leichenfeierlichkeiten Karl's wurden mit viel Gepränge von dem römischen Hofe, von der Regentin Joanna zu Valladolid und mit noch größerer Pracht von Philipp dem Zweiten zu Brüssel gefeiert.

Als Philipp die Nachricht von seines Vaters Tode erfuhr, war er zu Arras. Er verfügte sich augenblicklich nach einem Kloster in der Umgegend von Brüssel, wo er mehrere Wochen lang eingeschlossen blieb. Unterdessen befahl er, daß die Glocken in allen Kirchen und Klöstern durch die ganzen Niederlande vier Monate hindurch jeden Tag dreimal (langsam) geläutet, und daß während dieser Zeit keine Feste oder öffentlichen Vergnügungen irgend einer Art vorgenommen werden sollten. Des Nachts am acht und zwanzigsten Dezember kam der König nach Brüssel, und am folgenden Tage wurde vor der Vesperstunde eine Procession nach der Kirche St. Gudula, welche noch die Bewunderung des Reisenden als eines der edelsten Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst in den Niederlanden rege macht, veranstaltet.

Die Prozession bestand aus den vorzüglichsten Geistlichen, den Mitgliedern der verschiedenen religiösen Häuser mit angebrannten Wachskerzen in den Händen, den Edlen und Kavalieren vom Hofe, den großen Staatsbeamten und dem königlichen Haushalte, die alle in tiefe Trauer gekleidet waren. Nach diesen kamen die Ritter des Goldenen Vließes mit den Insignien und den prächtigen Kleidern des Ordens. Der Marquis von Aguilar trug das kaiserliche Szepter, der Herzog von Villahermosa das Schwert, und der Prinz von Oranien den Apfel und die Krone des Reiches. Philipp, in einen Trauermantel (Zobelmantel) eingewickelt und das Haupt in eine Kapuze begraben, ging zu Fuß. Seine Schleppe wurde von Ruy Gomez de Silva, dem Lieblingsminister, getragen. Hernach folgte der Herzog von Savoyen, der gleichfalls als ein Prinz von Geblüte allein und mit bedecktem Haupte einherschritt. Reihen von der spanischen und deutschen Garde in ihren Nationaluniformen bildeten eine Eskorte zur Procession, als diese durch die erleuchteten Hauptstraßen, wo die helle Gluth der Pechfackeln die sich ansammelnden Schatten der Nacht vertrieb, ihren Weg nahm.

Einen in die Augen fallenden Theil der Procession bildete eine lange Reihe Rosse, von denen ein jedes von zwei Edelleuten geführt wurde, und die auf ihren glänzenden Hausungen und auf den Bannern, welche sie trugen, die Devisen und Wappen der verschiedenen vom Kaiser beherrschten Staaten entfalteten.

Aber kein Theil des Schaufestes zog so sehr die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich, als eine stattliche Galeere, deren Seiten kunstvoll mit Schlachtstücken bemalt waren, die von den verschiedenen durch Karl bestandenen Treffen eingegeben waren; während ihre schwarzseidenen Segel mit Inschriften in goldenen Buchstaben, welche die Triumphe des Helden meldeten, bedeckt waren.

Wiewohl der Palast in nicht großer Entfernung von der St. Gudula-Kirche lag, brauchte die Procession, um die Kirche zu erreichen, doch zwei Stunden. In dem Schiffe des Gebäudes stand eine Art Kapelle, die für die Gelegenheit errichtet war. Ihr Dach, oder vielmehr Baldachin, der vier goldgestickte Kronen entfaltete, ruhte auf vier sorgfältig gearbeiteten ionischen Säulen. Im Innern stand ein Sarkophag, bedeckt mit einem schwarzen Leichentuche aus Sammet und bepflanzt mit einem großen carmoisinfarbigen Kreuze. In dieser Kapelle, die von drei tausend Wachskerzen erleuchtet war, wurde die kaiserliche Krone sammt dem Reichsapfel und Szepter niedergelegt.

Davor stand ein schwarz ausgelegtes Gerüste, worauf für Philipp ein Thron errichtet war. Die Edlen und großen Beamten der Krone nahmen die Sitze oder besser Stufen unterhalb ein. Schwarzsammetne Zeuge und Goldtuche, geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen, waren durch die Bogen des Schiffes hindurch ausgespannt; oberhalb derselben liefen Gallerien, die für die Herzogin von Lothringen und für die Hofdamen eingerichtet waren.

Wenn der Reisende gegenwärtig dieses ehrwürdige Gebäude, worin Karl der Fünfte die Kapitel des Goldenen Vließes abzuhalten pflegte, besucht, und auf das charakteristische Bild jenes Monarchen, wie dasselbe auf den prächtigen, gemalten Glasfenstern sich darbietet, blickt: so mag er sich wohl des denkwürdigen Tages erinnern, da das Volk von Flandern und der Rang und die Schönheit der Hauptstadt hier versammelt waren, um das Leichenbegängniß des großen Kaisers zu feiern; wo denn, unter Wolken des Weihrauchs und der flammenden Gluth von Myriaden Lichtern die tiefen Töne der Orgel durch die langen Chorgänge zitterten und sich mit den Stimmen

der Priester mischten, als diese ihr trauriges Requiem für die Seele des dahingeschiedenen Monarchen sangen*).

Bezüglich der letzten Tage Karl's des Fünften bin ich etwas ins Einzelne gegangen. Derselbe übte in seiner Zurückgezogenheit einen zu mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus, als daß solch ein Bericht als eine ungehörige Episode für die Geschichte Philipp's des Zweiten betrachtet werden könnte. Ehe ich von ihm auf immer scheide, will ich einen kurzen Ueberblick über einige Eigenheiten in seinem politischen Charakter, der schon lange unvertilgbar durch eine geschicktere Hand, als die meinige, gezeichnet worden ist, geben.

---

*) Das waren wenigstens die Bilder, die mir vor die Seele traten, als ich bei einem Besuche, den ich Brüssel vor einigen Jahren — im Sommer 1850 — machte, durch die Chorgänge des schönen alten Domes schritt. Vielleicht wird der Leser, als mit diesem Gegenstande verwandt, eine kleine hierauf bezügliche Skizze aus einem an einen fernen Freund am Orte geschriebenen Briefe von mir entschuldigen: — „Alsdann der edle Brüsseler Dom, einer gewissen Sankt Gudula geweiht: — die herrliche Orgel füllte die langen Chorgänge mit den herzerschütterndsten Tönen, als die Stimmen der in ihre reichen Gewänder von Purpur und Gold gekleideten Priester sich in einem Gesange erhoben, der in der ungeheuern gewölbten Entfernung des Domes verhallte. Es war Traueramt, und, um nach den Dekorationen zu urtheilen, war wahrscheinlich der Sarg irgend eines reichen Bürgers im Chor. Eine Anzahl Personen kniete, und sagte in eifriger Andacht ihre Gebete her, ohne sich viel um die protestantischen Fremden zu bekümmern, die genau die Gemälde und Bildsäulen, wovon das Gebäude voll ist, betrachteten. Großen Eindruck machte auf mich eine arme Frau, die vor dem Schreine des Heiligen kniete, dessen Marmorleib, bedeckt mit einem anständigen Seidenflorschleier, gerade vor ihr lag, bloß getrennt durch ein leichtes Gitter. Die untergehende Sonne strahlte herein durch die reichgefärbten Scheiben der herrlichen Fenster, die von dem Boden bis zur Decke des Domes einige hundert Fuß in die Höhe reichten. Das Glas war aus der Zeit Karl's des Fünften, und ich fand bald sein bekanntes Gesicht — den hervortretenden Kiefer der östreichischen Linie — heraus. Als ich den rühmlichen Lobgesang in diesem von der Zeit geehrten Dome —, der Geschlecht auf Geschlecht hinschwinden gesehen und nun in frischen Farben die Bilder der einstigen Anbeter innerhalb seiner Mauern darstellte, — zum Himmel aufsteigen hörte: wurde ich fortgerissen in eine entfernte Periode zurück, und fühlte mich einen Zeitgenossen der großen alten Zeiten, da Karl der Fünfte die Kapitel des Goldenen Vließes in diesem nämlichen Gebäude abhielt."

Karl stand zur Zeit seines Todes in dem acht und funfzigsten Jahre seines Alters. An Körper war er älter, als an Jahren. Er war wirklich sowohl geistig als körperlich erschüttert worden, daß man von ihm sagen kann, er sei an einem frühreifen Greisenalter gestorben. Dennoch war seine physische Entwickelung sehr langsam gegangen. Er war beinahe ein und zwanzig Jahre alt, ehe irgend Etwas vom Barte an seinem Kinn zum Vorschein kam. Indeß war er der Zeit nach erst sechs und dreißig, als sich graue Haare an seinen Schläfen zeigten. Mit vierzigen hatte das Podagra schwere Angriffe auf den ursprünglich starken Körperbau gemacht, und ehe er funfzig zählte, mußte der Mann, welcher auf seinen Feldzügen Tag und Nacht im Sattel bleiben konnte und auf der Jagd in den wilden Pässen der Alpuxarras unempfindlich gegen die Müdigkeit zu sein schien, sich gleich einem armen Krüppel an der Spitze seiner Armeen in einer Sänfte tragen lassen*).

Seine geistige Entwickelung zögerte gleichermaßen wie die körperliche. So lange als Chievres — der flamändische Edle, welcher ihn in seiner Jugend überwachte — lebte, schien Karl keinen eignen Willen zu haben. Bei seinem ersten Besuche in Spanien, wohin er mit siebenzehn Jahren kam, versprach er so wenig, daß diejenigen, welche am nächsten mit ihm in Berührung kamen, keine Zeichen zukünftiger Größe entdecken konnten. Doch scheint der junge Prinz sich bewußt gewesen zu sein, daß er Elemente der Größe in sich trug. Geduldig erwartete er seine Zeit. „Nondum“ — noch nicht — war das Motto, welches er mit achtzehn Jahren auf einem Tournier zu Valladolid für seinen ersten Schild auserkor.

Aber, als der Tod des flamändischen Ministers den jungen Monarchen aus seinem Zustande der Abhängigkeit erlöst hatte, nahm er, wie Ludwig der Vierzehnte bei dem Tode Mazarin's that, die Zügel selbst in die Hand. Jetzt zeigte er sich in einem völlig neuen Lichte.

---

*) In diesem Abrisse von dem Charakter Karl's des Fünften habe ich nicht angestanden, mir die meisterhaften Züge zu Nutze zu machen, welche Ranke von dem Portrait dieses Monarchen in der Einleitung zu dem Spanien gewidmeten Theile seines großen Werkes über die Nationen des südlichen Europa's gezeichnet hat.

Er entfaltete sogar größere Unabhängigkeit, als seine Vorgänger. Er vertraute nicht mehr, wie sie, Alles einem Staatsrathe an. Er vertraute bloß sich selbst, und wenn er mit irgend einem Lieblingsminister, wie mit Granvelle oder dessen Sohne, dem Kardinale, ungezwungener verkehrte, so war es nur, um zu berathen, nicht aber, um durch ihre Urtheile gegängelt zu werden. Geduldig unterrichtete er sich von den öffentlichen Angelegenheiten, und wenn fremde Gesandte bei ihm ihre Audienzen hatten, waren sie darüber erstaunt, wenn sie fanden, daß er in Bezug auf ihre eignen Höfe und auf die Zwecke ihrer Sendung Alles wußte.

Dennoch schien er von keinem schnellen Begriffsvermögen zu sein, oder, um mich richtiger auszudrücken, es ging langsam, ehe er zu seinen Resultaten gelangte. Er konnte wohl den Kourier ganzer Tage warten lassen, bis er zu einer Entscheidung zu kommen vermochte. Wenn er aber dazu kam, konnte dieselbe kein Mensch auf Erden wankend machen. Indem er eines Tages mit dem Venetianer Cantarini über diese Eigenthümlichkeit seines Geistes sprach, bemerkte der höfliche Gesandte, daß „es nicht halsstarrig wäre, an gesunden Ansichten festzuhängen." „Richtig," sagte Karl, „aber manchmal hänge ich ungesunden an."

Seine unermüdliche, sowohl geistige wie körperliche Thätigkeit bildete einen starken Gegensatz zu der Trägheit seiner frühen Jugend. Sein weit zerstreutes Reich, das sich über die Niederlande, Spanien, Deutschland und die neue Welt erstreckte, bot Verlegenheiten dar, welche zu überwinden sehr viele Fürsten für unmöglich gehalten haben würden. Wenigstens würden sie in einem großen Maße haben durch Stellvertretung regieren, ihre Geschäfte durch Agenten ausüben lassen müssen. Aber Karl beliebte Alles selbst zu thun: — seine Pläne selbst zu entwerfen und sie in eigner Person auszuführen. Die Zahl seiner Reisen zu Land und Wasser, wie sie in seiner Abschiedsrede angegeben wird, ist wirklich wunderbar: denn das war noch nicht die Zeit der Dampfschiffe und Eisenbahnen. Er schien wie ein Kourier zu leben. Aber diese Expeditionen machte er auch zu keinem geringfügigen Zwecke. Er wußte, wo seine Gegenwart gebraucht wurde, und seine Promptheit und Pünktlichkeit brachte ihn zur rechten Zeit an den rechten Ort.

Keine Stelle seines weiten Reiches war weit von ihm entlegen. Er schien die Eigenschaft der Allgegenwart zu besitzen.

Das Bewußtsein seiner eignen Kraft schürte den Funken des Ehrgeizes, welcher bisher in seinem Busen geschlummert, zur Flamme. Seine Entwürfe waren so ausgedehnt, daß man gemeiniglich glaubte, er strebe nach der Weltherrschaft. Gleich seinem Großvater Ferdinand und seinem Sohne Philipp warf er seinen Plänen den Mantel der Religion über. Oder, um billiger mit ihm umzugehen, das religiöse Prinzip bestimmte zusammen mit der persönlichen Politik seine Laufbahn. Für das Kreuz zu kämpfen schien er immer bereit. Er nahm den Anschein, als ob er die Sache Spaniens und die Sache des Christenthums für gleichbedeutend ansähe. Er marschirte gegen die Türken und stemmte die Fluth ottomanischen Einbruchs in Ungarn. Er marschirte gegen die Protestanten und warf ihre Heere im Herzen Deutschlands. Er überschritt das Mittelmeer und erniedrigte den Halbmond zu Algier. Er vertraute sich dem Ehrgefühle Franzens an, als er durch Frankreich reiste, um an den Aufrührern Flanderns Rache zu nehmen. Zweimal drang er als Feind in Frankreich ein und marschirte bis vor die Thore von Paris. Anstatt des bescheidenen Wahlspruches auf seinem Jungfernschilde nahm er jetzt das stolze Motto „Plus ultra" an, und suchte sein Recht dazu, indem er seine Flotten über den Ocean sandte und das Banner Castiliens auf die fernen Küsten des Stillen Oceans pflanzte. Bei diesen Unternehmungen war er im Ganzen genommen glücklich. Sein Erfolg bewog ihn, noch mehr auf sich selbst zu bauen. „Ich selbst und der glückliche Zeitpunkt" war sein Lieblingsspruch. Der „Stern Oestreichs" war ebenfalls sein Sprüchwort. Erst am Abend seines Lebens beklagte er sich über die Veränderlichkeit des Glücks, daß sein Stern, als er am Horizonte hinuntergerückt war, von Wolken und Dunkelheit verdüstert wurde.

Auf diese Weise wurden Karl's Nerven in einem Zustande fortwährender Aufregung erhalten. Kein Wunder also, daß seine Gesundheit darunter abnahm, gleich einer durch außergewöhnliche Reizmittel auf Kosten ihrer eignen Lebensfähigkeit zu unnatürlicher Frucht getriebenen Pflanze.

Nicht alle seine Gewohnheiten waren dienlich zur Gesundheit.

Er schlief gewöhnlich bloß vier Stunden: eine zu kurze Zeit, um den durch unaufhörliches Abmühen verursachten Verlust wiederherzustellen. Sein phlegmatisches Temperament machte ihn nicht zu Ausschweifung geneigt. Doch einer Ausschweifung machte er sich schuldig: — der Begünstigung seines Appetits bis zu einem seiner Gesundheit verderblichen Grade. Ein venetianischer Zeitgenosse erzählt uns, daß Karln, ehe er des Morgens aufstand, gewöhnlich eingemachter Kapaun, zugerichtet mit Zucker, Milch und Gewürz, aufgetragen wurde. Mittags speiste er unterschiedliche Gerichte. Bald nach Vesper nahm er ein zweites Mahl ein, und später am Abende genoß er wacker Sardellen und andere schwere und schmackhafte Speise, die er besonders gern aß. Als er sich einmal bei seinem Maitre d'hôtel beklagte, daß ihm der Koch Nichts, als zu schale und zum Essen zu geschmacklose Gerichte schicke, antwortete der verlegene Angestellte, der Karl's Leidenschaft für Zeitmesser kannte, daß „er nicht wüßte, was er bereiten könnte, wofern man nicht Seiner Majestät ein Ragout Taschenuhren vorsetzte!" Der Witz hatte den einen guten Erfolg, daß er dem Kaiser ein herzliches Gelächter entlockte: — eine Sache, die in dieser letztern Zeit selten gesehen wurde.

Vergebens machte sein Beichtvater, der Kardinal Loaysa, mit einer zur Ehre gereichenden Unabhängigkeit wider seines Herrn Appetitsbegünstigung Vorstellungen, indem er Karln versicherte, daß Widerstand in diesem Punkte für seine Seele mehr, als irgend eine Buße mit der Geißel, thun würde. Es erscheint beklagenswerth, daß Karl in Anbetracht seines Hanges so leicht Absolution vom Fasten erhielt und daß er dagegen nicht Etwas von der seinem Rücken angethanen Buße auf den ärgergebenden Theil übertrug. Selbst in dem Kloster zu Yuste verharrte er noch bei dem verderbenbringenden Geschmacke. Sardellen, Froschschenkel und Aalpasteten waren die feinen Leckerbissen, welche er selbst vor den Augen seines Arztes zu schmausen beliebte. Es würde nicht übel für ihn gewesen sein, hätte er sein einsames Mahl häufiger mit der einfachen Kost des Refektoriums vertauscht.

Mit diesen gemeinern Neigungen verband Karl viele andere von einer geläuterten und intellektuellen Art. Wir haben seine Liebhaberei für Musik und die Ergötzung, die er an der damit verwandten Zeichnen-

kunst — besonders an den Arbeiten Titian's fand — gesehen. Mehrere Male wurde er von diesem großen Meister gemalt, und durch die Hand desselben, wie wir sahen, wünschte er auf die Nachwelt zu kommen. Ferner hegte der Kaiser eine andere Neigung, vielleicht ein Talent, welches ihn bei einer verschiedenen Erziehung und in einem verschiedenen Lebenskreise unter die Zunft der Schriftsteller hätte führen können.

Es wird eine artige Unterhaltung berichtet, die zwischen ihm und Borja, dem zukünftigen Heiligen, während eines von dem Jesuiten zu Yuste abgestatteten Besuches vorgefallen sein soll. Karl fragte seinen Freund, ob es von einem Menschen unrecht wäre, wenn derselbe seine eigne Biographie schriebe, vorausgesetzt, daß er es ehrbar und ohne den Beweggrund der Eitelkeit thäte. Er sagte, daß er seine eignen Denkwürdigkeiten, nicht aus Selbsterhebung, sondern um die vielen über sein Handeln im Umlauf befindlichen Irrthümer zu verbessern und sein Betragen in das rechte Licht zu setzen, geschrieben habe. Man könnte hinsichtlich der Antwort neugierig sein; doch weiß man nicht, was der gute Pater auf die Frage versetzte. Man muß hoffen, daß er nicht etwa den Kaiser verleitete, das nie ans Tageslicht gekommene Manuskript zu zerstören.

Wie sich das auch verhalten mag, so ist kein Grund vorhanden zu zweifeln, daß er zu einer Zeit seines Lebens einen Theil seiner Selbstbiographie aufgesetzt hatte. Wie schon erwähnt, gab es im kaiserlichen Haushalte einen flamändischen Gelehrten, Wilhelm Van Male, oder, wie er auf Lateinisch heißt, Malinäus, der unter dem Titel eines Kammerherrn für Karln, während er zur Seite von dessen Bett stand, manchen langen Brief schrieb und ihm manche langweilige Stunde vorlas, nachdem der Monarch zur Ruhe gegangen war, um, wie es schien, nicht zu schlafen. Diese Persönlichkeit erzählt uns, daß Karl bei seiner Fahrt auf dem Rheine einen bis zu dem späten Datum 1550 reichenden Bericht von seinen Expeditionen schrieb. Das ist nicht sehr bestimmt. Jeder unter solchen Umständen und binnen so kurzer Zeit geschriebene Bericht konnte weiter Nichts, als eine Skizze der allgemeinsten Art sein. Dennoch versichert uns Van Male, daß er das Manuskript gelesen habe, empfiehlt dasselbe wegen der saubern und eleganten

Schreibweise und nimmt sich vor, eine lateinische Uebersetzung davon zu machen, deren Styl die einzelnen Vorzüge des Tacitus, Livius, Suetonius und Cäsar vereinigen sollte! Der bewundernde Kämmerer klagt, daß es Karl, anstatt es der Welt zu übergeben, eifersüchtig unter Schloß und Riegel verwahrt halte*).

Des Kaisers Neigung zur Schriftstellerei zeigte sich noch in anderer Weise. Das war die Uebersetzung des „Chevalier Délibéré," eines französischen, damals sehr im Schwange gehenden Gedichtes, das den Hof von Karl's Vorfahren, Karl's des Kühnen von Burgund, verherrlichte. Da Van Male für Karl den Fünften dasselbe gethan zu haben scheint, was für Friedrich Voltaire that, als dieser vom Waschen der schmutzigen Wäsche des Königs sprach, so wurde er ebenfalls dazu verwandt, diese Uebersetzung durchzusehen, und er urtheilt von ihr, daß sie in Bezug auf Idiom und Wahl der Sprache ein großes Verdienst besessen habe. Alsdann gab sie der Kaiser dem Acuña, einem guten Poeten am Hofe, damit sie derselbe in castilianische Verse übertrage. Ein schadenfroher Schalk, der Geschichtsschreiber Avila, versicherte den Kaiser, daß sie für den Angestellten nicht weniger, als fünf hundert Goldkronen werth sein müsse. „Und Wilhelm," sagte der Monarch, „hat einen guten Anspruch darauf, denn er hat die Arbeit sehr durchgefegt." Sofort ließ man zwei tausend Exemplare von dem Gedicht, das anonym erscheinen sollte, drucken. Der arme Herr Van Male, der eine sehr verschiedene Ansicht von dem Gewinne hegte und meinte, daß bloß die Verlagskosten sicher wären, wollte sich von diesem Beweise der Freigebigkeit seines Herrn entschul-

---

*) Beim Tode des Kaisers waren diese Denkwürdigkeiten im Besitze des Van Male, der später mit Thränen in den Augen zu klagen pflegte, daß Quirada sie ihm weggenommen habe. Aber, sagte er, er wüßte noch genug vom Inhalte, um eine neue Lebensbeschreibung seines Herrn zu machen, was er auch thun wolle. Indem Philipp glaubte, Van Male könnte seine Absicht ausgeführt haben, befahl er nach des armen Edelmanns Tode dem Granvelle, dessen Papiere zu durchstöbern, und wenn er ein solches Manuskript fände, solle er es ihm schicken, damit er es ins Feuer würfe! In seiner Zärtlichkeit für seines Vaters Andenken mag Philipp gedacht haben, daß kein Mensch seinem Kammerdiener gegenüber ein Held sein könne. Indeß wurden bei der Nachsuchung keine Denkwürdigkeiten gefunden.

digen. Es war ganz vergeblich; Karl ließ sich nicht von seinem edelmüthigen Vorhaben ablenken, und ohne eine Zeile zur Gewinnung der Gunst des Publikums, die in der Vorrede den Antheil der königlichen Hand an der Dichtung gemeldet hätte, wurde die letztere in die Welt hineingeführt*).

Was auch Karl in Betracht einer Selbstbiographie gethan haben mag, so war er doch sicherlich nicht gleichgültig gegen den Ruhm nach dem Tode. Er wußte, daß der größte Name bald der Vergessenheit anheimfallen muß, wofern derselbe nicht im Gesange des Barden oder auf den Blättern des Chronikers unverweslich gemacht wird. Er sah sich nach einem Geschichtsschreiber um, damit derselbe für ihn mit der Feder dasselbe thäte, was Titian mit dem Pinsel that: nämlich, der Nachwelt darstellte. Hierin scheint er weniger von Eitelkeit als von einem natürlichen Wunsche getrieben worden zu sein, seinen Charakter und sein Betragen der Betrachtung oder der Beurtheilung des Menschengeschlechts unter einen billigen Gesichtspunkt — wie er denselben verstand — bringen zu lassen.

Der vom Kaiser zu diesem delikaten Amte ausersehene Mann war der gelehrte Sepulveda. Den Sleidan verurtheilte er als einen Verläumder, und den Giovio, der in das andere Extrem verfallen war und von ihm nach Karl's Ausdruck die „goldene Feder" der Geschichte geschrieben hatte, verdammte er nicht weniger als einen

*) „Ne in proemio quidem passus est ullam solertiae suae laudem adscribi." Van Male's lateinische Korrespondenz, woraus dieser ergötzliche Vorfall entnommen ist, wurde zuerst 1843 zu Brüssel vom Baron Reiffenberg für die Gesellschaft der Bibliophiles Belgiques veröffentlicht. Sie enthält einige interessante Notizen über Karl des Fünften persönliche Gewohnheiten während der fünf, seiner Abdankung vorhergehenden Jahre. Van Male begleitete seinen Herrn in dessen Abgeschiedenheit, und sein Name erscheint im Codicill unter denen vom Haushalt, welche Pensionen vom Kaiser empfingen. Dieß kam ihm wahrscheinlich mehr zu Statten, als Seiner Majestät Uebersetzung, welche, wenn sie im Laufe des Jahrhunderts auch mehrere Auflagen erlebte, doch wahrscheinlich der Tasche des Kämmerlings, der nicht ganz zwei Jahre nach seinem Herrn starb, wenig Geld einbrachte.

Schmeichler*). Karl ermuthigte den Sepulveda, sich an ihn um Nachricht über Sachen, die auf seine Regierung Bezug hätten, zu wenden. Als er aber von dem Geschichtsschreiber gebeten wurde, das Geschriebene anzuhören, lehnte der Kaiser ab. „Ich will," versetzte er, „weder hören, noch lesen, was Sie von mir gesagt haben. Andere mögen dieß thun, wenn ich gegangen bin. Aber, wenn Sie über irgend einen Punkt Belehrung wünschen, so werde ich stets bereit sein, sie Ihnen zu geben." Eine auf solche Weise zusammengestellte Geschichte war nach Art einer Selbstbiographie, und muß deßhalb als zu derselben Verläßlichkeit berechtigt, und denselben Einwürfen, wie jene Schreibart, offen erscheinen. Sepulveda war einer von den Wenigen, die bei Karln während seiner Zurückgezogenheit in Yuste wiederholten Zutritt hatten, und der Monarch bekundete seine Achtung für ihn, indem er verfügte, es möge besondere Sorge getragen werden, daß dem Manuskripte des Geschichtsschreibers, ehe es die Presse bezöge, kein Leids geschähe.

Dergestalt sind die interessantesten Züge und persönlichen Anekdoten, die ich habe von dem Manne sammeln können, der ziemlich vierzig Jahre lang über ein ausgedehnteres Reich mit einem unbeschränkteren Ansehen, als irgend ein Monarch seit den Tagen Karl's des Großen herrschte. Es mag befremdend erscheinen, daß ich unterlassen habe, einen Zug in seinem Charakter, den hervorragendsten in der Linie, aus welcher er, wenigstens von Seiten seiner Mutter, stammte: — seine Bigotterie — zu bezeichnen. Aber diese war bei Karln weniger ersichtlich, als bei vielen Andern seines Hauses, und so lange er auf dem Throne saß, gibt die Ausdehnung, bis zu welcher seine religiösen Grundsätze von seinen politischen beherrscht wurden, einen passenderen Vergleich mit der Politik seines Großvaters, Ferdinand des Katholischen, als mit der seines Sohnes Philipp des Zweiten oder seines schwachsinnigen Enkels Philipp des Dritten an die Hand.

Aber das religiöse, über Karl's Seele hangende Dunkel nahm, als er sich in das Kloster von Yuste zurückgezogen hatte, eine tiefere

---

*) Paulo Giovio erhielt so wenig zur Vergeltung seiner honigsüßen Worte, daß ihm für einen neuen Zug im Charakter Karl's, den er hernach als karg brandmarkte, die Augen aufgingen.

Färbung des Fanatismus an. In seinen Scheideworten hinterließ er, wie wir sahen, seinem Sohn die Inquisition als ein kostbares Vermächtniß. Auf gleiche Weise versuchte er in dem Busen der Regentin Joanna den Geist der Verfolgungssucht zu hegen*). Und wenn es wahr wäre, daß Karl, wie uns sein Biograph versichert, sein Bedauern darüber aussprach, daß er das freie Geleit Luther's**) respektirt habe: so hätte die Welt geringen Grund darüber zu trauern, daß er Schwert und Szepter mit dem Mönchsbrevier, und den Thron der Cäsaren mit der mönchischen Abgeschiedenheit in den Wildnissen Estremadura's vertauschte.

---

*) „Si me hallara con fuerças y dispusicion de podello hacer tambien procurara de enforçarme en este caso á tomar cualquier trabajo para procurar por mi parte el remedio y castigo de lo sobre dicho sin embargo de los que por ello he padescido.“ Carta del Emperador á la Princesa, 3 de Mayo, 1558, Man.

**) „Yo erré en no matar a Luthero, ... porque yo no era obligado á guardalle la palabra por ser la culpa del hereje contra otro major Senor, que era Dios.“ Sandoval, Hist. de Carlos V., tom. II., p. 613.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.